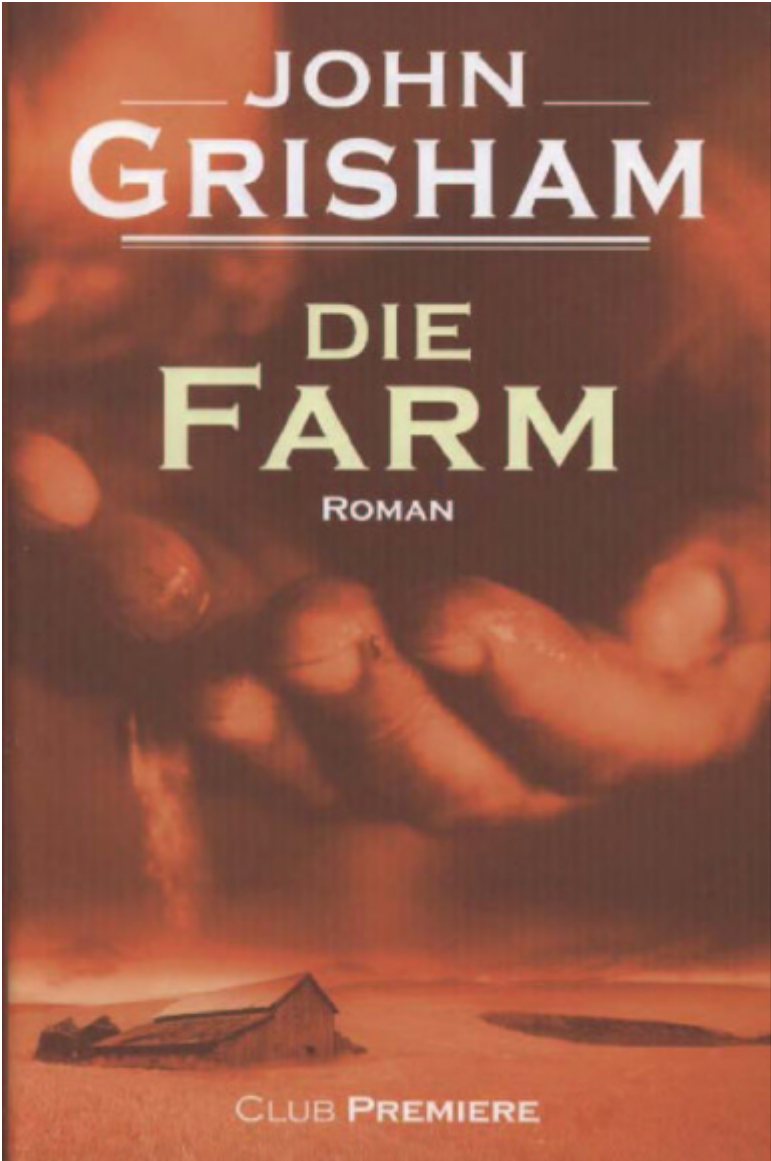


The book cover features a dramatic, monochromatic orange and red background. At the top, the author's name 'JOHN GRISHAM' is written in white, with 'JOHN' on one line and 'GRISHAM' on the line below, separated by horizontal lines. The title 'DIE FARM' is prominently displayed in the center in a large, bold, yellow-green serif font. Below the title, the word 'ROMAN' is written in a smaller, white, sans-serif font. The background image depicts a dark, stormy sky with swirling clouds and a small, isolated wooden barn on a flat, desolate landscape at the bottom. The overall mood is ominous and suspenseful.

— JOHN —
GRISHAM

**DIE
FARM**

ROMAN

CLUB PREMIERE

John Grisham
Die Farm
ROMAN

gescannt & convertiert
by MiBaHH

Aus dem Amerikanischen von Anette Grube

CLUB PREMIERE

DEUTSCHE ERSTVERÖFFENTLICHUNG

Die amerikanische Originalausgabe
erschien unter dem Titel »A Painted House« bei Doubleday, a
division of Random House, Inc., New York.

Vor der Buchveröffentlichung
erschien »A Painted House« als Serie in der Zeitschrift
»Oxford American«.

Dieses Buch ist ein Roman.

Namen, Personen, Firmen, Organisationen,
Orte und Geschehnisse sind entweder der Phantasie
des Autors entsprungen oder werden fiktional verwendet.
Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen,
mit bestimmten Ereignissen oder Orten
ist rein zufällig

Umwelthinweis:
Dieses Buch und der Schutzumschlag
wurden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie - zum Schutz vor Verschmutzung -
ist aus umweltverträglichem und recyclingfähigem
PE-Material.

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2002,2001 der Originalausgabe by Belfry Holdings,
Inc.

Copyright © 2002 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Schutzumschlag- und Einbandgestaltung: Roland Huwendiek
Umschlagfotos: Randy Mayor/FPX/Imagine (Hände);
Richard H. Johnston/Bavaria (Farm)
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany 2002
Buch-Nr. 000621
www.derclub.de
www.donauland.at

Für meine Eltern, Weez
und Big John, in Liebe und Bewunderung.

Die Leute aus den Bergen und die Mexikaner kamen am selben Tag. Es war ein Mittwoch, Anfang September 1952. Die Cardinals waren gegenüber den Dodgers fünf Spiele im Rückstand, und die Saison dauerte nur noch drei Wochen. Es schien hoffnungslos. Die Baumwolle allerdings reichte meinem Vater bis zur Hüfte, mir über den Kopf, und vor dem Abendessen flüsterten er und mein Großvater Worte, die man nur selten hörte. Es könnte eine »gute Ernte« werden. Sie waren Farmer, hart arbeitende Männer, die nur zum Pessimismus neigten, wenn sie über das Wetter und die Ernte sprachen. Entweder schien die Sonne zu viel, oder es regnete zu viel, im Tiefland drohten Überschwemmungen, Saatgut oder Dünger waren teurer geworden, der Abnahmepreis für Baumwolle schwankte. An einem absolut perfekten Tag sagte meine Mutter manchmal leise zu mir: »Keine Sorge. Die Männer werden etwas finden, weswegen sie sich Sorgen machen können.«

Als wir aufbrachen, um Leute aus dem Hochland zu suchen, machte sich Pappy, mein Großvater, Sorgen wegen des Lohns der Arbeiter. Sie wurden pro hundert Pfund gepflückte Baumwolle bezahlt. Im Jahr zuvor hatten sie, laut meinem Großvater, einen Dollar fünfzig für hundert Pfund bekommen. Jetzt hieß es gerüchteweise, dass ein Farmer in Lake City einen Dollar sechzig zahlte.

Dieser Gedanke bedrückte mich sehr, als wir in die Stadt fuhren. Er sprach nie, wenn er Auto fuhr, und zwar weil er, laut meiner Mutter, die selbst keine gute Autofahrerin war, vor motorisierten Fahrzeugen Angst hatte. Unser Wagen war ein Ford Pick-up Baujahr 1939, und abgesehen von unserem alten John-Deere-Traktor war er unser einziges Transportmittel. Das war im Prinzip kein großes Problem, außer wenn wir zur Kirche fuhren und meine Mutter und meine Großmutter gezwungen waren, in ihrem Sonntagsstaat eng gedrängt vorn zu sitzen, während mein Vater und ich auf der Ladefläche mitfuhren, eingehüllt in Staub. Moderne Personenwagen waren eine Rarität im ländlichen Arkansas.

Pappy fuhr mit einer Geschwindigkeit von siebenunddreißig Meilen pro Stunde. Er vertrat die Theorie, dass es für jedes Automobil eine Geschwindigkeit gab, mit der es am effizientesten fuhr, und mittels einer nur vage definierten Methode hatte er beschlossen, dass unser alter Pick-up siebenunddreißig Meilen pro Stunde fahren sollte. Meine Mutter behauptete (mir gegenüber), das sei lächerlich. Sie behauptete außerdem, dass er und mein Vater sich irgendwann einmal gestritten hätten, ob der Pick-up schneller fahren sollte oder nicht. Aber mein Vater saß nur selten am Steuer, und wenn ich zufälligerweise dabei war, hielt er sich an die siebenunddreißig Meilen, aus Respekt vor Pappy. Meine Mutter vermutete, dass er wesentlich schneller fuhr, wenn er allein war.

Wir bogen auf die Landstraße, den Highway 135, und wie immer beobachtete ich Pappy dabei, wie er vorsichtig die Gänge einlegte - er trat langsam auf die Kupplung, betätigte gefühlvoll den Schalthebel am Lenkrad -, bis er die perfekte Geschwindigkeit erreicht hatte. Dann lehnte ich mich zur

Seite, um den Tachometer zu kontrollieren: siebenunddreißig Meilen. Er lächelte mich an, als wären wir uns beide einig, dass das die richtige Geschwindigkeit für den Wagen war.

Der Highway 135 führte gerade und eben durch das Farmland des Arkansas-Delta. So weit ich blicken konnte, waren die Felder zu beiden Seiten weiß vor Baumwolle. Es war Zeit für die Ernte, eine wunderbare Zeit für mich, weil die Schule zwei Monate lang geschlossen war. Für meinen Großvater war es jedoch eine Zeit endloser Sorgen.

Rechts von uns, auf der Farm der Jordans, sahen wir eine Gruppe Mexikaner, die auf dem Feld neben der Straße arbeiteten. Sie waren vornübergebeugt, die Säcke mit Baumwolle hingen ihnen über den Rücken, ihre Hände bewegten sich flink zwischen den Zweigen und rissen die Samenkapseln ab. Pappy brummte. Er mochte die Jordans nicht, weil sie Methodisten waren - und Fans der Cubs. Und dass auf ihren Feldern bereits gepflückt wurde, war ein weiterer Grund, sie nicht zu mögen.

Unsere Farm lag knapp acht Meilen von der Stadt entfernt, aber bei siebenunddreißig Meilen pro Stunde dauerte die Fahrt zwanzig Minuten. Gleichbleibend zwanzig Minuten, auch wenn kaum Verkehr war. Pappy hielt nichts davon, langsamere Fahrzeuge zu überholen. Natürlich war er meistens der Langsamste. In der Nähe von Black Oak stießen wir auf einen Anhänger, der bis oben hin mit schneeweißen Bergen frisch gepflückter Baumwolle beladen war. Die vordere Hälfte war mit einer Plane bedeckt, und die Montgomery-Zwillinge, die so alt waren wie ich, hüpfen vergnügt in der Baumwolle herum, bis sie uns auf der Straße entdeckten. Dann hielten sie inne und winkten. Ich winkte ebenfalls, aber mein Großvater rührte keinen Finger. Wenn er am Steuer saß, winkte oder nickte er

nie jemandem zu, und zwar weil er Angst hatte, die Hände vom Lenkrad zu nehmen, behauptete meine Mutter. Sie behauptete weiterhin, dass die Leute hinter seinem Rücken über ihn redeten und sagten, er wäre unhöflich und arrogant. Ich persönlich glaube nicht, dass er sich um dieses Gerede scherte.

Wir fuhren hinter dem Anhänger der Montgomerys her, bis er bei der Entkörnungsanlage abbog. Er wurde von ihrem alten Massey-Harris-Traktor gezogen, den Frank fuhr, der älteste Montgomery-Sohn, der in der fünften Klasse mit der Schule aufgehört hatte und von dem alle in der Kirche glaubten, dass er noch in ernste Schwierigkeiten geraten würde.

Der Highway 135 wurde für die kurze Strecke durch Black Oak zur Main Street. Wir fuhren an der Baptistenkirche von Black Oak vorbei, eine seltene Ausnahme, denn normalerweise hielten wir immer für irgendeine Art Gottesdienst an. Alle Läden, Geschäfte, Betriebe, Kirchen, sogar die Schule standen an der Main Street, und an Samstagen, wenn die Leute vom Land ihre wöchentlichen Einkäufe erledigten, schob sich der Verkehr Stoßstange an Stoßstange durch den Ort. Aber es war Mittwoch, und als wir in der Stadt ankamen, parkten wir vor Pop und Pearl Watsons Lebensmittelladen in der Main Street. Ich wartete auf dem Gehsteig, bis mein Großvater in Richtung des Ladens nickte. Das war das Zeichen, dass ich hineingehen und ein Tootsie Roll kaufen durfte, das ich anschreiben ließ. Es kostete nur einen Penny, aber es stand nicht von vornherein fest, dass ich jedes Mal, wenn wir in der Stadt waren, eins bekommen würde. Hin und wieder nickte er nicht, aber dann ich ging trotzdem in den Laden und trieb mich so lange neben der Registrierkasse herum, bis mir Pearl heimlich eins zusteckte und mich streng anwies, meinem Großvater nichts

davon zu sagen. Sie hatte Angst vor ihm. Eli Chandler war ein armer Mann, aber zugleich war er über die Maßen stolz. Er würde lieber verhungern, bevor er sich Lebensmittel schenken ließe, worunter seiner Ansicht nach auch Tootsie Rolls fielen. Er hätte mich mit einem Stock geschlagen, hätte er gewusst, dass ich Süßigkeiten annahm, deswegen hatte Pearl Watson auch keine Mühe, mich auf Stillschweigen einzuschwören. Aber heute nickte er. Wie immer, wenn ich eintrat, wischte Pearl die Ladentheke. Ich umarmte sie steif, dann nahm ich ein Tootsie Roll aus dem Glas neben der Kasse. Ich unterschrieb schwungvoll die Quittung, und Pearl begutachtete meine Handschrift. »Wird schon besser, Luke«, sagte sie.

»Nicht schlecht für einen Siebenjährigen«, sagte ich.

Meine Mutter sorgte seit zwei Jahren dafür, dass ich übe, meinen Namen in Schreibschrift zu schreiben. »Wo ist Pop?«, fragte ich. Sie waren die einzigen Erwachsenen, die darauf bestanden, dass ich sie mit ihrem Vornamen ansprach, wenn niemand sonst im Laden war und zuhörte. Wenn ein Kunde hereinkam, hieß es plötzlich wieder Mr und Mrs Watson. Ich erzählte niemandem außer meiner Mutter davon, und sie meinte, dass sie sicher keinem anderen Kind dieses Privileg zugestanden.

»Hinten im Lager, er stockt die Vorräte auf«, sagte Pearl. »Wo ist dein Großvater?«

Es war Pearls Berufung im Leben, die Wege der Stadtbewohner zu überwachen, weswegen sie auf Fragen in der Regel mit einer Gegenfrage antwortete.

»Im Tea Shoppe, schaut nach den Mexikanern. Kann ich nach hinten?« Ich war entschlossen, sie an Fragen zu übertreffen.

»Besser nicht. Wollt ihr auch Leute aus den Bergen nehmen?«

»Wenn wir welche finden. Eli sagt, dass nicht mehr so viele wie

früher kommen. Außerdem meint er, dass sie alle halb verrückt sind. Wo ist Champ?« Champ war der uralte Beagle, der zum Laden gehörte und nie von Pops Seite wich.

Pearl grinste, wann immer ich meinen Großvater beim Vornamen nannte. Sie wollte mir gerade eine weitere Frage stellen, als die kleine Ladenglocke bimmelte und die Tür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Ein echter Mexikaner kam herein, allein und schüchtern, wie sie es alle anfänglich waren. Pearl nickte dem neuen Kunden höflich zu.

Ich rief: »Buenos dias, senor!«

Der Mexikaner grinste und sagte verlegen »Buenos dias«, bevor er nach hinten verschwand.

»Das sind gute Leute«, flüsterte Pearl, als spräche der Mexikaner Englisch und würde sich über eine nette Bemerkung ärgern. Ich biss in mein Tootsie Roll und kaute es langsam, während ich die andere Hälfte wieder einpackte und in die Tasche steckte.

»Eli macht sich Sorgen, dass er ihnen zu viel zahlen muss«, sagte ich. Da sich ein Kunde im Laden aufhielt, war Pearl plötzlich wieder geschäftig, wischte um die einzige Kasse herum Staub und rückte alles zurecht.

»Eli macht sich wegen allem Sorgen«, sagte sie.

»Er ist ein Farmer.«

»Willst du auch Farmer werden?«

»Nein, Ma'am, Baseballspieler.«

»Bei den Cardinals?«

»Klar.«

Pearl summte eine Weile vor sich hin, während ich auf den Mexikaner wartete. Ich konnte noch ein bisschen mehr Spanisch, das ich unbedingt an den Mann bringen wollte. Die alten Holzregale waren bis oben hin mit frischen Waren

gefüllt. Ich liebte den Laden während der Pflücksaison. Pop füllte ihn vom Boden bis zur Decke. Es war Erntezeit, und Geld wechselte die Hände.

Pappy machte die Tür gerade so weit auf, dass er den Kopf hereinstecken konnte. »Fahren wir«, sagte er. Und dann: »Hallo, Pearl.«

»Hallo, Eli«, sagte sie, tätschelte mir den Kopf und schickte mich zu ihm.

»Wo sind die Mexikaner?«, fragte ich Pappy, als wir auf der Straße standen.

»Sollen später am Nachmittag kommen.«

Wir stiegen wieder in den Pick-up und fuhren Richtung Jonesboro aus der Stadt, wo mein Großvater immer die Leute aus dem Hochland anheuerte.

* * *

Wir hielten auf dem Seitenstreifen neben der Straße an, nahe einer Kreuzung mit einer Schotterstraße. Pappy war der Meinung, dass das der beste Platz war, um Leute aus den Bergen zu finden. Ich war mir da nicht so sicher. Seit einer Woche versuchte er vergeblich, sie anzuheuern. Ohne auch nur ein Wort zu sprechen, saßen wir bereits eine halbe Stunde in der sengenden Sonne auf der Ladefläche, als der erste Pick-up bremste. Er war sauber und hatte gute Reifen. Wenn wir Glück hatten und Arbeiter fanden, würden sie die nächsten zwei Monate bei uns leben. Wir wollten ordentliche Leute, und die Tatsache, dass dieses Fahrzeug besser gepflegt war als Pappys, war ein gutes Zeichen.

»Tag«, sagte Pappy, nachdem der Motor ausgeschaltet war.

»Hallo«, sagte der Fahrer.

»Von wo kommen Sie?«, fragte Pappy.

»Nördlich von Hardy.«

Da kein Verkehr herrschte, trat mein Großvater mit freundlicher Miene auf die Straße und betrachtete den Wagen und seine Insassen. Der Fahrer und seine Frau saßen vorn, ein kleines Mädchen zwischen ihnen. Drei große Jungen dösten auf der Ladefläche. Alle wirkten gesund und gut gekleidet. Ich sah Pappy an, dass er diese Leute wollte.

»Suchen Sie Arbeit?«, fragte er.

»Ja. Wir suchen Lloyd Crenshaw, irgendwo westlich von Black Oak.« Mein Großvater deutete hierhin und dorthin, und sie fuhren weiter. Wir blickten ihnen nach, bis sie außer Sichtweite waren.

Er hätte ihnen mehr Geld anbieten können, als Mr Crenshaw ihnen versprochen hatte. Leute aus dem Hochland waren dafür berüchtigt, um ihren Lohn zu feilschen. Im Jahr zuvor, als wir gerade mit dem Pflücken angefangen hatten, verschwanden die Fulbrights aus Calico Rock eines Sonntagabends und arbeiteten anschließend bei einem Farmer zehn Meilen weit weg.

Aber Pappy war ein Ehrenmann und wollte außerdem keinen Preiskrieg anzetteln.

Wir warfen am Rand eines Baumwollfelds einen Baseball und hörten auf, sobald sich ein Fahrzeug näherte.

Mein Handschuh war ein Rawlings, den der Weihnachtsmann im Jahr zuvor gebracht hatte. Jeden Abend nahm ich ihn mit ins Bett, jede Woche fettete ich ihn ein, nichts war meinem Herzen näher.

Mein Großvater, der mir beigebracht hatte, den Ball zu werfen, zu fangen und zu schlagen, brauchte keinen Handschuh. Seine großen schwieligen Hände fingen meine Bälle schmerzlos auf. Einerseits war er ein stiller Mann, der niemals prahlte, andererseits war Eli Chandler ein legendärer Baseballspieler gewesen. Im Alter von siebzehn Jahren hatte er bei den

Cardinals einen Vertrag als professioneller Spieler unterschrieben. Aber dann musste er in den Ersten Weltkrieg ziehen, und kurz nachdem er nach Hause zurückgekehrt war, starb sein Vater. Pappy blieb nichts anderes übrig, als Farmer zu werden.

Pop Watson liebte es, mir Geschichten zu erzählen, wie großartig Eli Chandler gewesen war - wie weit er den Baseball hatte schlagen, wie hart er hatte werfen können.

»Wahrscheinlich der beste Spieler aus ganz Arkansas«, lautete sein Urteil.

»Besser als Dizzy Dean?«, fragte ich ihn dann.

»Der war nicht annähernd so gut«, sagte Pop und seufzte.

Wenn ich die Geschichten meiner Mutter erzählte, lächelte sie stets und sagte: »Sei vorsichtig. Pop ist ein Märchenonkel.«

Pappy, der den Baseball in seinen riesigen Händen drehte, legte den Kopf schief, weil er ein Motorengeräusch hörte. Aus Westen näherte sich ein Pick-up mit Anhänger. Als er noch eine Viertelmeile entfernt war, wussten wir, dass es sich um Leute aus den Bergen handelte. Wir traten auf den Seitenstreifen und warteten, während der Fahrer herunterschaltete, das Getriebe krachte und kreischte, als er den Wagen anhielt.

Ich zählte sieben Personen, fünf im Pick-up, zwei auf dem Anhänger.

»Hallo«, sagte der Fahrer langsam, musterte meinen Großvater, während wir unsererseits sie taxierten.

»Guten Tag«, sagte Pappy und trat einen Schritt näher, hielt aber immer noch Distanz.

Tabaksaft umrandete die Unterlippe des Fahrers. Das war kein gutes Zeichen. Meine Mutter glaubte, dass die meisten Leute aus dem Hochland nicht viel Wert auf Hygiene legten und zu

schlechten Angewohnheiten neigten. Bei uns zu Hause waren Alkohol und Tabak verboten. Wir waren Baptisten.

»Heiße Spruill«, sagte er.

»Eli Chandler. Freut mich, Sie kennen zu lernen. Suchen Sie Arbeit?«

»Ja.«

»Woher kommen Sie?«

»Eureka Springs.«

Der Wagen war fast so alt wie der von Pappy, die Reifen waren abgefahren, die Windschutzscheibe hatte einen Sprung, die Schutzbleche waren verrostet, die Lackreste unter der Staubschicht schienen blau zu sein. Über der Ladefläche war eine Ablage konstruiert worden, die voll gestellt war mit Pappschachteln und Jutesäcken mit Vorräten. Darunter, auf der Ladefläche, lag neben der Fahrerkabine eine Matratze. Darauf saßen zwei große Jungen und starrten mich ausdruckslos an. Am Ende der Ladefläche saß ein massiger junger Mann, barfuß und ohne Hemd, mit breiten Schultern und einem Hals so dick wie ein Baumstamm. Er spuckte Tabaksaft zwischen Pick-up und Anhänger und schien Pappy und mich nicht wahrzunehmen. Er schwang gemächlich seine Beine hin und her, dann spuckte er wieder aus und blickte weiter unverwandt auf den Asphalt zu seinen Füßen.

»Ich suche nach Erntearbeitern«, sagte Pappy.

»Was zahlen Sie?«, fragte Mr Spruill.

»Eins sechzig für hundert«, sagte Pappy.

Mr Spruill runzelte die Stirn und sah zu der Frau neben ihm. Sie murmelten etwas.

An dieser Stelle des Rituals mussten schnell Entscheidungen getroffen werden. Wir mussten entscheiden, ob wir wollten, dass diese Leute bei uns lebten. Und sie mussten unser

Angebot annehmen oder zurückweisen.

»Was für Baumwolle?«, fragte Mr Spruill.

»Stoneville«, sagte mein Großvater. »Die Samenkapseln sind so weit. Leicht zu pflücken.« Mr Spruill konnte sich umschauen und die berstenden Kapseln sehen. Bislang hatten Sonne, Boden und Regen zusammengearbeitet. Pappy allerdings machte sich Sorgen wegen schrecklicher Regenfälle, die der Bauernkalender vorhersagte.

»Wir haben letztes Jahr schon eins sechzig gekriegt«, sagte Mr Spruill.

Lohnverhandlungen interessierten mich nicht, deswegen ging ich den Mittelstreifen entlang, um den Anhänger zu inspizieren. Die Reifen des Anhängers waren noch glatter als die des Pick-ups. Einer war halb platt. Es war gut, dass ihre Reise bald zu Ende war.

In einer Ecke des Anhängers, die Ellenbogen auf die Seitenklappen gestützt, saß ein überaus hübsches Mädchen. Sie hatte dunkles Haar, das streng nach hinten gebunden war, und große braune Augen. Sie war jünger als meine Mutter, aber wesentlich älter als ich. Ich konnte nicht anders, ich musste sie anstarren.

»Wie heißt du?«, fragte sie.

»Luke«, sagte ich und trat nach einem Stein. Sofort brannten meine Backen. »Und du?«

»Tally. Wie alt bist du?«

»Sieben. Und du?«

»Siebzehn.«

»Wie lange seid ihr unterwegs?«

»Anderthalb Tage.«

Sie war barfuß, und ihr Kleid war schmutzig und sehr eng - eng bis zu den Knien. Es war das erste Mal, dass ich ein Mädchen

wirklich musterte. Sie beobachtete mich und lächelte wissend. Auf einer Kiste neben ihr saß ein kleiner Junge, den Rücken mir zugewandt. Er drehte sich langsam um und sah mich an, als wäre ich nicht da. Er hatte grüne Augen und eine hohe Stirn, auf die feuchte schwarze Haare fielen. Sein linker Arm schien zu nichts zu gebrauchen zu sein.

»Das ist Trot«, sagte sie. »Er ist nicht ganz richtig im Kopf.«

»Freut mich, Trot«, sagte ich, aber er blickte weg. Er tat so, als hätte er mich nicht gehört.

»Wie alt ist er?«, fragte ich sie.

»Zwölf. Er ist ein Krüppel.«

Trot wandte sich unvermittelt von mir ab, sein linker Arm hing leblos herunter. Mein Freund Dewayne behauptete, dass Leute aus den Bergen ihre Cousins und Cousinen heirateten und deswegen gäbe es so viele Behinderte in ihren Familien. Tally jedoch schien vollkommen. Sie blickte nachdenklich über die Baumwollfelder, und ich bewunderte erneut ihr schmutziges Kleid.

Ich wusste, dass sich mein Großvater und Mr Spruill geeinigt hatten, denn Mr Spruill ließ den Motor an. Ich ging an dem Mann auf der Heckklappe vorbei, der kurz aufwachte, aber immer noch auf die Straße starrte, und stellte mich neben Pappy. »Neun Meilen geradeaus, an einer abgebrannten Scheune nach links, dann sechs Meilen zum St. Francis River. Wir sind die erste Farm nach dem Fluss auf der linken Seite.«

»Tief gelegenes Land?«, fragte Mr Spruill, als würde er in einen Sumpf geschickt.

»Teilweise, aber es ist gutes Land.«

Mr Spruill blickte noch einmal zu seiner Frau, dann wandte er sich wieder uns zu. »Wo sollen wir unser Lager aufschlagen?«

»Es gibt eine schattige Stelle hinter dem Haus, gleich neben

dem Silo. Das ist der beste Platz.«

Wir sahen ihnen nach, das Getriebe krachte, die Reifen eierten, Kisten, Schachteln und Töpfe hüpfen herum.

»Du magst sie nicht, oder?«, fragte ich.

»Sie sind gute Leute. Sie sind nur anders.«

»Wir haben Glück, dass wir sie gefunden haben, oder?«

»Ja, das haben wir.«

Je mehr Helfer wir hatten, umso weniger Baumwolle müsste ich pflücken. Während der nächsten zwei Monate würde ich bei Sonnenaufgang auf die Felder gehen, mir einen Sack über die Schulter schlingen und einen Augenblick auf eine endlose Reihe Baumwolle starren, die Sträucher höher als ich, dann würde ich mich hineinstürzen und wäre nicht mehr zu sehen. Und ich würde Baumwolle pflücken, die flaumigen Kapseln in gleichmäßigem Tempo von den Zweigen reißen, sie in den schweren Sack stopfen und mich davor fürchten, die Reihe entlang zu blicken und daran erinnert zu werden, wie endlos lang sie war, und ich hätte Angst davor, langsamer zu werden, weil jemand es bemerken würde. Meine Finger würden bluten, mein Nacken wäre verbrannt, mein Rücken würde schmerzen. Ja, ich wollte jede Menge Hilfe auf den Feldern. Jede Menge Leute aus den Bergen, jede Menge Mexikaner.

Wenn die Baumwolle wartete, verlor mein Großvater leicht die Geduld. Zwar fuhr er nach wie vor mit der gebotenen Geschwindigkeit, aber dass auf den Feldern entlang der Straße bereits gepflückt wurde und auf unseren nicht, raubte ihm die Ruhe. Unsere Mexikaner waren zwei Tage überfällig. Wieder parkten wir vor dem Laden von Pop und Pearl, und ich begleitete ihn in den Tea Shoppe, wo er mit dem Mann stritt, der für die Erntehelfer verantwortlich war.

»Entspann dich, Eli«, sagte der Mann. »Sie werden jede Minute hier sein.«

Er konnte sich nicht entspannen. Wir gingen zur Entkörnungsanlage am Rand von Black Oak, ein langer Weg - aber Pappy hielt nichts davon, Benzin zu verschwenden. Zwischen sechs und elf Uhr morgens hatte er zweihundert Pfund Baumwolle gepflückt, trotzdem ging er so schnell, dass ich laufen musste, um mit ihm mitzuhalten.

Auf dem Kiesplatz vor der Anlage standen zahllose Anhänger, manche leer, andere warteten darauf, dass ihre Ladung entkörnt würde. Wieder winkte ich den Montgomery-Zwillingen zu, die mit ihrem leeren Anhänger nach Hause zurückkehrten, um ihn neu zu beladen.

In dem Gebäude machten die schweren Maschinen einen Mordslärm. Sie waren unglaublich laut und gefährlich. Während jeder Ernte zog sich mindestens ein Arbeiter eine grauenhafte Verletzung zu. Ich hatte Angst vor den Maschinen, und als Pappy mir auftrag, draußen zu warten, fügte ich mich bereitwillig. Er ging, ohne auch nur zu nicken, an ein paar Erntehelfern vorbei, die auf ihre Anhänger warteten. Er war mit den Gedanken woanders.

Ich fand einen sicheren Platz nahe der Rampe, wo die fertigen Ballen herausgerollt und auf Anhänger verladen wurden, die sie nach North und South Carolina brachten. An einem Ende der Anlage wurde die frisch gepflückte Baumwolle durch ein langes Rohr mit einem Umfang von dreißig Zentimetern von den Anhängern gesaugt; sie verschwand im Gebäude, wo die Maschinen sie verarbeiteten. Am anderen Ende kam sie in ordentlichen eckigen Ballen wieder heraus, in Sackleinen gewickelt und von zweieinhalb Zentimeter breiten Stahlbändern zusammengehalten. Eine gute Entkörnungsanlage

produzierte perfekte Ballen, die man wie Ziegelsteine aufeinander stapeln konnte.

Ein Ballen Baumwolle war einhundertfünfundsiebzig Dollar wert, ein bisschen mehr oder weniger je nach Marktlage. Ein Morgen warf bei einer guten Ernte einen Ballen ab. Wir hatten achtzig Morgen gepachtet. Die meisten Farmerkinder konnten den Ertrag berechnen.

Ja, die Rechnung war so einfach, dass man sich fragte, warum überhaupt jemand Farmer sein wollte. Meine Mutter sorgte dafür, dass ich die Zahlen verstand. Unter uns hatten wir heimlich ein Abkommen getroffen, dass ich nicht, unter keinen Umständen, auf der Farm bleiben würde. Ich würde alle zwölf Schulklassen absolvieren und dann bei den Cardinals spielen.

Pappy und mein Vater hatten sich im März vom Besitzer der Entkörnungsanlage vierzehntausend Dollar geliehen. Das war ihr Erntedarlehen, und mit dem Geld wurden Saatgut, Dünger, Arbeitskräfte und andere Ausgaben bezahlt. Bislang hatten wir Glück gehabt - das Wetter war nahezu perfekt gewesen, die Ernte sah gut aus. Wenn uns das Glück während des Pflückens treu blieb und die Felder einen Ballen pro Morgen abwarfen, dann konnte das Darlehen getilgt werden. Das war unser Ziel.

Aber wie die meisten Farmer hatten Pappy und mein Vater noch Schulden vom Vorjahr. Sie schuldeten dem Besitzer der Entkörnungsanlage zweitausend Dollar aus dem Jahr 1951, in dem die Ernte durchschnittlich ausgefallen war. Zudem schuldeten sie dem John-Deere-Händler in Jonesboro Geld für Ersatzteile, den Lance Brothers schuldeten sie Geld für Benzin, dem Co-op für Saatgut und andere Dinge sowie Pop und Pearl Watson für Lebensmittel.

Von den Erntedarlehen und Schulden sollte ich eigentlich nichts wissen. Aber im Sommer saßen meine Eltern häufig auf

der Treppe vor dem Haus, warteten darauf, dass es abkühlte, damit sie schlafen konnten, ohne zu schwitzen, und unterhielten sich. Mein Bett stand neben dem Fenster zur Veranda. Sie glaubten, dass ich schlief, aber ich hörte mehr, als ich hören sollte.

Ich war mir zwar nicht sicher, aber ich hatte den starken Verdacht, dass sich Pappy noch mehr Geld leihen musste, um die Mexikaner und die Leute aus den Bergen zu bezahlen. Ich wusste nicht, ob er das Geld bekam oder nicht. Er hatte die Stirn gerunzelt, als wir zur Entkörnungsanlage gegangen waren, und er runzelte die Stirn, als wir zu unserem Pick-up zurückkehrten.

Die Leute aus dem Hochland kamen seit Jahrzehnten aus den Ozarks, einem Seengebiet in Missouri, um Baumwolle zu pflücken. Viele von ihnen besaßen eigene Häuser und Land, und oft hatten sie bessere Fahrzeuge als die Farmer, die sie für die Ernte anheuerteten. Sie arbeiteten hart, sparten ihr Geld und schienen so arm zu sein wie wir.

Bis 1950 hatte sich die Zahl der Wanderarbeiter verringert. Der Nachkriegsboom hatte endlich auch Arkansas erreicht, zumindest einige Gegenden des Staats, und die jüngeren Leute aus dem Hochland brauchten das Extrageld nicht mehr so dringend wie ihre Eltern. Sie blieben schlichtweg zu Hause. Niemand pflückte freiwillig Baumwolle. Die Farmer waren mit einem Arbeitskräftemangel konfrontiert, der zunehmend schlimmer wurde; dann entdeckte jemand die Mexikaner.

Der erste Lastwagen mit Mexikanern traf 1951 in Black Oak ein. Zu uns kamen sechs von ihnen, darunter Juan, mein Freund, der mir die erste Tortilla meines Lebens gab. Juan und vierzig weitere Männer waren drei Tage lang auf einem Anhänger gefahren, dicht zusammengedrängt, mit kaum etwas

zu essen, keinem Schutz vor Sonne oder Regen. Sie waren erschöpft und desorientiert, als sie in der Main Street eintrafen. Pappy sagte, der Anhänger habe schlimmer gerochen als ein Viehtransporter. Diejenigen, die es sahen, erzählten anderen davon, und es dauerte nicht lange, bis sich die Frauen in der Baptisten- und der Methodistenkirche öffentlich über die primitive Beförderung der Mexikaner beschwerten.

Auch meine Mutter hatte ihrem Unmut Luft gemacht, zumindest meinem Vater gegenüber. Ich hörte sie oft darüber diskutieren, nachdem die Ernte eingebracht war und die Mexikaner wieder nach Hause verfrachtet worden waren. Sie wollte, dass mein Vater mit den anderen Farmern darüber sprach und sich von dem Mann, der für die Arbeiter verantwortlich war, versichern ließ, dass diejenigen, die die Mexikaner auf sammelten und zu uns schickten, sie in Zukunft besser behandelten. Sie meinte, dass wir als Farmer verpflichtet wären, unsere Arbeiter zu beschützen, eine Anschauung, die mein Vater halbwegs teilte; er war jedoch nicht gerade begeistert davon, sich für sie ins Zeug zu legen. Pappy war es piepegal. Ebenso den Mexikanern; sie wollten einfach nur arbeiten.

Kurz nach vier Uhr nachmittags kamen die Mexikaner endlich an. Es hatte Gerüchte gegeben, dass sie angeblich mit dem Bus fuhren, und ich hoffte, dass die Gerüchte zutrafen. Weder wollte ich, dass meine Eltern das Thema einen weiteren Winter strapazierten, noch, dass die Mexikaner so schlecht behandelt wurden.

Aber sie kamen wieder auf einem alten Anhänger mit rohen Planken als Seitenklappen und ohne schützendem Dach. Es stimmte, dass das Vieh es besser hatte.

Sie sprangen vorsichtig von der Ladefläche auf die Straße, drei oder vier nebeneinander, eine Welle nach der anderen. Sie standen vor dem Co-op und sammelten sich in kleinen verwirrten Gruppen auf dem Gehsteig, streckten und dehnten sich und sahen sich um, als wären sie auf einem anderen Planeten gelandet. Ich zählte zweiundsechzig Männer. Zu meiner großen Enttäuschung war Juan nicht darunter.

Sie waren ein gutes Stück kleiner als Pappy, sehr mager, und alle hatten schwarzes Haar und braune Haut. Jeder hatte eine kleine Tasche mit Kleidung und Vorräten dabei.

Pearl Watson stand auf dem Gehsteig vor ihrem Laden, die Hände in die Hüften gestemmt, und blickte finster drein. Die Mexikaner waren ihre Kunden, und sie wollte auf keinen Fall, dass sie schlecht behandelt wurden. Ich wusste, dass sich die Frauen vor dem Gottesdienst am Sonntag wieder in Aufruhr befinden würden. Und ich wusste zudem, dass meine Mutter mich ausfragen würde, sobald wir mit unseren Leuten zu Hause angekommen wären.

Harsche Worte wurden zwischen dem Mann, der für die Arbeiter verantwortlich war, und dem Fahrer des Lastwagens gewechselt.

Jemand in Texas hatte tatsächlich versprochen, dass die Mexikaner mit einem Bus hergebracht würden. Und das war jetzt die zweite Ladung, die auf einem schmutzigen Lastwagenanhänger eintraf. Pappy ging einem Streit nie aus dem Weg, und ich sah ihm an, dass er sich am liebsten in den Kampf gestürzt und mit dem Fahrer kurzen Prozess gemacht hätte. Aber er war auch wütend auf den Vermittler, und vermutlich sah er keinen Sinn darin, beide zu verprügeln. Wir setzten uns auf die Heckklappe unseres Pick-ups und warteten, bis sich der Staub gelegt hatte.

Als das Geschrei verebbte, begann der Papierkram. Die Mexikaner scharten sich auf dem Gehsteig vor dem Co-op zusammen. Gelegentlich warfen sie uns und den anderen Farmern, die sich in der Main Street einfanden, einen Blick zu. Es hatte sich herumgesprochen - die neue Ladung war eingetroffen.

Pappy wurden die ersten zehn zugeteilt. Ihr Anführer war Miguel. Er schien der Älteste zu sein, und er war der Einzige, der eine Tasche aus Stoff besaß - wie mir schon bei meiner ersten Inspektion auffiel. Die anderen hatten ihre Habseligkeiten in Papiertüten verstaut.

Miguels Englisch war passabel, aber nicht annähernd so gut, wie das von Juan gewesen war. Ich plauderte mit ihm, während Pappy die Formalitäten erledigte. Miguel stellte mich den anderen vor. Da war ein Rico, ein Roberto, ein Jose, ein Luis, ein Pablo und andere, deren Namen ich nicht verstand. Ich wusste vom Jahr zuvor, dass es ungefähr eine Woche dauern würde, bis ich sie auseinander halten konnte. Obwohl sie eindeutig erschöpft waren, machten alle den Versuch zu lächeln - außer einem, der mich spöttisch angrinste, als ich ihn ansah.

Er trug einen Cowboyhut, auf den Miguel deutete, als er sagte: »Er hält sich für einen Cowboy. Deswegen nennen wir ihn auch so.«

Cowboy war sehr jung, und für einen Mexikaner war er groß. Seine Augen waren schmal und blickten hinterhältig. Er hatte einen dünnen Schnurrbart, der zu seinem wilden Aussehen beitrug, und er jagte mir eine solche Angst ein, dass ich kurz daran dachte, mit Pappy über ihn zu sprechen. Ich wollte keinesfalls, dass der Mann während der nächsten Wochen auf unserer Farm lebte. Stattdessen wich ich jedoch nur einen

Schritt zurück.

Unsere Gruppe Mexikaner folgte Pappy den Gehsteig entlang zum Laden von Pop und Pearl. Ich ging mit und achtete darauf, Cowboy nicht zu nahe zu kommen. Im Laden bezog ich Position neben der Kasse, wo Pearl nur auf jemanden zum Reden gewartet hatte.

»Sie behandeln sie wie Tiere«, sagte sie.

»Eli sagt, dass sie einfach nur froh sind, hier zu sein«, flüsterte ich. Mein Großvater stand neben der Tür, Arme vor der Brust verschränkt, und sah zu, wie die Mexikaner die paar Dinge nahmen, die sie brauchten. Miguel gab ihnen Anweisungen. Pearl würde Eli Chandler nie kritisieren, aber sie warf ihm einen vernichtenden Blick zu, den er jedoch nicht bemerkte. Pearl und ich waren Pappy gleichgültig. Er machte sich Sorgen, weil die Baumwolle nicht gepflückt wurde.

»Es ist einfach schrecklich«, sagte sie. Ich wusste, dass Pearl nur darauf wartete, bis wir gegangen waren, um ihre Freundinnen aus der Kirche aufzuwiegeln. Pearl war Methodistin.

Als sich die Mexikaner mit ihren Waren an der Kasse anstellten, nannte Miguel ihre Namen, und Pearl legte für jeden eine Liste an. Sie rechnete die Gesamtsumme aus, trug den Betrag unter dem Namen des Arbeiters in ein Buch ein und zeigte den Eintrag sowohl Miguel als auch dem Kunden. Sofortkredit auf amerikanische Art.

Sie kauften Mehl und Fett, um Tortillas zu machen, jede Menge Bohnen, sowohl in Dosen als auch getrocknet in Tüten, und Reis. Sonst nichts - keinen Zucker, keine Süßigkeiten, kein Gemüse. Sie aßen so wenig wie möglich, weil Essen Geld kostete. Ihr Ziel war es, jeden nur möglichen Cent zu sparen und mit nach Hause zu nehmen.

Natürlich hatten die armen Kerle keine Ahnung, wo sie leben

würden. Sie wussten nicht, dass meine Mutter eine leidenschaftliche Gärtnerin war, die mehr Zeit damit verbrachte, ihr Gemüse zu pflegen, als sich um die Baumwolle zu kümmern. Sie hatten Glück, denn meine Mutter war der Ansicht, dass jeder, der von unserer Farm aus zu Fuß zu erreichen war, etwas zu essen haben sollte.

Cowboy war der Letzte in der Schlange, und als Pearl ihn anlächelte, dachte ich, er würde ihr ins Gesicht spucken. Miguel blieb in seiner Nähe. Er hatte gerade drei Tage mit dem Jungen auf dem Lastwagen verbracht und wusste wahrscheinlich über ihn Bescheid.

Ich verabschiedete mich zum zweiten Mal an diesem Tag von Pearl, was merkwürdig war, denn normalerweise sah ich sie nur einmal in der Woche.

Pappy rührte die Mexikaner zum Pick-up. Sie stiegen auf die Ladefläche und setzten sich Schulter an Schulter, Füße und Beine übereinander. Sie schwiegen und starrten ausdruckslos vor sich hin, als hätten sie keine Ahnung, wo ihre Reise enden würde.

Der alte Wagen ächzte unter der Last, schaffte schließlich jedoch siebenunddreißig Meilen, und Pappy lächelte beinahe. Es war später Nachmittag, das Wetter war heiß und trocken, ideal zum Pflücken. Mit den Spruills und den Mexikanern hatten wir endlich genug Leute, um unsere Baumwolle zu ernten. Ich langte in meine Tasche und holte die zweite Hälfte meines Tootsie Roll heraus.

Lange bevor wir zu Hause ankamen, sahen wir Rauch und dann ein Zelt. Zu unserem Haus führte eine Schotterstraße, die die meiste Zeit des Jahres staubte, und Pappy tuckerte dahin, damit die Mexikaner nicht erstickten.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Sieht aus wie ein Zelt«, sagte Pappy.

Es stand nahe der Straße, im Hof vor dem Haus, unter einer großen Sumpfeiche, die hundert Jahre alt war, gleich neben der Stelle, wo das Schlagmal hingehörte. Als wir uns dem Briefkasten näherten, wurden wir noch langsamer. Die Spruills hatten die Hälfte unseres Hofes mit Beschlag belegt. Das große Zelt war schmutzig weiß mit einem spitzen Dach und wurde von grob geschnitzten Pflöcken und Metallstangen gehalten. Zwei Seiten des Zeltes standen offen, und ich sah Schachteln und Decken auf dem Boden. Und ich sah Tally, die im Zelt schlief.

Ihr Pick-up stand daneben, eine Art Leinwand war über die Ladefläche gespannt und mit Stahlbändern, mit denen auch die Baumwollballen zusammengezurrte wurden, in der Erde verankert, sodass der Wagen nur fahren konnte, wenn er zuerst losgebunden wurde. Der alte Anhänger war teilweise entladen worden, Schachteln und Säcke lagen verstreut im Gras, als hätte ein Wirbelsturm gewütet.

Mrs Spruill schürte ein Feuer, deswegen hatten wir Rauch gesehen. Aus irgendeinem Grund hatte sie dafür eine nahezu unbewachsene Stelle gewählt, auf der Pappy oder mein Vater jeden Nachmittag in die Knie gingen, um meine schnell geworfenen geraden oder meine Kurvenbälle zu fangen. Am liebsten hätte ich geheult. Das würde ich Mrs Spruill nie verzeihen.

»Du hast ihnen doch gesagt, dass sie das Zelt hinten neben dem Silo aufstellen sollen«, sagte ich.

»Stimmt«, erwiderte Pappy. Er fuhr nur noch Schritttempo, als er auf unser Haus zusteuerte. Der Silo befand sich hinter dem Haus, in der Nähe der Scheune, in ausreichender Entfernung. Die Leute aus den Bergen hatten immer dort kampiert - nie

vor dem Haus.

Er parkte unter einer anderen großen Sumpfeiche, die laut meiner Großmutter erst siebzig Jahre alt war. Es war der kleinste der drei Bäume, die für unser Haus und den Hof Schatten spendeten. Wir parkten nahe dem Haus, in den trockenen Furchen, in denen Pappy seit Jahrzehnten den Pick-up abstellte. Sowohl meine Mutter als auch meine Großmutter erwarteten uns auf der Treppe vor der Küche.

Ruth, meiner Großmutter, missfiel es, dass die Leute aus den Bergen den Hof vor dem Haus besetzt hatten. Pappy und ich wussten das, noch bevor wir ausgestiegen waren. Sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt.

Meine Mutter wollte unbedingt die Mexikaner sehen und mich nach ihren Transportbedingungen ausfragen. Sie sah zu, wie sie aus dem Pick-up sprangen, während sie auf mich zuzug und meine Schulter drückte.

»Zehn«, sagte sie.

»Ja, Ma'am.«

Gran fing Pappy vor dem Pick-up ab und sagte ruhig, aber streng: »Warum kampieren diese Leute im Hof vor dem Haus?«

»Ich habe ihnen gesagt, sie sollen ihr Zelt neben dem Silo aufstellen«, sagte Pappy, der nie klein beigab, nicht einmal bei seiner Frau. »Ich weiß nicht, warum sie sich für diesen Platz entschieden haben.«

»Kannst du sie bitten, umzuziehen?«

»Kann ich nicht. Wenn sie packen, werden sie abreisen. Du weißt doch, wie diese Leute sind.«

Und damit war Grans Frage beantwortet. Sie würden nicht vor mir und zehn Mexikanern streiten. Sie ging zurück ins Haus und schüttelte missbilligend den Kopf. Pappy war es wirklich

einerlei, wo die Leute kampierten. Sie schienen kräftig zu sein und willens zu arbeiten, und nur das zählte.

Ich vermutete, dass auch Gran nicht ernsthaft verärgert war. Die Baumwollernte war so entscheidend, dass wir aneinander gekettete Strafgefangene aufgenommen hätten, wenn sie am Tag durchschnittlich dreihundert Pfund Baumwolle pflücken würden.

Die Mexikaner folgten Pappy zur Scheune, die von der Hintertreppe genau einhundertseven Meter entfernt war. An den Hühnerställen, an der Wasserpumpe, der Wäscheleine und dem Geräteschuppen und an einem Zuckerahorn vorbei, der sich im Oktober hellrot verfärben würde. Mein Vater hatte mir im letzten Januar dabei geholfen, die genaue Entfernung zu messen. Mir kam es wie eine Meile vor. Vom Schlagmal zur linken Begrenzung des Felds in Sportsman's Park, wo die Cardinals spielten, waren es genau einhundertsechs Meter, und jedes Mal, wenn Stan Musial einen Homerun schaffte, setzte ich mich am nächsten Tag auf die Treppe und wunderte mich über die Entfernung. Mitte Juli hatte er gegen die Braves einen Ball hundertzwanzig Meter weit geschlagen. Pappy hatte gesagt: »Er hat ihn über die Scheune geschlagen, Luke.«

Zwei Tage saß ich danach auf der Treppe und träumte davon, einen Ball über die Scheune zu schlagen.

Als die Mexikaner am Geräteschuppen vorbei waren, sagte meine Mutter: »Sie sehen sehr müde aus.«

»Sie sind auf einem Anhänger gekommen, zweiundsechzig Mann«, sagte ich, aus irgendeinem Grund ganz wild darauf, die Aufregung anzuheizen.

»Das habe ich befürchtet.«

»Auf einem alten Anhänger. Alt und dreckig. Pearl ist schon ganz wütend.«

-Das wird nicht wieder vorkommen«, sagte sie, und ich wusste, dass sie meinem Vater damit in den Ohren liegen würde. »Lauf und hilf deinem Großvater.«

Die letzten zwei Wochen war ich die meiste Zeit zusammen mit meiner Mutter in der Scheune gewesen, wo wir den Heuboden fegten und sauber machten, damit sich die Mexikaner dort wohl fühlten. Die meisten Farmer brachten sie in leer stehenden Nebengebäuden oder Scheunen unter. Es ging das Gerücht, dass Ned Shackelford, der drei Meilen weiter südlich lebte, seine Mexikaner im Hühnerstall einquartierte. Nicht so auf der Farm der Chandlers. In Ermangelung einer anderen Unterkunft mussten die Mexikaner mit dem Heuboden unserer Scheune vorlieb nehmen, aber nirgendwo war ein Körnchen Staub zu finden. Und es roch angenehm. Seit einem Jahr sammelte meine Mutter alte Decken und Quilts, auf denen sie schlafen konnten.

Ich schlüpfte in die Scheune, blieb aber unten, neben Isabels Box. Sie war unsere Milchkuh. Pappy behauptete, dass ihm im Ersten Weltkrieg ein junges französisches Mädchen namens Isabel das Leben gerettet habe, und ihr zu Ehren benannte er unsere Jersey-Kuh nach ihr. Meine Großmutter glaubte kein Wort dieser Geschichte.

Ich hörte die Mexikaner über mir auf dem Heuboden, sie gingen herum, richteten sich ein. Pappy sprach mit Miguel, der beeindruckt war, dass der Heuboden so ordentlich und sauber war. Pappy nahm das Kompliment entgegen, als hätte er und nur er dort oben geschrubbt.

Er und Gran hatten die Anstrengungen meiner Mutter, den Arbeitern einen anständigen Schlafplatz zur Verfügung zu stellen, mit Skepsis beobachtet. Meine Mutter war auf einer kleinen Farm am Rand von Black Oak aufgewachsen, sie war

fast eine Städterin. Sie war groß geworden mit Kindern, die zu fein waren, um Baumwolle zu pflücken. Sie ging nie zu Fuß zur Schule - ihr Vater fuhr sie. Bevor sie meinen Vater heiratete, war sie dreimal in Memphis gewesen. Sie war in einem weiß gestrichenen Haus aufgewachsen.

Wir Chandlers pachteten unser Land von Mr Vogel in Jonesboro, einem Mann, den ich noch nie gesehen hatte. Sein Name wurde selten erwähnt, aber wenn er sich in eine Unterhaltung einschlich, wurde er mit Respekt und Ehrfurcht geäußert. Ich hielt ihn für den reichsten Mann der Welt. Pappy und Gran pachteten das Land seit vor der großen Wirtschaftskrise, die Arkansas früh erreicht hatte und lange anhielt. Nach dreißig Jahren Knochenbrecherarbeit hatten sie es geschafft, von Mr Vogel das Haus und die drei Morgen darum herum zu kaufen. Ihnen gehörten außerdem der John-Deere-Traktor, zwei Eggen, eine Drillmaschine, ein Anhänger für die Baumwolle, ein Flachbettanhänger, zwei Maultiere, ein Fuhrwerk und der Pick-up. Mit meinem Vater gab es eine vage Übereinkunft, die ihm einen Besitzanspruch an manchen dieser Vermögenswerte zugestand. Das Land war auf den Namen Eli und Ruth Chandler eingetragen.

Die einzigen Farmer, die Geld verdienten, waren diejenigen, die ihr Land besaßen. Pächter wie wir versuchten kostendeckend zu wirtschaften. Die ganz kleinen Farmpächter waren am schlimmsten dran und waren zu immerwährender Armut verdammt.

Ziel meines Vaters war es, vierzig Morgen Land zu besitzen, schuldenfrei. Die Träume meiner Mutter waren weggepackt; sie sprach mit mir erst darüber, als ich älter wurde. Aber ich

wusste schon, dass sie sich danach sehnte, das Leben auf dem Land hinter sich zu lassen. Und sie war entschlossen, dass ich nicht Farmer werden sollte. Als ich sieben war, hatte sie auch mich davon überzeugt.

Nachdem die Mexikaner zu ihrer Zufriedenheit untergebracht waren, schickte sie mich zu meinem Vater. Es war spät, die Sonne versank hinter den Bäumen, die den St. Francis River säumten, und es war an der Zeit, dass er seinen Sack mit Baumwolle zum letzten Mal wog und Feierabend machte.

Ich ging barfuß einen Pfad zwischen zwei Feldern entlang und hielt nach ihm Ausschau. Die Erde war dunkel und fruchtbar, gutes Delta-Farmland, das genug abwarf, um die Farmer an sich zu binden. Vor mir sah ich den Baumwollanhänger, und ich wusste, dass er dort zuarbeitete.

Jesse Chandler war der ältere Sohn von Pappy und Gran. Sein jüngerer Bruder Ricky war neunzehn und kämpfte irgendwo in Korea. Er hatte noch zwei Schwestern, die von der Farm geflüchtet waren, sobald sie die Highschool beendet hatten.

Mein Vater flüchtete nicht. Er war entschlossen, Farmer zu sein wie sein Vater und sein Großvater, nur dass er der erste Chandler wäre, dem das Land gehörte. Ich wusste nicht, ob er von einem Leben fern der Felder träumte. Wie mein Großvater war er ein hervorragender Baseballspieler gewesen, und ich bin sicher, dass er irgendwann einmal vom Ruhm in einer Profi-Liga geträumt hatte. Aber 1944 traf ihn in Anzio eine deutsche Kugel in den Oberschenkel, und damit war seine Baseballkarriere beendet.

Er hinkte ganz leicht, aber das taten die meisten, die sich auf den Baumwollfeldern abplagten.

Ich blieb neben dem Baumwollanhänger stehen, der fast leer war. Er stand auf einem schmalen Feldweg und wartete darauf,

gefüllt zu werden. Ich kletterte auf den Anhänger. Zu allen Seiten erstreckten sich ordentliche Reihen grüner und brauner Sträucher bis zu den Bäumen, die unser Land begrenzten. Am Ende der Zweige platzten dicke Samenkapseln auf. Überall erwachte die Baumwolle zu vollem Leben, und als ich auf den Wagen stieg und mich umschaute, sah ich einen Ozean aus Weiß. Auf den Feldern herrschte Stille - keine Stimmen, keine Traktorengeräusche, keine Fahrzeuge auf den Feldwegen. Als ich dort oben stand, konnte ich einen Augenblick lang beinahe verstehen, warum mein Vater unbedingt Farmer sein wollte. Ich konnte kaum seinen alten Strohhut in der Ferne ausmachen, während er sich zwischen den Reihen voranarbeitete. Ich sprang herunter und lief ihm entgegen. Da es schon leicht dämmerte, waren die Zwischenräume zwischen den Reihen sehr dunkel. Und da Sonne und Regen Hand in Hand gearbeitet hatten, waren die vielen Blätter dicht gewachsen und miteinander verwoben, sodass sie gegen mich schlugen, als ich eilig zu meinem Vater ging.

»Bist du das, Luke?«, rief er wohl wissend, dass niemand sonst ihn holen würde.

»Ja, Sir!«, antwortete ich und bewegte mich auf die Stimme zu.

»Mom sagt, dass es Zeit ist, aufzuhören!«

»Sagt sie das?«

»Ja, Sir.« Ich hatte ihn um eine Reihe verfehlt und zwängte mich zwischen zwei Sträuchern hindurch, und da war er, vornübergebeugt, pflückte mit beiden Händen die Baumwolle und stopfte sie in den fast vollen Sack über seiner Schulter. Seit Sonnenaufgang war er auf den Feldern, nur zu Mittag hatte er eine Pause gemacht.

»Habt ihr Hilfe gefunden?«, fragte er, ohne mich anzusehen.

»Ja, Sir«, sagte ich stolz. »Mexikaner und Leute aus den

Bergen.«

»Wie viele Mexikaner?«

»Zehn«, sagte ich, als hätte ich sie persönlich zusammengetrommelt.

»Das ist gut. Wer sind die Leute aus den Bergen?«

»Die Spruills. Hab vergessen, woher sie kommen.«

»Wie viele?« Er pflückte einen Strauch zu Ende, kroch weiter und zog den schweren Sack hinter sich her.

»Eine ganze Ladung. Schwer zu sagen. Gran ist wütend, weil sie vor dem Haus kampieren, und wo das Schlagmal ist, haben sie ein Feuer gemacht. Pappy hat ihnen gesagt, sie sollen neben dem Silo kampieren. Ich hab's selbst gehört. Ich glaub nicht, dass sie sehr gescheit sind.«

»Sag so was nicht.«

»Ja, Sir. Jedenfalls hat Gran sich geärgert.«

»Sie wird sich wieder beruhigen. Wir brauchen die Leute.«

»Ja, Sir. Das hat Pappy auch gesagt. Aber mir gefällt nicht, dass sie das Schlagmal kaputtgemacht haben.«

»Zurzeit ist Baumwolle pflücken wichtiger als Baseball.«

»Wahrscheinlich.« Das meinte auch nur er.

»Wie geht es den Mexikanern?«

»Nicht besonders. Sie haben sie wieder auf einen Lastwagen gepfercht, und darüber ist Mom nicht gerade glücklich.« Seine Hände hielten einen Augenblick inne, als er an einen weiteren Winter voller Kabbeleien dachte. »Sie sind froh, hier zu sein«, sagte er dann, und seine Hände nahmen erneut die Arbeit auf.

Ich ging ein paar Schritte auf den Anhänger in der Ferne zu, dann drehte ich mich wieder zu ihm um. »Erzähl das Mom.« Er warf mir einen Blick zu, dann fragte er: »Ist Juan ge-

kommen?«

»Nein, Sir.«

»Das tut mir Leid.«

Seit einem Jahr redete ich von Juan. Letzten Herbst hatte er mir versprochen, wieder zu kommen. »Ist schon in Ordnung«, sagte ich. »Der Neue heißt Miguel. Er ist wirklich nett.«

Ich erzählte ihm von unserer Fahrt in die Stadt, wie wir die Spruills gefunden hatten, von Tally und Trot und dem großen jungen Mann auf der Ladefläche, wie wir erneut in die Stadt gefahren waren, wo Pappy mit dem Mann, der für die Arbeiter verantwortlich war, stritt, von unserem Gang zur Entkörnungsanlage, von den Mexikanern. Nur ich erzählte, denn mein Tag war viel ereignisreicher gewesen als seiner. Neben dem Anhänger hob er die Gurte des Sacks an und hängte sie an den Haken der Waage. Die Nadel blieb bei achtundfünfzig Pfund stehen. Diese Zahl schrieb er in ein altes Buch, das mit Draht am Wagen befestigt war.

»Wie viel?«, fragte ich, als er es zuschlug.

»Vierhundertsiebzig.«

»Ein Triple«, sagte ich.

Er zuckte die Achseln und sagte: »Nicht schlecht.«

Fünfhundert Pfund kamen einem Homerun gleich, und die schaffte er jeden zweiten Tag. Er ging in die Hocke und sagte: »Hüpf rauf.«

Ich sprang auf seinen Rücken, und wir machten uns auf den Heimweg. Sein Hemd und Overall waren schweißdurchnässt, und das schon den ganzen Tag, aber seine Arme waren wie Stahl. Pop Watson hatte mir erzählt, dass Jesse Chandler einmal einen Baseball geschlagen hatte, der mitten auf der Main Street auftraf. Pop und Mr Snake Wilcox, der Friseur, maßen am nächsten Tag nach und berichteten dann, dass der

Ball einhundertzweiunddreißig Meter weit geflogen war. Aber aus dem Tea Shoppe drang sofort darauf eine missgünstige Meinung, denn Mr Junior Barnhart behauptete ziemlich lautstark, dass der Ball mindestens einmal aufgeprallt war, bevor er in der Main Street landete.

Pop und Junior sprachen daraufhin wochenlang nicht mehr miteinander. Meine Mutter prüfte den Wahrheitsgehalt des Streits nach, nicht jedoch den des Homerun.

Sie wartete neben der Wasserpumpe auf uns. Mein Vater setzte sich auf eine Bank und zog Stiefel und Socken aus, und nachdem er die Schließen des Overalls geöffnet hatte, auch sein Hemd.

Eine meiner Aufgaben am Morgen bestand darin, einen Waschzuber mit Wasser zu füllen und in die Sonne zu stellen, damit mein Vater jeden Abend warmes Wasser hatte. Meine Mutter tauchte ein kleines Handtuch in den Zuber und wusch ihm damit sanft den Nacken.

Sie war in einem Haus voller Mädchen aufgewachsen und teilweise von zwei zimperlichen alten Tanten großgezogen worden. Ich glaube, sie wuschen sich öfter als Farmersleute, und ihre Leidenschaft für Sauberkeit hatte auf meinen Vater abgefärbt. Ich wurde jeden Samstagnachmittag von oben bis unten geschrubbt, ob ich es nun brauchte oder nicht.

Als er sich gewaschen und abgetrocknet hatte, reichte sie ihm ein frisches Hemd. Es war Zeit, unsere Gäste zu begrüßen.

Meine Mutter hatte während der letzten beiden Stunden eine Auswahl ihrer besten Gemüse geerntet, gewaschen und in einen großen Korb gelegt. Tomaten, Vidalia-Zwiebeln, Kartoffeln mit roter Schale, grüne und rote Paprikaschoten, Maiskolben. Wir trugen den Korb hinter die Scheune, wo die Mexikaner sich ausruhten, miteinander sprachen und darauf

warteten, dass ihr kleines Feuer herunterbrannte, damit sie Tortillas machen konnten. Ich stellte meinen Vater Miguel vor, der ihn seinerseits mit ein paar Leuten seiner Truppe bekannt machte.

Cowboy saß allein da, den Rücken der Scheune zugewandt, und ignorierte uns. Ich sah, dass er unter der Krempe seines Huts meine Mutter beobachtete. Einen Augenblick lang erschrak ich darüber; dann wurde mir klar, dass Jesse Chandler Cowboys mageres schmales Genick brechen würde, sollte er eine falsche Bewegung machen.

Im Jahr zuvor hatten wir viel über die Mexikaner gelernt. Sie aßen keine Wachsbohnen, keine Stangenbohnen, keine Kürbisse, Auberginen oder Rüben, sie mochten Tomaten, Zwiebeln, Kartoffeln, Paprika und Mais. Und sie baten nie um Gemüse aus unserem Garten. Wir mussten es ihnen anbieten. Meine Mutter erklärte Miguel und den anderen Männern, dass unser Garten voll Gemüse sei und sie ihnen jeden zweiten Tag etwas bringen würde. Sie müssten nichts dafür bezahlen. Es sei inbegriffen.

Wir trugen einen zweiten Korb vor das Haus, wo sich Camp Spruill weiter ausgebreitet hatte. Sie belegten noch mehr vom Hof mit Beschlag, mehr Pappschachteln und Rupfensäcke standen herum. Sie hatten drei Bretter an einem Ende auf einen Karton, am anderen auf ein Fass gelegt, um einen Tisch zu bauen, und daran saßen sie eng gedrängt und aßen, als wir uns ihnen näherten. Mr Spruill stand auf und schüttelte meinem Vater die Hand.

»Leon Spruill«, sagte er mit Essensresten auf den Lippen. »Freut mich, Sie kennen zu lernen.«

»Bin froh, dass Sie hier sind«, sagte mein Vater freundlich.

»Danke«, sagte Mr Spruill und zog seine Hose hoch. »Das ist

meine Frau Lucy.« Sie lächelte und kaute dabei langsam weiter. »Und das ist meine Tochter Tally«, sagte er und deutete auf sie. Als sie mich ansah, spürte ich, wie meine Backen heiß wurden. »Und das sind meine Neffen, Bö und Dale«, sagte er und nickte in Richtung der zwei Jungen, die auf den Matratzen gedöst hatten, als sie auf der Straße anhielten. Sie waren Teenager, ungefähr fünfzehn. Und neben ihnen saß der Riese, der sich halb schlafend auf der Ladefläche gelümmelt hatte.

»Das ist mein Sohn Hank«, sagte Mr Spruill. Hank war mindestens zwanzig und damit sicher alt genug, um aufzustehen und Hände zu schütteln. Aber er aß einfach weiter. Seine Backen waren mit Maisbrot gefüllt. »Er isst 'ne ganze Menge«, sagte Mr Spruill, und wir versuchten zu lachen.

»Und das da ist Trot«, fuhr er fort. Trot blickte nicht einmal auf. Der linke Arm hing schlaff an ihm herunter.

Mit der rechten Hand umklammerte er eine Gabel. Seine Stellung in der Familie blieb ungeklärt.

Meine Mutter überreichte den großen Korb mit Gemüse, und einen Augenblick lang hörte Hank auf zu mampfen und blickte zu dem frischen Nachschub. Dann wandte er sich wieder seinen Bohnen zu. »Die Tomaten und der Mais sind dieses Jahr besonders gut«, sagte meine Mutter. »Und es gibt viel davon. Lassen Sie mich wissen, wenn Sie etwas möchten.« Tally kaute langsam und starrte mich an. Ich betrachtete meine Füße.

»Das ist mächtig nett von Ihnen, Ma'am«, sagte Mr Spruill, und Mrs Spruill bedankte sich ebenfalls rasch. Es bestand keine Gefahr, dass die Spruills darben müssten, und sie schienen auch bislang keine Mahlzeit ausgelassen zu haben.

Hank war kräftig, mit einer breiten Brust, die nur unmaßgeblich schmaler wurde, wo sie auf seinen Hals traf. Mr

und Mrs Spruill waren beide stämmig und schienen Kraft zu haben. Bö und Dale waren schlank, aber nicht mager. Tally war natürlich perfekt proportioniert. Nur Trot war hager und dürr. »Wir wollten Sie nicht beim Abendessen stören«, sagte mein Vater, und wir begannen uns zurückzuziehen.

»Nochmals vielen Dank«, sagte Mr Spruill.

Ich wusste aus Erfahrung, dass wir binnen kurzem mehr über die Spruills wissen würden, als uns lieb war. Sie lebten auf unserem Land, tranken unser Wasser, benutzten unser Klo.

Wir würden ihnen Gemüse aus unserem Garten bringen, Milch von Isabel, Eier von unseren Hühnern. Am Samstag würden wir sie auffordern, uns in die Stadt zu begleiten, und am Sonntag würden sie mit uns in die Kirche gehen. Wir würden von Sonnenaufgang bis fast zum Einbruch der Dunkelheit neben ihnen auf den Feldern arbeiten. Und wenn die Ernte eingebracht wäre, würden sie in die Berge zurückkehren. Die Bäume würden sich verfärben, dann käme der Winter, und wir würden uns an kalten Abenden um den Kamin drängen und Geschichten über die Spruills zum Besten geben.

* * *

Zum Abendessen gab es dünn geschnittene Bratkartoffeln, gekochte Okra-schoten, Maiskolben und heißes Brot aus Maismehl - aber kein Fleisch, weil es schon fast Herbst war und wir am Tag zuvor Brathuhn gegessen hatten. Gran briet zweimal in der Woche ein Huhn, aber nie mittwochs. Im Garten meiner Mutter wuchsen genug Tomaten und Zwiebeln, um ganz Black Oak damit zu versorgen, deswegen schnitt sie zu jeder Mahlzeit einen großen Teller davon auf. Die Küche war eng und heiß. Ein kleiner Ventilator auf dem Kühlschrank

versuchte ratternd, die Luft umzuwälzen, während meine Mutter und Großmutter das Abendessen kochten. Sie arbeiteten langsam, aber stetig. Sie waren müde, und es war zu heiß für schnelle Bewegungen.

Sie mochten sich nicht besonders, aber sie waren beide entschlossen, in Frieden miteinander zu leben. Ich hörte sie nie streiten oder meine Mutter schlecht über ihre Schwiegermutter reden. Sie wohnten im selben Haus, kochten gemeinsam alle Mahlzeiten, wuschen gemeinsam die Wäsche, pflückten gemeinsam Baumwolle. Wer hatte bei so viel Arbeit noch Zeit zum Zanken?

Aber Gran war tief im Land der Baumwolle geboren und aufgewachsen. Sie wusste, dass sie in der Erde, die sie bearbeitete, begraben würde. Meine Mutter sehnte sich nach einem anderen Leben.

Die beiden hatten Rituale entwickelt und auf diese Weise wortlos eine Methode ausgehandelt, die Küchenarbeiten zu erledigen. Gran hielt sich stets in der Nähe des Herdes auf, überwachte das Maisbrot, rührte Kartoffeln, Okra und Mais um. Meine Mutter blieb in der Nähe der Spüle, wo sie Tomaten enthäutete und schmutzige Teller aufeinander stapelte. Ich beobachtete sie vom Küchentisch aus, wo ich jeden Abend saß und mit einem Schälmesser Gurken schälte. Beide liebten Musik, und gelegentlich summt die eine, während die andere leise sang. Die Musik hielt die Spannung im Zaum.

Nicht so heute Abend. Sie waren zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um zu singen und zu summen. Meine Mutter war empört darüber, dass die Mexikaner wie Vieh transportiert worden waren. Meine Großmutter schmolte, weil die Spruills den Hof vor dem Haus besetzt hatten.

Um Punkt sechs Uhr zog Gran ihre Schürze aus und setzte sich mir gegenüber. Das eine Ende des Tisches war direkt an die Wand gerückt und diente als Ablage für viele Dinge. In der Mitte stand ein RCA-Radio mit einem Gehäuse aus Walnussholz. Sie schaltete es ein und lächelte mich an. Die CBS-Nachrichten wurden von Edward R. Murrow gesprochen, live aus New York. Seit einer Woche wurde in Pyong-Yang schwer gekämpft, nahe dem Japanischen Meer, und dank einer alten Landkarte, die Gran auf ihrem Nachtkästchen aufbewahrte, wussten wir, dass Rickys Infanteriedivision in der Gegend stationiert war. Zwei Wochen zuvor war sein letzter Brief eingetroffen. Es war eine schnell hingeschriebene Nachricht, aber wenn man zwischen den Zeilen las, hatte man den Eindruck, dass er sich mitten im Kampfgebiet befand.

Nachdem Mr Murrow mit seiner ersten Meldung über einen Streit mit den Russen zu Ende war, sprach er über Korea, und Gran schloss die Augen. Sie faltete die Hände, legte beide Zeigefinger an die Lippen und wartete.

Ich war mir nicht sicher, worauf sie wartete. Mr Murrow würde der Nation nicht verkünden, ob Ricky Chandler tot oder lebendig war.

Auch meine Mutter hörte zu. Sie stand da, mit dem Rücken zur Spüle, wischte ihre Hände an einem Handtuch ab und starrte ausdruckslos auf den Tisch. So war es fast jeden Abend im Sommer und Herbst 1952.

Friedensbemühungen waren initiiert und wieder aufgegeben worden. Die Chinesen zogen sich zurück und griffen dann erneut an. Mr Murrows Berichte und Rickys Briefe ließen uns den Krieg miterleben.

Pappy und mein Vater wollten die Nachrichten nicht hören.

Sie beschäftigten sich draußen, im Geräteschuppen oder an der Wasserpumpe, erledigten kleine Arbeiten, die auch hätten warten können, sie sprachen über die Ernte, suchten nach etwas anderem als Ricky, um sich Sorgen zu machen. Beide hatten in Kriegen gekämpft. Sie brauchten Mr Murrow in New York nicht, der ihnen den Bericht eines Korrespondenten in Korea vorlas und der Nation erzählte, was in dieser oder jener Schlacht geschah. Sie wussten es.

An diesem Abend jedenfalls war die Meldung über Korea kurz, und das wurde in unserem kleinen Farmhaus als gute Nachricht aufgenommen. Mr Murrow ging zu anderen Themen über, und Gran lächelte mich schließlich an. »Ricky geht's gut«, sagte sie und rieb meine Hand. »Er wird früher zu Hause sein, als du denkst.«

Sie hatte sich das Recht verdient, das zu glauben. Während des Ersten Weltkriegs hatte sie auf Pappy gewartet, während des Zweiten Weltkriegs hatte sie bis nach Europa für meinen Vater und die Heilung seiner Wunden gebetet. Ihre Jungs kamen immer nach Hause, und Ricky würde uns nicht im Stich lassen.

Sie schaltete das Radio aus. Die Kartoffeln und Okra-schoten verlangten nach ihrer Aufmerksamkeit. Sie und meine Mutter wandten sich wieder dem Kochen zu, und wir warteten darauf, dass Pappy durch die Fliegengittertür hereinkäme.

Ich glaube, Pappy rechnete mit dem Schlimmsten, was den Krieg anbelangte. In diesem Jahrhundert hatten die Chandlers bislang Glück gehabt. Er wollte die Nachrichten nicht hören, aber er wollte wissen, ob die Lage gut oder schlecht aussah. Wenn er das Radio nicht mehr hörte, kam er für gewöhnlich in die Küche. An diesem Abend blieb er neben dem Tisch stehen und zerzauste mir das Haar. Gran sah ihn an. Sie lächelte und

sagte: »Keine schlechten Nachrichten.«

Meine Mutter erzählte mir, dass Gran und Pappy oft nur eine oder zwei Stunden schliefen, bevor sie aufwachten und sich Sorgen um ihren jüngeren Sohn machten. Gran war überzeugt, dass Ricky zurückkommen würde. Pappy war es nicht. Um halb sieben setzten wir uns an den Tisch, fassten uns bei den Händen und dankten Gott für das Essen und alle anderen Segnungen. Pappy sprach das Gebet, zumindest vor dem Abendessen. Er dankte Gott für die Mexikaner und die Spruills und die gute Ernte. Ich betete still und nur für Ricky. Ich war dankbar für das Essen, aber es erschien mir nicht annähernd so wichtig wie er.

Die Erwachsenen aßen langsam und sprachen über nichts als die Baumwolle. Von mir wurde nicht erwartet, dass ich viel zur Unterhaltung beitrug. Insbesondere Gran war der Meinung, dass man Kinder sehen, aber nicht hören sollte.

Ich wollte zur Scheune und den Mexikanern einen Besuch abstatten. Und ich wollte mich vor dem Haus herumtreiben und vielleicht einen Blick auf Tally erhaschen. Meine Mutter argwöhnte etwas, und als wir mit dem Essen fertig waren, musste ich ihr mit dem Abwasch helfen. Schläge wären mir lieber gewesen, aber ich hatte keine Wahl.

* * *

Wir gingen hinaus auf die Veranda vor dem Haus, wo wir jeden Abend saßen. Es schien ein schlichtes Ritual, war es aber nicht. Zuerst verdauten wir das Abendessen, dann wandten wir uns dem Baseball zu. Wir schalteten das Radio ein, und Harry Caray von KMOX in St. Louis kommentierte die Spiele unserer geliebten Cardinals.

Meine Mutter und meine Großmutter pulten Erbsen oder Wachsbohnen. Beim Abendessen begonnene Gespräche

wurden beendet. Natürlich kam die Ernte aufs Tapet. Aber an diesem Abend regnete es im zweihundert Meilen entfernten St. Louis, und das Spiel war abgesagt worden. Ich saß auf der Treppe, drückte den Baseball in meinem Rawlings-Handschuh, beobachtete die Schatten der Spruills in der Ferne und fragte mich, wie jemand nur so gedankenlos sein und auf dem Schlagmal ein Feuer machen konnte.

Das Radio im Freien war ein kleines Gerät von General Electric, das mein Vater in Boston gekauft hatte, als er im Krieg aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Sein einziger Zweck war der, die Cardinals zu uns nach Hause zu bringen. Wir verpassten kaum ein Spiel. Das Radio stand auf einer hölzernen Kiste nahe der quietschenden Hollywoodschaukel, auf der es sich die Männer bequem gemacht hatten. Meine Mutter und meine Großmutter saßen auf der anderen Seite der Veranda auf gepolsterten Holzstühlen und pulten Erbsen. Ich saß in der Mitte, auf der Treppe.

Bevor die Mexikaner kamen, hatten wir einen tragbaren Ventilator in der Nähe der Fliegengittertür aufgestellt. Jeden Abend sumnte er leise vor sich hin und schaffte es, die schwüle Luft genügend in Bewegung zu halten, um die Hitze erträglich zu machen. Aber dank meiner Mutter stand er jetzt auf dem Heuboden der Scheune. Das hatte zu Reibungen geführt, die mir jedoch größtenteils vorenthalten worden waren.

Der Abend war also sehr still - kein Baseball, kein Ventilator -, nur die eintönige Unterhaltung müder Farmers-Leute, die darauf warteten, dass die Temperatur um ein paar Grad sank. Der Regen in St. Louis inspirierte die Männer zu Sorgen wegen des Wetters. Die Flüsse und Bäche im Arkansas-Delta traten mit frustrierender Regelmäßigkeit über die Ufer. Alle vier oder

fünf Jahre verließen sie ihre Betten und rissen die Ernte mit sich. Ich konnte mich an keine Überschwemmung erinnern, aber ich hatte so viel davon gehört, dass ich mir wie ein Flutexperte vorkam. Wochenlang beteten wir um Regen. Und wenn es regnete und die Erde gut nass war, begannen Pappy und mein Vater die Wolken zu beobachten und Geschichten von Überschwemmungen zu erzählen.

Die Spruills begaben sich zur Ruhe. Ihre Stimmen verstummten. Ich sah, wie sich ihre Schatten hinter der Zeltwand bewegten. Ihr Feuer brannte nieder und erlosch.

Auf der Chandler-Farm war alles still. Wir hatten Leute aus den Bergen. Wir hatten Mexikaner. Die Baumwolle wartete.

Irgendwann in der stockdunklen Nacht wachte Pappy, unser lebender Wecker, auf, zog seine Stiefel an, stapfte in die Küche und kochte die erste Kanne Kaffee. Unser Haus war nicht groß - drei Schlafzimmer, Küche, Wohnzimmer -, und es war so alt, dass die Dielen an manchen Stellen durchgingen. Wenn jemand alle anderen wecken wollte, gelang es ihm oder ihr müheelos.

Ich durfte so lange im Bett bleiben, bis mein Vater mich holen kam. Allerdings fiel das Schlafen nicht leicht bei den vielen Menschen auf der Farm und der vielen Baumwolle, die gepflückt werden musste. Ich war bereits wach, als er mich schüttelte und sagte, dass es Zeit zum Aufstehen sei. Ich zog mich rasch an und stieß auf der Veranda runter dem Haus zu ihm.

Es war noch keine Andeutung des Sonnenaufgangs zu erkennen, als wir über den Hof gingen und der Tau unsere Schuhe nässte. Vor dem Hühnerstall blieben wir stehen, er

machte sich klein und schlüpfte hinein. Ich musste davor auf ihn warten, da ich im letzten Monat, als ich im Dunkeln Eier einsammelte, auf eine riesige Rattenschlange getreten war und zwei Tage lang geweint hatte. Zuerst war mein Vater nicht gerade mitfühlend gewesen; Rattenschlangen sind harmlos und gehören zum Leben auf der Farm. Meine Mutter jedoch schaltete sich wütend ein, und derzeit war es mir nicht gestattet, allein Eier einzusammeln.

Mein Vater legte ungefähr ein Dutzend Eier in einen Bastkorb und reichte ihn mir. Dann gingen wir zur Scheune, wo Isabel wartete. Da wir die Hühner aufgeweckt hatten, begannen die Hähne zu krähen.

Die einzige Lichtquelle war eine matte Glühbirne, die vom Heuboden hing. Die Mexikaner waren wach. Sie hatten hinter der Scheune ein Feuer entfacht und scharten sich darum, als wäre ihnen kalt. Mir war in der feuchten Luft schon ganz warm.

Ich konnte die Kuh melken, und meist war das morgens meine Aufgabe. Aber die Rattenschlange steckte mir noch in den Knochen, außerdem hatten wir es eilig, weil wir bei Sonnenaufgang auf den Feldern sein mussten. Mein Vater melkte schnell sieben Liter, wozu ich den halben Morgen gebraucht hätte. Wir lieferten die Eier und die Milch in der Küche ab, wo die Frauen das Sagen hatten. Der Schinken briet bereits in der Pfanne, sein aromatischer Duft hing schwer in der Luft.

Das Frühstück bestand aus frischen Eiern, Milch, mit Salz gepökeltem Schinken und heißen Brötchen, wahlweise mit Sorghum-Sirup. Während sie arbeiteten, setzte ich mich auf meinen Stuhl, fuhr mit den Fingern über das feuchte, karierte Wachstuch und wartete auf meine Tasse Kaffee. Sie war das

einziges Laster, das meine Mutter mir zugestand.

Gran stellte Untertasse und Tasse vor mich, dann die Zuckerschüssel und frische Sahne. Ich behandelte den Kaffee, bis er süß wie Malzmilch war, dann trank ich ihn langsam.

Während des Frühstücks war die Unterhaltung in der Küche auf ein Minimum beschränkt. Es war aufregend, dass wegen der Ernte so viele Fremde auf der Farm waren, aber die Begeisterung wurde gedämpft durch die Aussicht, dass wir die nächsten zwölf Stunden ungeschützt in der Sonne verbringen und vornübergebeugt Baumwolle pflücken würden, bis unsere Finger bluteten.

Wir aßen schnell, die Hähne veranstalteten einen Mordslärm im Hof. Die Brötchen meiner Großmutter waren schwer und makellos rund und so warm, dass das Stückchen Butter, das ich vorsichtig in die Mitte tat, sofort schmolz. Ich sah zu, wie die gelbe Flüssigkeit versickerte, dann biss ich hinein. Meine Mutter gab zu, dass Ruth Chandler die besten Brötchen machte, die sie je gegessen hatte. Am liebsten hätte ich zwei oder drei gegessen wie mein Vater, aber das schaffte ich einfach nicht. Meine Mutter aß eins, ebenso Gran. Pappy aß zwei, mein Vater drei. Ein paar Stunden später, mitten am Vormittag, würden wir im Schatten eines Baums oder neben dem Anhänger einen Augenblick Pause machen, um die übrig gebliebenen Brötchen zu essen.

Im Winter zog sich das Frühstück in die Länge, weil es sonst kaum etwas zu tun gab. Im Frühjahr, wenn wir pflanzten, und im Sommer, wenn wir Unkraut hackten, ging es etwas schneller. Aber im Herbst während der Baumwollernte frühstückten wir mit aller Entschlossenheit.

Es wurde kurz über das Wetter geredet. Der Regen in St. Louis, dessentwegen das Spiel der Cardinals am Abend zuvor

abgesagt worden war, lastete schwer auf Pappy. St. Louis war so weit weg, dass niemand am Tisch außer Pappy jemals dort gewesen war, aber das Wetter in dieser Stadt war jetzt ein entscheidendes Element unserer Ernte. Meine Mutter hörte geduldig zu. Ich sagte kein Wort.

Mein Vater, der im Kalender gelesen hatte, war der Meinung, dass das Wetter im September mitspielen würde. Mitte Oktober sah es bedenklich aus. Schlechtes Wetter war zu erwarten. Deswegen war es unabdingbar, dass wir während der nächsten sechs Wochen arbeiteten, bis wir umfielen. Je härter wir arbeiteten, umso härter würden die Mexikaner und die Spruills arbeiten. Auf diese Weise feuerte uns mein Vater an. Dann kam das Thema Tagelöhner zur Sprache. Tagelöhner waren Ortsansässige, die von Farm zu Farm gingen, um den besten Lohn auszuhandeln. Die meisten waren Leute aus der Stadt, die wir kannten. Im Herbst zuvor hatte uns Miss Sophie Turner, die die fünfte und sechste Klasse unterrichtete, eine große Ehre erwiesen, als sie sich dafür entschied, bei uns zu pflücken.

Wir brauchten alle Tagelöhner, die wir kriegen konnten, aber normalerweise pflückten sie, wo es ihnen passte.

Nachdem Pappy den letzten Bissen geschluckt hatte, dankte er seiner Frau und meiner Mutter für das gute Frühstück und ging hinaus, damit sie aufräumen konnten. Ich stolzierte mit den Männern auf die hintere Veranda.

Unser Haus war nach Süden ausgerichtet, die Scheune und die Felder befanden sich nördlich und westlich davon, und im Osten sah ich jetzt die erste Spur Orange über dem flachen Farmland des Arkansas-Delta. Die Sonne ging auf, unbehelligt von Wolken. Mir klebte bereits das Hemd am Rücken.

An den John Deere war ein Flachbettanhänger gekuppelt, und

die Mexikaner saßen schon darauf. Mein Vater ging zu Miguel, um mit ihm zu sprechen. »Guten Morgen. Wie habt ihr geschlafen? Seid ihr fertig zum Arbeiten?« Pappy holte die Spruills.

Ich hatte einen eigenen Platz, eine Nische zwischen dem Kotflügel und dem Sitz des John Deere. Dort verbrachte ich Stunden, wenn wir über die Felder tuckerten, ackerten, säten oder düngten, und klammerte mich an die Metallstange mit dem Schirm, der den Fahrer, entweder Pappy oder meinen Vater, vor der Sonne schützte. Ich setzte mich auf meinen Platz und blickte hinunter auf den voll besetzten Anhänger, die Mexikaner auf der einen Seite, die Spruills auf der anderen. In diesem Augenblick fühlte ich mich sehr privilegiert, weil ich auf dem Traktor selbst fuhr, und der Traktor gehörte uns. Mein Hochmut war jedoch nur von kurzer Dauer, denn zwischen den Baumwollsträuchern waren wir alle gleich. Ich war neugierig gewesen, ob auch der arme Trot auf die Felder mitkommen würde. Zum Pflücken brauchte man zwei gesunde Arme. Trot hatte nur einen, soweit ich das beurteilen konnte. Aber er war dabei, saß am Rand des Anhängers, allen anderen den Rücken zugewandt, und ließ seine Beine herunterbaumeln, allein in seiner eigenen Welt. Und da war auch Tally, die mich nicht einmal ansah, sondern unverwandt in die Ferne starrte.

Wortlos nahm Pappy den Fuß von der Kupplung, und der Traktor samt Anhänger rumpelte los. Ich passte auf, dass niemand herunterfiel. Im Küchenfenster sah ich das Gesicht meiner Mutter, die uns nachblickte, während sie abspülte. Sie würde ihre Arbeiten erledigen, anschließend eine Stunde im Gemüsegarten verbringen und sich dann für einen harten Tag auf den Feldern zu uns gesellen. Das Gleiche galt für Gran.

Niemand war müßig, wenn die Baumwolle reif war. Wir tuckerten an der Scheune vorbei, der Diesel klopfte, der Anhänger knarzte, und bogen dann nach Süden ab zu den tief gelegenen vierzig Morgen, ein Landstreifen neben dem Siler's Creek. Wir begannen immer dort mit dem Pflücken, weil dieses Gebiet als erstes überschwemmt würde. Wir harten die tiefen Vierzig und die hinteren Vierzig. Achtzig Morgen waren keine kleine Unternehmung. Nach ein paar Minuten kamen wir zum Baumwollanhänger, und Pappy hielt den Traktor an. Bevor ich hinunterhüpfte, blickte ich nach Osten und sah die Lichter unseres Hauses, keine Meile weit entfernt. Dahinter erwachte der Himmel zum Leben, orangefarbene und gelbe Streifen zeichneten sich ab. Nirgendwo war eine Wolke zu sehen, und das hieß, dass unser Land in nächster Zeit nicht überschwemmt würde. Es hieß außerdem, dass uns nichts vor der sengenden Sonne schützte. Tally sagte: »Guten Morgen, Luke«, als sie an mir vorbeiging. Mir gelang es, ihren Gruß zu erwidern. Sie lächelte mir zu, als wüsste sie ein Geheimnis, das sie nicht weitererzählen würde. Pappy gab keine Richtungsanweisungen, aber das war auch nicht nötig. Man entschied sich für eine Reihe in der einen oder anderen Richtung und fing an zu pflücken. Kein Gerede, kein Lockern der Muskeln, keine Wettervorhersagen. Wortlos warfen sich die Mexikaner die langen Baumwollsäcke über die Schulter, stellten sich auf und gingen nach Süden. Die Leute aus Arkansas wandten sich nach Norden. Einen Augenblick stand ich im Halbdunkel eines bereits heißen Septembermorgens und starrte auf eine sehr lange gerade Baumwollreihe, eine Reihe, die mir irgendwie zugewiesen worden war. Ich dachte, dass ich es nie bis an ihr Ende schaffen würde, und fühlte mich plötzlich müde.

Ich hatte Cousins und Cousinen in Memphis, Söhne und Töchter der beiden Schwestern meines Vaters, und diese Kinder hatten noch nie Baumwolle gepflückt. Es waren Stadtkinder, die in Vororten wohnten, in hübschen kleinen Häusern, mit den sanitären Einrichtungen im Haus. Nach Arkansas kamen sie, wenn jemand beerdigt wurde - manchmal auch an Thanksgiving. Als ich auf meine endlose Reihe Baumwolle blickte, musste ich an sie denken.

Zwei Dinge motivierten mich zu arbeiten. Erstens und am wichtigsten, ich wurde auf einer Seite flankiert von meinem Vater, auf der anderen von meinem Großvater. Keiner von beiden tolerierte Faulheit. Sie hatten als Kinder auf den Feldern gearbeitet, und warum sollte es mir anders ergehen. Zweitens wurde ich für das Pflücken bezahlt, genau wie alle anderen. Einen Dollar sechzig für hundert Pfund. Und ich hatte große Pläne mit dem Geld.

»Fangen wir an«, sagte mein Vater bestimmt in meine Richtung. Pappy befand sich bereits zwischen den Sträuchern, drei Meter tief in seiner Reihe. Ich sah seine Umrisse und seinen Strohhut. Die Spruills hörte ich ein paar Reihen weiter reden. Die Leute aus dem Hochland sangen gern, und nicht selten hörte man sie eine leise traurige Weise singen, während sie pflückten. Tally lachte über irgendetwas, ihre volle Stimme hallte auf den Feldern wider.

Sie war nur zehn Jahre älter als ich.

Pappys Vater hatte im Bürgerkrieg gekämpft. Er hieß Jeremiah Chandler, und laut Familienlegende hatte er die Schlacht von Shiloh nahezu allein gewonnen. Als Jeremiahs zweite Frau starb, nahm er sich eine dritte, ein Mädchen aus dem Ort, das dreißig Jahre jünger war als er. Ein paar Jahre später brachte sie Pappy auf die Welt.

Dreißig Jahre Altersunterschied zwischen Jeremiah und seiner Braut. Zehn zwischen Tally und mir. Es könnte funktionieren. Mit feierlicher Entschlossenheit warf ich mir den Neun-Fuß-Sack über den Rücken, zog den Riemen über die rechte Schulter und nahm die erste Samenkapsel in Angriff. Sie war feucht vom Tau, und das war ein Grund, warum wir so früh anfangen. Ungefähr während der ersten Stunde, bevor die Sonne höher stieg und alles buk, war die Baumwolle sanft und sacht mit unseren Händen. Später, wenn sie im Anhänger lag, trocknete sie und konnte leicht entkörnt werden. Regennasse Baumwolle konnte nicht entkörnt werden, das hatte jeder Farmer auf die harte Tour lernen müssen.

Ich pflückte, so schnell ich konnte, mit beiden Händen und stopfte die Baumwolle in den Sack. Ich musste jedoch aufpassen. Pappy oder mein Vater oder auch beide würden irgendwann im Lauf des Vormittags meine Reihe kontrollieren. Wenn ich zu viel Baumwolle in den Kapseln ließ, würden sie mich ausschimpfen. Die Strenge dieser Schelte war abhängig davon, in welcher Entfernung von mir sich meine Mutter in diesem Moment aufhielt.

So geschickt wie möglich arbeitete ich mit meinen kleinen Händen in dem Labyrinth aus Zweigen, griff nach Samenkapseln, vermied nach Möglichkeit die Kletten, denn sie waren spitz und ritzten die Haut, dass sie blutete. Im Zickzack arbeitete und kämpfte ich mich voran, fiel dabei immer weiter hinter meinen Vater und Pappy zurück.

Unsere Sträucher standen so dicht, dass die Pflanzen in einer Reihe miteinander verflochten waren. Sie streiften mein Gesicht. Nach dem Vorfall mit der Rattenschlange ließ ich bei jedem Schritt auf der Farm Vorsicht walten, insbesondere auf den Feldern, denn in der Nähe des Flusses gab es

Mokassinschlängen. Wenn wir pflügten oder säten, entdeckte ich von meinem Platz auf dem John Deere jede Menge davon. Es dauerte nicht lange, und ich war allein, ein Kind, zurückgelassen von denjenigen mit flinkeren Händen und kräftigerem Rücken. Die Sonne war ein leuchtend orangefarbener Ball, der rasch am Himmel emporstieg, um das Land einen weiteren Tag lang zu versengen. Als mein Vater und Pappy außer Sichtweite waren, beschloss ich, eine erste Pause einzulegen. Nur noch Tally befand sich in meiner Nähe. Sie war fünf Reihen entfernt und fünfzehn Meter vor mir. Ich sah gerade noch ihren ausgebleichten Jeanshut oberhalb der Sträucher.

Im Schatten der Sträucher streckte ich mich auf meinem Sack aus, der nach einer Stunde noch immer deprimierend platt war. Ein paar weiche Klumpen befanden sich darin, aber nichts von Bedeutung. Im Jahr zuvor war von mir erwartet worden, dass ich fünfzig Pfund am Tag pflückte, und ich fürchtete, dass die Quote dieses Jahr höher lag.

Auf dem Rücken liegend, betrachtete ich durch die Sträucher hindurch den vollkommen klaren Himmel, hoffte auf Wolken und träumte von Geld. Jeden August erhielten wir mit der Post die neueste Ausgabe des Sears-Roebuck-Katalogs, und nur wenige Ereignisse waren bedeutender, zumindest in meinem Leben. Er war braun verpackt, kam den weiten Weg aus Chicago, und wurde auf Geheiß von Gran am Ende des Küchentischs aufbewahrt, neben dem Radio und der Familienbibel. Die Frauen studierten die Kleider und die Hausausstattung. Die Männer prüften die Werkzeuge und die Autoersatzteile. Ich jedoch wandte mich den wirklich wichtigen Dingen zu - Spielsachen und Sportartikel. Im Geist machte ich heimlich Wunschlisten für Weihnachten. Ich wagte

nicht, all die Dinge, die ich mir wünschte, aufzuschreiben. Jemand könnte eine Liste finden und glauben, dass ich entweder hoffnungslos gierig oder geisteskrank wäre.

Auf Seite 308 des aktuellen Katalogs war eine unglaubliche Anzeige für Baseball-Jacken. Nahezu jede Profimannschaft hatte ihre eigene Jacke. Das Erstaunlichste an der Anzeige war, dass der junge Mann, der als Modell fungierte, eine Jacke der Cardinals trug, und sie war in Farbe, ein leuchtendes Cardinal-Rot. Die Jacke war aus einem glänzenden Stoff und hatte weiße Knöpfe. Aus all den Mannschaften hatte jemand bei Sears-Roebuck mit nachtwandlerischer Sicherheit die Cardinals für die Anzeige ausgewählt.

Die Jacke kostete sieben Dollar fünfzig plus Versandkosten.

Und es gab sie zudem in Kindergrößen, was ein großes Dilemma für mich war, weil ich zwangsläufig noch wachsen würde, die Jacke jedoch für den Rest meines Lebens tragen wollte.

Zehn Tage harte Arbeit, und ich hätte genug Geld, um die Jacke zu kaufen. Ich war mir sicher, dass nichts Vergleichbares je in Black Oak, Arkansas, gesichtet worden war. Meine Mutter meinte, sie wäre ein bisschen knallig, was immer das bedeuten mochte. Mein Vater sagte, dass ich Stiefel brauchte. Pappy hielt es für eine Geldverschwendung, aber ich wusste, dass sie ihm insgeheim gefiel.

Bei der ersten Andeutung von kühlem Wetter würde ich die Jacke jeden Tag in die Schule anziehen und sonntags in die Kirche. Ich würde sie tragen, wenn wir samstags in die Stadt fuhren, ein roter Blitz zwischen den langweilig gekleideten Scharen, die die Gehsteige bevölkerten. Ich würde sie überallhin anziehen, und alle Kinder (und viele Erwachsene) in Black Oak würden mich darum beneiden.

Sie hätten nie Gelegenheit, für die Cardinals zu spielen. Andererseits würde ich in St. Louis berühmt werden. Wichtig war es, schnellstmöglich so auszusehen, als gehörte man dazu. »Lucas!«, durchdrang eine strenge Stimme die Stille der Felder. In der Nähe schnappten Zweige.

»Ja, Sir«, sagte ich und sprang auf die Beine, beugte mich vor und steckte meine Hände in die nächste Samenkapsel. Plötzlich ragte mein Vater vor mir auf. »Was tust du?«, fragte er.

»Ich musste pinkeln«, sagte ich, ohne mit den Händen innezuhalten.

»Das hat aber lang gedauert«, sagte er. Er war nicht überzeugt.

»Ja, Sir. Der viele Kaffee.« Ich blickte zu ihm auf. Er kannte die Wahrheit.

»Versuch mitzuhalten«, sagte er, drehte sich um und marschierte wieder davon.

»Ja, Sir«, sagte ich zu seinem Rücken, wohl wissend, dass ich mit ihm nie würde mithalten können.

In einen Zwölf-Fuß-Sack, wie ihn die Erwachsenen trugen, passten etwa sechzig Pfund Baumwolle, sodass die Männer gegen halb neun, neun so weit waren, ihren Sack zum ersten Mal wiegen zu lassen. Pappy und mein Vater waren für die Waage verantwortlich, die am Ende des Anhängers angebracht war. Einem von beiden wurde der Sack hinaufgehoben, die Riemen wurden über die Haken an der Waage gehängt. Die Nadel bewegte sich wie der Minutenzeiger einer großen Uhr. Alle konnten sehen, wie viel jeder gepflückt hatte.

Pappy trug die Zahlen in ein kleines Buch neben der Waage ein. Dann wurde der Sack mit Baumwolle noch ein Stück weiter nach oben gehievt und in den Anhänger geleert. Es blieb keine Zeit zum Ausruhen. Der leere Sack wurde

heruntergeworfen, und der Pflücker fing ihn auf. Dann machte er sich an die nächste Reihe und verschwand für zwei weitere Stunden.

Ich befand mich mitten in der endlosen Reihe, schwitzte in der Sonne, beugte mich vor, versuchte, so schnell wie möglich mit den Händen zu arbeiten, und blieb gelegentlich stehen, um den Fortschritt von Pappy und meinem Vater im Auge zu behalten, damit ich vielleicht eine weitere Pause einlegen könnte. Aber es fand sich keine Gelegenheit, meinen Sack fallen zu lassen. Stattdessen ackerte ich weiter, arbeitete hart, wartete darauf, dass der Sack schwerer wurde, und fragte mich zum ersten Mal, ob ich die Cardinals-Jacke wirklich brauchte. Nach einer Ewigkeit auf dem Feld hörte ich, wie der John Deere angelassen wurde, und wusste, dass es Zeit für das Mittagessen war. Ich hatte noch nicht einmal die erste Reihe beendet, aber mein mangelnder Fortschritt machte mir nicht wirklich etwas aus. Wir trafen uns beim Traktor, wo ich Trot zusammengerollt auf dem Anhänger liegen sah. Mrs Spruill und Tally tätschelten ihn. Zuerst dachte ich, er wäre tot, doch dann rührte er sich. »Die Hitze hat ihm zugesetzt«, flüsterte mir mein Vater zu, als er mir den Sack abnahm und sich über die Schulter warf, als wäre er leer.

Ich folgte ihm zu der Waage, wo Pappy ihn schnell wog. Die ganze Schinderei für einunddreißig Pfund Baumwolle. Als alle Mexikaner und Spruills da waren, fuhren wir zurück zum Haus. Um Punkt zwölf Uhr wurde gegessen. Meine Mutter und Gran hatten vor einer Stunde die Felder verlassen, um die Mahlzeit zuzubereiten.

Auf meinem Platz auf dem John Deere klammerte ich mich mit meiner zerkratzten, wunden linken Hand an den Schirmständer und sah zu, wie die Arbeiter auf dem

holpernden Anhänger hin und her geworfen wurden. Mr und Mrs Spruill hielten Trot, der noch immer leblos schien und blass war. Tally saß neben ihnen, die langen Beine auf dem Anhänger ausgestreckt. Bö, Dale und Hank schienen der arme Trot gleichgültig zu sein. Wie alle anderen waren sie erhitzt und müde und reif für eine Pause.

Auf der anderen Seite saßen die Mexikaner Schulter an Schulter, ihre Füße hingen herunter und schleiften fast über den Boden. Zwei von ihnen trugen weder Schuhe noch Stiefel. Kurz vor der Scheune beobachtete ich etwas, was ich zuerst nicht glauben wollte. Cowboy, der ganz am Ende des kurzen Anhängers saß, wandte sich rasch um und blickte zu Tally. Sie schien darauf gewartet zu haben, dass er sie ansah, denn sie bedachte ihn mit einem hübschen Lächeln, ähnlich dem, das sie mir geschenkt hatte. Obwohl er es nicht erwiderte, war er ganz offensichtlich erfreut.

Das alles geschah blitzartig, und niemand außer mir bemerkte es.

Gran und meiner Mutter zufolge, die sich, was das anging, miteinander verschworen hatten, war ein kurzer Mittagsschlaf entscheidend für das angemessene Wachstum eines Kindes. Ich glaubte das nur, wenn wir Baumwolle pflückten. Den Rest des Jahres kämpfte ich gegen den Mittagsschlaf mit der gleichen Vehemenz, mit der ich meine Baseballkarriere plante.

Aber während der Ernte ruhten sich nach dem Mittagessen alle aus. Die Mexikaner aßen rasch und legten sich dann unter einen Ahornbaum neben der Scheune. Die Spruills aßen übrig gebliebenen Speck und Brötchen und legten sich ebenfalls in den Schatten.

Ich durfte mich nicht in mein Bett legen, weil ich schmutzig von der Arbeit war, deswegen schlief ich auf dem Boden in meinem Zimmer. Ich war müde, meine Glieder waren steif. Mir graute vor der Nachmittagsschicht, weil sie immer länger zu sein schien, auf jeden Fall war es heißer als vormittags. Ich döste sofort ein und war noch steifer, als ich eine halbe Stunde später wieder erwachte.

Trot sorgte für Beunruhigung im Hof vor dem Haus. Gran, die sich gern als eine Art ländliche Medizinfrau betrachtete, war gegangen, um ihn sich anzusehen, zweifellos mit der Absicht, ein schreckliches Gebräu zu zaubern, um es ihm die Kehle hinunterzuzwingen. Er lag auf einer alten Matratze unter einem Baum, ein nasses Tuch auf der Stirn. Er konnte keinesfalls zurück auf die Felder, aber Mr und Mrs Spruill wollten ihn nicht allein lassen.

Sie mussten natürlich Baumwolle pflücken, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ich nicht. In meiner Abwesenheit war ein Plan entwickelt worden, der vorsah, dass ich bei Trot blieb, während alle anderen für den Rest des Tages in der Hitze schufteten. Sollte sich Trots Zustand verschlechtern, müsste ich zu den tiefen Vierzig laufen und den nächsten Spruill holen. Als meine Mutter es mir erklärte, tat ich mein Bestes, um über dieses Arrangement unglücklich zu wirken.

»Und was ist mit meiner Cardinals-Jacke?«, fragte ich sie so zerknirscht wie möglich.

»Es ist noch genug Baumwolle für dich da«, entgegnete sie.

»Bleib heute Nachmittag bei ihm. Morgen wird es ihm wieder besser gehen.«

Es gab achtzig Morgen Baumwolle, die während der nächsten zwei Monate zweimal gepflückt wurden. Wenn ich meine

Cardinals-Jacke nicht bekäme, läge es bestimmt nicht an Trot. Ich sah dem Anhänger nach, auf dem jetzt neben den Arbeitern meine Mutter und Gran saßen. Er quietschte und ratterte vom Haus zur Scheune, den Feldweg entlang und verschwand schließlich zwischen den Baumwollreihen. Ich fragte mich, ob Tally und Cowboy einander schöne Augen machten. Wenn ich den Mut hätte, würde ich meine Mutter danach fragen.

Ich ging zur Matratze, auf der Trot mit geschlossenen Augen und völlig reglos lag. Er schien nicht einmal zu atmen.

»Trot«, sagte ich laut. Plötzlich hatte ich Angst, dass er, während ich Wache hielt, gestorben war.

Er öffnete die Augen, setzte sich ganz langsam auf und sah mich an. Dann blickte er sich um, als wollte er sich vergewissern, dass wir allein waren. Sein verkümmerter Arm war nicht viel dicker als ein Besenstiel und hing mehr oder weniger steif von seiner Schulter herab. Sein schwarzes Haar stand in allen Richtungen ab.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich. Ich hatte ihn noch nicht sprechen gehört und war neugierig, ob er überhaupt sprechen konnte.

»Glaub schon«, brummte er, seine Stimme belegt, die Worte undeutlich. Mir war nicht klar, ob er sprachbehindert war oder nur müde und benommen. Er schaute sich immer wieder um, ob alle anderen auch fort waren, und mir ging der Gedanke durch den Kopf, dass Trot vielleicht ein bisschen simuliert hatte. Ich begann ihn zu bewundern.

»Mag Tally Baseball?«, fragte ich ihn eine von hundert Fragen, mit denen ich ihn löchern wollte. Ich hielt das für eine einfache Frage, aber sie überwältigte ihn, und er schloss sofort wieder die Augen, legte sich auf die Seite, zog die Knie an die Brust

und begann erneut zu dösen.

Eine Brise raschelte im Wipfel der Eiche. Ich fand eine weiche, dicht mit Gras bewachsene Stelle im Schatten nahe seiner Matratze und streckte mich aus. Ich betrachtete das Laub und Äste hoch oben und dachte über mein Glück nach. Alle anderen schwitzten in der Sonne, während die Zeit im Schneckentempo verging. Einen Augenblick lang versuchte ich, mich schuldig zu fühlen, aber es gelang mir nicht. Mein Glück war vorübergehender Natur, deswegen beschloss ich, es zu genießen.

Wie Trot. Während er wie ein Baby schlief, beobachtete ich den Himmel. Bald aber wurde mir langweilig. Ich ging ins Haus und holte einen Ball und meinen Baseballhandschuh. Ich warf mir selbst nahe der vorderen Veranda hohe Bälle zu, etwas, was ich stundenlang tun konnte. Einmal fing ich siebzehn Bälle nacheinander.

Während des ganzen Nachmittags lag Trot auf der Matratze. Er schlief, setzte sich auf, blickte sich um und sah mir eine Weile zu. Wenn ich ein Gespräch in Gang bringen wollte, legte er sich wieder hin und döste. Zumindest starb er nicht.

Das nächste Opfer der Baumwollfelder war Hank. Spät am Nachmittag schlenderte er gemächlich zu uns, beschwerte sich über die Hitze und behauptete, nach Trot sehen zu wollen.

»Hab dreihundert Pfund gepflückt«, prahlte er, als würde mich das beeindrucken. »Dann hat mich die Hitze erwischt.« Sein Gesicht war rot verbrannt. Er trug keinen Hut, was viel über seine Intelligenz aussagte. Auf den Feldern war jeder Kopf bedeckt.

Einen Augenblick sah er Trot an, dann ging er hinter ihren Pick-up und begann in den Schachteln und Säcken zu kramen

wie ein verhungerner Bär. Er stopfte sich ein belegtes Brötchen in den riesigen Mund, dann legte er sich unter einen Baum.

»Hol mir Wasser, Junge«, knurrte er mich plötzlich an.

Ich war zu überrascht, um mich zu rühren. Nie zuvor hatte ich gehört, wie eine Person aus den Bergen einem von uns einen Befehl gab. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Aber er war erwachsen, und ich war nur ein Kind.

»Sir?«, sagte ich.

»Hol mir Wasser!«, wiederholte er, diesmal lauter.

Ich war mir sicher, dass sie irgendwo zwischen ihren Sachen Wasser gelagert hatten. Ich machte einen unbeholfenen Schritt auf ihren Wagen zu. Das regte ihn auf.

»Kaltes Wasser, Junge! Aus dem Haus. Und zwar schnell! Ich habe den ganzen Tag geschuftet. Du nicht.«

Ich lief schnell ins Haus, in die Küche, wo Gran einen großen Krug mit Wasser im Kühlschrank aufbewahrte. Meine Hände zitterten, als ich Wasser in ein Glas goss. Ich wusste, dass es Ärger geben würde, wenn ich davon berichtete. Mein Vater würde harsche Worte mit Leon Spruill wechseln.

Ich reichte Hank das Glas. Er trank es rasch aus, schmatzte mit den Lippen und sagte: »Bring mir noch eins.«

Trotz saß da und beobachtete uns. Ich lief zurück ins Haus und füllte das Glas erneut. Nachdem Hank es zum zweiten Mal ausgetrunken hatte, spuckte er neben meine Füße. »Bist ein braver Junge«, sagte er und warf mir das Glas zu. »Danke«, sagte ich und fing es auf.

»Und jetzt lass uns in Ruhe«, sagte er und legte sich ins Gras.

Ich zog mich ins Haus zurück und wartete auf meine Mutter. Wenn man wollte, konnte man um fünf mit dem Pflücken

aufhören. Um diese Zeit fuhr Pappy mit dem Anhänger zurück zum Haus. Oder man konnte bis zum Einbruch der Dunkelheit auf den Feldern bleiben, wie die Mexikaner. Ihre Ausdauer war erstaunlich. Sie pflückten Baumwolle, bis sie die Kapseln nicht mehr sahen, dann marschierten sie eine halbe Meile mit ihren schweren Säcken zur Scheune, machten ein kleines Feuer, aßen ein paar Tortillas und schliefen tief und fest. Der Rest der Spruills versammelte sich um Trot, der es schaffte, die knappe Minute, die sie ihn musterten, noch kränker auszusehen als zuvor. Nachdem festgestellt war, dass er lebte und einigermaßen bei Sinnen war, wandten sie ihre Aufmerksamkeit rasch dem Abendessen zu. Mrs Spruill machte ein Feuer.

Als Nächste kümmerte sich Gran um Trot. Sie schien sehr besorgt, und ich glaube, die Spruills waren ihr dafür dankbar. Mir aber war klar, dass sie mit dem armen Jungen nur Experimente durchführen wollte. Als jüngstes Familienmitglied musste ich normalerweise als Versuchskaninchen für irgendein neues abscheuliches Heilmittel herhalten, das sie gebraut hatte. Aus Erfahrung wusste ich, dass sie ein so wirksames Mittel mischen konnte, dass Trot von der Matratze aufspringen und wie ein verbrühter Hund herumrennen würde.

Nach ein paar Minuten schöpfte Trot Verdacht und ließ sie nicht mehr aus den Augen. Er schien jetzt wacher, und das interpretierte Gran als Zeichen dafür, dass er keine Medizin brauchte, zumindest nicht sofort. Aber sie würde ihn beobachten und am nächsten Morgen wieder nach ihm sehen. Meine schlimmste Pflicht am späten Nachmittag betraf den Gemüsegarten. Ich empfand es als grausam, dass

man mich oder auch irgendeinen anderen Siebenjährigen zwang, vor Sonnenaufgang aufzustehen, den ganzen Tag auf den Feldern zu arbeiten und vor dem Abendessen auch noch Gartenarbeit abzuleisten. Andererseits wusste ich, dass wir uns glücklich schätzen konnten, einen so schönen Gemüsegarten zu haben.

Irgendwann bevor ich geboren wurde hatten die Frauen kleine Reviere abgesteckt, sowohl innerhalb als auch außerhalb des Hauses, und sie für sich beansprucht. Ich weiß nicht, wie meiner Mutter der Gemüsegarten zufiel, aber er gehörte zweifelsfrei ihr.

Er befand sich auf der Ostseite unseres Hauses, der ruhigen Seite, abseits der Küchentür, des Hofes vor der Scheune und den Hühnerställen. Ein Stück entfernt von Pappys Pick-up und dem schmalen Schotterweg, auf dem die seltenen Besucher parkten. Er war mit einem einen Meter zwanzig hohen Drahtzaun umgeben, den mein Vater nach Anweisungen meiner Mutter aufgestellt hatte und der dazu bestimmt war, Wild und Schädlinge abzuhalten.

Entlang des Zauns war Mais gepflanzt, sodass man in eine hinter Maisstauden versteckte, geheime Welt trat, kaum hatte man die klapprige Tür mit der ledernen Schlaufe hinter sich geschlossen.

Meine Aufgabe bestand darin, einen Weidenkorb zu nehmen und meiner Mutter zu folgen, während sie einsammelte, was immer sie für reif befand. Auch sie trug einen Korb und füllte ihn langsam mit Tomaten, Gurken, Zucchini, Paprika, Zwiebeln und Auberginen. Sie sprach leise, nicht notwendigerweise mit mir, sondern zum Garten im Allgemeinen.

»Siehst du die Maiskolben? Die werden wir nächste Woche

essen.«

»Ja, Ma'am.«

»Die Kürbisse werden an Halloween reif sein.«

»Ja, Ma'am.«

Sie hielt beständig Ausschau nach Unkraut, kleinen Eindringlingen, die in unserem Garten nur kurz überlebten. Sie blieb stehen, deutete und sagte: »Zieh das Unkraut raus, Luke, dort neben den Wassermelonen.«

Ich stellte den Korb auf die Erde und jätete Unkraut.

Die Gartenarbeit war im späten Sommer nicht so hart wie im Frühjahr, wenn der Boden bestellt werden musste und das Unkraut schneller als das Gemüse wuchs.

Eine lange grüne Schlange ließ uns für einen Augenblick erstarren, dann verschwand sie zwischen den Ranken der Wachsbohnen. Der Garten war voller Schlangen, die alle harmlos, aber trotzdem Schlangen waren. Meine Mutter hatte nicht gerade Todesangst vor ihnen, aber wir ließen ihnen viel Raum. Ich lebte in der beständigen Angst, nach einer Gurke zu greifen und Giftzähne zu spüren, die sich in meinen Handrücken gruben.

Meine Mutter liebte diesen Flecken Erde, weil er ihr gehörte - niemand sonst wollte ihn. Sie behandelte ihn wie eine heilige Stätte. Wenn das Haus voll war, fand ich sie immer im Garten, wo sie mit ihrem Gemüse sprach. Harte Worte fielen in unserer Familie nur selten. Aber wenn es passierte, wusste ich, dass sich meine Mutter in ihr Refugium zurückzog.

Nachdem sie ihre Wahl getroffen hatte, konnte ich meinen Korb kaum mehr tragen.

Es regnete nicht mehr in St. Louis. Um Punkt acht Uhr schaltete Pappy das Radio ein, fummelte an den Knöpfen und der Antenne herum, und dann hörten wir den tem-

peramentvollen Harry Caray, die raue Stimme der Cardinals. Für diese Saison verblieben noch etwa zwanzig Spiele. Die Dodgers führten, und die Giants waren an zweiter Stelle. Die Cards an dritter. Das war mehr, als wir ertragen konnten. Natürlich hassten die Cardinals-Fans die Yankees, und in unserer Liga hinter zwei New Yorker Mannschaften zu liegen war unerträglich.

Pappy war der Ansicht, dass der Manager, Eddie Stanky, schon vor Monaten hätte gefeuert werden sollen. Wenn die Cardinals gewannen, dann wegen Stan Musial. Wenn sie verloren, mit denselben Spielern auf dem Feld, war immer der Manager schuld.

Pappy und mein Vater saßen auf der Schaukel, die rostigen Ketten quietschten, während sie gemächlich hin und her schwangen. Gran und meine Mutter pulten Wachsbohnen und Erbsen auf der anderen Seite der kleinen Veranda. Ich saß auf der obersten Stufe, in Hörweite des Radios, sah zu, wie die Spruill-Show sich ihrem Ende zuneigte, und wartete mit den Erwachsenen, dass die Hitze endlich nachließ. Ich vermisste das beständige Surren des alten Ventilators, hütete mich jedoch davor, das Thema anzusprechen.

Die Frauen unterhielten sich leise über Kirchendinge -die Erweckungsversammlung im Herbst und das bevorstehende Picknick. Ein Mädchen aus Black Oak heiratete in einer großen Kirche in Jonesboro, vermutlich einen jungen Mann mit Geld, und das musste jeden Abend diskutiert werden. Ich konnte beim besten Willen nicht verstehen, warum die Frauen dieses Thema tagtäglich wieder aufgriffen.

Die Männer hatten nichts zu sagen, zumindest nichts, was nicht mit Baseball in Zusammenhang stand. Pappy war in der Lage, lange zu schweigen, und mein Vater war nicht viel

besser. Zweifellos machten sie sich Sorgen wegen des Wetters oder der Baumwollpreise, aber sie waren zu müde, es laut zu tun.

Ich war zufrieden zuzuhören, die Augen zu schließen und mir den Sportsman's Park in St. Louis vorzustellen, ein großartiges Stadion, in dem sich dreißigtausend Menschen versammeln konnten, um Stan Musial und die Cardinals zu sehen. Pappy war dort gewesen, und während der Saison ließ ich es mir mindestens einmal pro Woche von ihm beschreiben. Er sagte, wenn man das Spielfeld betrachtete, schien es immer größer zu werden. Der Rasen war so grün und glatt, dass man Murmeln darauf rollen konnte. Die Erde auf dem Innenfeld wurde gerecht, bis sie perfekt war. Die Spielstandsanzeige in der linken Stadionhälfte war größer als unser Haus. Und alle diese Menschen, diese unglaublich vom Glück gesegneten Menschen von St. Louis, die die Cardinals sehen konnten und nicht Baumwolle pflücken mussten.

Dizzy Dean und Enos »Country« Slaughter und Red Schoendienst, alle die großen Cardinals, die berühmte Gashouse Gang, hatten dort gespielt. Und weil mein Vater und mein Großvater und mein Onkel das Spiel beherrschten, gab es für mich nicht den geringsten Zweifel, dass ich eines Tages Sportsman's Park beherrschen würde. Ich würde vor dreißigtausend Fans über den perfekten Rasen des Außenfelds gleiten und die Yankees höchstpersönlich in Grund und Boden spielen.

Der größte Cardinals aller Zeiten war Stan Musial, und als er im zweiten Inning zum Schlagmal ging, sah ich, wie Hank Spruill durch die Dunkelheit schlich und sich in den Schatten setzte, gerade nahe genug, um das Radio zu hören.

»Ist Stan dran?«, fragte meine Mutter.

»Ja, Ma'am«, sagte ich. Sie tat so, als würde sie sich für Baseball interessieren, hatte aber in Wirklichkeit keine Ahnung davon. Wenn sie Interesse an Stan Musial vorgab, dann konnte sie jedes Gespräch über dieses Thema in und um Black Oak überleben.

Das leise Schnappen und Knirschen der Bohnen und Erbsen verstummte. Die Schaukel stand still. Ich drückte meinen Baseballhandschuh zusammen. Mein Vater vertrat die Ansicht, dass Harry Carays Stimme aufgeregt klang, wenn Musial ins Spiel kam, aber Pappy war nicht davon überzeugt.

Der erste Wurf des Pitchers der Pirates war ein schneller, gerade geworfener Ball, der zu tief und zu weit rechts hereinkam. Nur wenige Pitcher forderten Musial beim ersten Wurf mit einem Fastball heraus. Im Jahr zuvor hatte er die National League mit einem Trefferdurchschnitt von .355 - also 35,5 Prozent - angeführt, und 1952 lag er gleichauf mit Frankie Baumholtz von den Cubs. Er hatte Kraft, war ein ausgezeichneter Fänger, war schnell und spielte jeden Tag, als ob es um sein Leben ginge.

In einer Zigarrenschachtel, versteckt in einer Schublade, bewahrte ich eine Stan-Musial-Baseballkarte auf, und wenn das Haus Feuer finge, würde ich sie vor allem anderen an mich nehmen.

Der zweite Wurf war ein zu hoher Curveball, und nachdem die zwei Bälle die Strike Zone verfehlt hatten, hörte man nahezu, wie die Fans von ihren Sitzen aufstanden. Ein Baseball würde gleich in einen abgelegenen Teil von Sportsman's Park gefetzt werden. Kein Werfer geriet gegen Stan Musial in Rückstand und überlebte diesen Augenblick. Der dritte Wurf war ein Fastball, und Harry Caray zögerte lange genug, damit wir den Knall des Schlägers hören konnten. Die

Zuschauermenge explodierte. Ich hielt den Atem an und wartete diesen Sekundenbruchteil, damit uns der alte Harry schilderte, wohin der Ball flog. Er prallte von der Mauer im rechten Feld ab, und die Menge brüllte noch lauter. Auch auf der Veranda machte sich Aufregung breit. Ich sprang auf, als ob ich stehend irgendwie bis nach St. Louis sehen könnte. Pappy und mein Vater beugten sich vor, als Harry Caray im Radio schrie. Meine Mutter brachte eine Art Ausruf zustande. Musial kämpfte mit seinem Mannschaftskollegen Schoendienst in der National League um die Führung bei Doubles, das heißt Schlägen, mit denen der Schlagmann es bis zur zweiten Base schafft. Im Vorjahr hatte er es auf zwölf Triples, das heißt Läufe bis zur dritten Base, gebracht, das war einsame Spitze in den beiden großen Ligen. Als er über die zweite Base hinausrannte, konnte ich Caray in dem Gebrüll der Menge kaum mehr hören. Der Läufer von der ersten Base punktete mühelos, und Stan rutschte auf die dritte, seine Füße berührten die Base, der glücklose dritte Baseman fing den zu spät geworfenen Ball und schleuderte ihn zurück zum Pitcher. Ich sah vor mir, wie Musial vom Boden aufstand, als die Zuschauer durchdrehten. Dann wischte er sich mit beiden Händen den Schmutz von seinem weißen Dress mit den roten Seitenstreifen.

Das Spiel ging weiter, aber für uns Chandlers, zumindest für uns Männer, war der Tag jetzt abgeschlossen. Musial hatte einen Bombenschlag gemacht, und weil wir wenig Hoffnung hatten, dass die Cardinals es noch auf Platz eins schaffen würden, verbuchten wir unsere Siege, wo wir sie bekommen konnten.

Die Menge beruhigte sich, Harry sprach leiser, und ich setzte mich wieder hin, noch immer Stan in der dritten Base vor

Augen.

Wären die verdammten Spruills nicht gewesen, wäre ich in die Dunkelheit hinausgegangen und hätte meine Position am Schlagmal eingenommen. Ich würde auf den Fastball warten, ihn wie mein Held schlagen, dann um die Bases rennen und mich majestätisch auf die dritte Base werfen, dort im Schatten, wo sich das Monster Hank herumtrieb.

»Wer gewinnt?«, fragte Mr Spruill irgendwo in der Dunkelheit. »Die Cardinals. Eins zu null. Zweite Hälfte des zweiten Inning. Musial hat gerade einen Triple geschlagen«, antwortete Hank. Wenn sie solche Baseballfans waren, warum machten sie dann ihr Feuer auf dem Schlagmal und hatten ihre zerlumpten Zelte auf meinem Innenfeld aufgestellt? Jeder Idiot konnte sehen, dass der Hof vor dem Haus - trotz der großen Bäume - für Baseball bestimmt war.

Wenn Tally nicht gewesen wäre, hätte ich den ganzen Haufen als erledigt betrachtet. Und Trot. Ich mochte das arme Kind. Ich hatte beschlossen, Hank und das kalte Wasser nicht zu erwähnen. Ich wusste, wenn ich meinem Vater oder Pappy davon erzählen würde, wäre eine ernsthafte Diskussion mit Mr Spruill die Folge. Die Mexikaner kannten ihren Platz, und von den Leuten aus den Bergen wurde erwartet, dass sie wussten, wo ihrer war. Sie baten nicht um Dinge aus unserem Haus und erteilten mir oder jemand anders keine Befehle.

Hank hatte den dicksten Hals, den ich je gesehen hatte. Auch seine Arme und Hände waren beachtlich, aber was mir Angst einjagte, waren seine Augen. Die meiste Zeit blickten sie ausdruckslos oder dumm drein, aber als er mich anschnauzte, dass ich ihm kaltes Wasser holen solle, wurden sie zu Schlitzern, in denen Bosheit funkelte.

Ich wollte mir Hank nicht zum Feind machen, ebenso wenig

wollte ich, dass mein Vater sich mit ihm anlegte. Mein Vater verprügelte jeden, außer vielleicht Pappy, der zwar älter war, aber wenn nötig auch viel hinterhältiger. Ich beschloss, den Vorfall für den Augenblick zu vergessen. Sollte er sich wiederholen, hätte ich keine andere Wahl, als mich meiner Mutter anzuvertrauen.

Die Pirates machten zwei Punkte im vierten Inning, laut Pappy vor allem deswegen, weil Eddie Stanky den Pitcher nicht auswechselte. Im fünften Inning machten sie drei Punkte, und Pappy war so wütend, dass er ins Bett ging. Während des siebten Innings kühlte es so weit ab, dass wir meinten, jetzt schlafen zu können. Die Erbsen und Wachsbohnen waren geschält. Die Spruills hatten sich hingelegt. Wir waren erschöpft, und die Cardinals machten keine Schnitte. Es fiel uns nicht schwer, das Radio auszuschalten.

Nachdem meine Mutter mich zugedeckt und wir zusammen gebetet hatten, schlug ich das Laken wieder zurück, damit ich atmen konnte. Ich horchte auf die Grillen, die in einem kreischenden Chor sangen und einander über die Felder etwas zuriefen. Im Sommer veranstalteten sie jeden Abend ein Konzert, außer es regnete. In der Ferne hörte ich eine Stimme - ein Spruill streifte herum, wahrscheinlich Hank, der nach einem letzten Brötchen kramte.

In unserem Wohnzimmer hatten wir einen in ein großes Fenster eingebauten Ventilator, der theoretisch die heiße Luft im Haus ansaugen und in den Hof hinausblasen sollte. Das funktionierte ungefähr die Hälfte der Zeit. Eine versehentlich zugeschlagene Tür unterbrach den Luftstrom, und wir lagen in unserem eigenen Schweiß, bis wir einschliefen. Wehte draußen ein Wind, kam das ganze System durcheinander, und die heiße Luft sammelte sich im Wohnzimmer, kroch durch das Haus

und erstickte uns. Der Ventilator brach häufig zusammen - aber er war ein Besitz, auf den Pappy besonders stolz war, und wir kannten nur zwei andere Farmersfamilien aus der Kirche, die ebenfalls über einen solchen Luxus verfügten.

In dieser Nacht funktionierte er.

Während ich in Rickys Bett lag, auf die Grillen horchte und den leichten Luftzug genoss, weil die schwüle Sommerluft ins Wohnzimmer gesaugt wurde, ließ ich meine Gedanken nach Korea schweifen, ein Land, in das ich nie reisen wollte. Mein Vater sprach mit mir nicht über Krieg. Mit keinem Wort. Ich wusste von ein paar glorreichen Abenteuern von Pappys Vater im Bürgerkrieg, aber über die Kriege in diesem Jahrhundert sagte er wenig. Ich wollte wissen, wie viele Menschen er erschossen hatte. Wie viele Schlachten er gewonnen hatte. Ich wollte seine Narben sehen. Es gab tausend Fragen, die ich ihm stellen wollte.

Sprich nicht über Krieg«, hatte mich meine Mutter viele Male gewarnt. »Es ist zu schrecklich.«

Und jetzt war Ricky in Korea. Als er uns im Februar

verließ, drei Tage nach seinem neunzehnten Geburtstag, schneite es. Auch in Korea war es kalt. Das wusste ich aus dem Radio. Ich lag sicher und warm in seinem Bett, während er durch Schützengräben kroch und schoss und beschossen wurde.

Was wäre, wenn er nicht zurückkäme?

Mit dieser Frage quälte ich mich jede Nacht. Ich dachte so lange daran, dass er sterben könnte, bis ich weinte. Ich wollte sein Bett nicht. Ich wollte sein Zimmer nicht. Ich wollte, dass Ricky zu Hause wäre, damit wir im Hof vor dem Haus um die Bases rennen, Bälle gegen die Scheune werfen und im St.

Francis fischen könnten. Er war mehr ein großer Bruder als ein Onkel für mich.

Junge Männer wurden dort drüben umgebracht, viele junge Männer. In der Kirche beteten wir für sie. In der Schule sprachen wir über den Krieg. Im Augenblick war Ricky der einzige Junge aus Black Oak in Korea, was uns Chandlers auf eine merkwürdige Weise auszeichnete, auf die ich keinerlei Wert legte.

»Habt ihr von Ricky gehört?«, lautete die große Frage, mit der wir jedes Mal konfrontiert wurden, wenn wir in die Stadt fuhren.

Ja oder nein, es spielte keine Rolle. Unsere Nachbarn versuchten nur, mitfühlend zu sein. Pappy gab nie eine Antwort. Mein Vater reagierte höflich. Gran und meine Mutter sprachen ein paar Minuten leise über seinen letzten Brief.

Ich sagte immer: »Ja. Er wird bald nach Hause kommen.«

Kurz nach dem Frühstück folgte ich Gran die Vordertreppe hinunter und über den Hof. Sie war eine Frau mit einer Mission: Dr. Gran auf ihrer frühmorgendlichen Runde, aufgeregt, weil sich ein gutgläubiger Kranker innerhalb ihres Zuständigkeitsbereichs aufhielt.

Die Spruills kauerten an ihrem provisorischen Tisch und aßen hastig. Trots schläfriger Blick wurde lebhaft, als Gran »Guten Morgen« sagte und direkt auf ihn zusteuerte.

»Wie geht es Trot?«, fragte sie.

»Viel besser«, sagte Mrs Spruill.

»Ihm geht's gut«, sagte Mr Spruill.

Gran berührte die Stirn des Jungen. »Fieber?«, wollte sie

wissen. Trot schüttelte heftig den Kopf. Am Vortag hatte er kein Fieber gehabt. Warum sollte er heute Morgen Fieber haben?

»Ist dir schummrig im Kopf?«

Trot und die anderen Spruills wussten nicht genau, was das bedeuten sollte. Ich dachte mir, dass der Junge mit beständiger Schummrigkeit im Kopf durchs Leben ging.

Mr Spruill nahm die Angelegenheit in die Hand und wischte sich mit dem Unterarm einen Tropfen Sorghum-Sirup aus dem Mundwinkel. »Wir werden ihn mit aufs Feld nehmen. Dort kann er unter dem Anhänger sitzen, im Schatten.«

»Wenn eine Wolke aufzieht, kann er pflücken«, fügte Mrs Spruill hinzu. Die Spruills hatten offensichtlich bereits Pläne für Trot gemacht.

Verdammt, dachte ich.

Ricky hatte mir ein paar Flüche beigebracht. Für gewöhnlich übte ich sie im Wald neben dem Fluss und betete um Vergebung, sobald ich damit fertig war.

Ich hatte auf einen weiteren faulen Tag unter den schattigen Bäumen gehofft. Während ich auf Trot aufpasste, würde ich Baseball spielen und es ruhig angehen.

»Na gut«, sagte Gran, als sie mit Daumen und Zeigefinger eins seiner Augen aufzwang. Aus dem anderen warf Trot ihr einen entsetzten Blick zu.

»Ich bleibe in seiner Nähe«, sagte Gran sichtlich enttäuscht. Beim Frühstück hatte sie zu meiner Mutter gesagt, dass eine kräftige Dosis Rizinusöl, Zitronensaft und irgendein schwarzes Kraut, das sie in einem Topf am Fenster zog, genau das richtige Heilmittel für ihn wäre. Ich hielt mit dem Essen inne, als ich das hörte. Es war ihr altbewährtes Mittel, das sie auch mir schon mehrere Male verabreicht hatte. Es wirkte besser als ein

operativer Eingriff. Meine Wehwehchen waren sofort verschwunden, während das Mittel sich schwelend einen Weg von meiner Zunge zu meinen Zehen bahnte und nicht aufhörte zu brennen.

Einmal mischte sie ein todsicheres Mittel für Pappy, der unter Verstopfung litt. Er verbrachte zwei Tage auf dem Außenklo, unfähig, irgendetwas zu arbeiten, und bat um Wasser, das ich in einem Milchkrug regelmäßig zu ihm schleppte. Ich glaubte, dass er es nicht überleben würde. Als er wieder herauskam - blass, ausgezehrt, etwas dünner -, ging er zielstrebig auf das Haus zu, wütender als ihn je zuvor irgendwer gesehen hatte. Meine Eltern zerrten mich in den Pick-up, und wir machten eine lange Fahrt.

Gran versprach Trot noch einmal, dass sie ihn tagsüber nicht aus den Augen lassen würde. Er sagte nichts. Er hatte aufgehört zu essen und starrte ausdruckslos über den Tisch zu Tally, die so tat, als würde ich nicht existieren.

Wir kehrten zum Haus zurück. Ich setzte mich auf die Treppe, wartete darauf, dass Tally mir einen Blick zuwarf, und verfluchte insgeheim Trot, weil er so dumm gewesen war.

Vielleicht würde er wieder kollabieren. Wenn die Sonne hoch am Himmel stünde, würde er gewiss zusammenklappen, und ich müsste erneut auf ihn aufpassen.

Als wir uns um den Anhänger versammelten, begrüßte ich Miguel, dessen Truppe aus der Scheune kam und sich auf die eine Seite des Anhängers setzte. Die Spruills setzten sich auf die andere. Mein Vater saß in der Mitte, eingezwängt von den zwei Gruppen. Pappy steuerte den Traktor, und ich beobachtete den Anhänger von meinem geschätzten Platz neben seinem Sitz. Von besonderem Interesse war für mich an diesem Morgen jede Aktivität zwischen dem verhassten

Cowboy und meiner geliebten Tally. Ich konnte keine entdecken. Alle waren benommen, hatten die Augen halb geschlossen und den Blick auf den Boden gerichtet und fürchteten die bevorstehende Plackerei in der Sonne.

Der Anhänger rumpelte und schwankte, während wir langsam auf die weißen Felder zufuhren. Als ich die Baumwolle betrachtete, konnte ich mir meine glänzend rote Cardinals-Baseballjacke nicht vorstellen. Ich versuchte mit aller Macht, Bilder des großen Musial und seiner mit Muskeln bepackten Mannschaftskollegen heraufzubeschwören, die über den manikürten grünen Rasen von Sportsman's Park rannten. Ich versuchte, sie mir in ihrem rotweißen Dress zu vergegenwärtigen, ein paar von ihnen trugen zweifellos die Baseballjacke, die im Sears-Roebuck-Katalog abgebildet war. Ich versuchte, diese Bilder vor mir zu sehen, weil sie mich ausnahmslos immer inspirierten, aber der Traktor hielt an, und alles, was ich sah, war die bedrohliche Baumwolle, die einfach dastand, Reihe über Reihe, und auf uns wartete.

Letztes Jahr hatte mir Juan die Freuden der mexikanischen Küche, insbesondere von Tortillas, nahe gebracht. Die Arbeiter aßen dreimal am Tag Tortillas, deswegen dachte ich mir, dass sie gut sein müssten. Eines Tages aß ich nach dem Mittagessen zu Hause noch einmal mit Juan und seinen Leuten. Er machte mir zwei Tortillas, und ich verschlang sie. Drei Stunden später kroch ich auf allen Vieren unter den Baumwollanhänger und kotzte wie ein Reiher. Jeder anwesende Chandler beschimpfte mich, allen voran meine Mutter.

»Du darfst ihr Essen nicht anrühren!«, sagte sie mit so viel Verachtung in der Stimme, wie ich sie nie zuvor gehört hatte.

»Warum nicht?«, fragte ich.

»Weil es nicht sauber ist.«

Mir wurde ausdrücklich verboten, irgendetwas zu essen, was die Mexikaner gekocht hatten. Daraufhin schmeckten die Tortillas selbstverständlich noch besser. Ich wurde erwischt, als Pappy überraschend hinter der Scheune auftauchte, um nach Isabel zu sehen. Mein Vater führte mich hinter den Geräteschuppen und schlug mich mit seinem Gürtel. So lange wie möglich nahm ich von den Tortillas Abstand.

Aber jetzt war ein neuer Chefkoch bei uns, und ich wollte unbedingt MIGUELS Kochkünste mit JUANS vergleichen. Nach dem Mittagessen, als ich sicher war, dass alle schliefen, schlich ich mich zur Küchentür hinaus und schlenderte möglichst lässig zur Scheune. Es war eine gefährliche kleine Exkursion, denn Pappy und Gran hatten einen leichten Schlaf, auch wenn sie von der Arbeit auf den Feldern erschöpft waren.

Die Mexikaner lagen ausgestreckt im Schatten auf der Nordseite der Scheune, die meisten schliefen im Gras. Miguel wusste, dass ich kommen würde, denn wir hatten uns am Vormittag kurz unterhalten, als wir uns beim Wiegen der Baumwolle trafen. Seine Ausbeute betrug siebzig Pfund, meine fünfzehn.

Er kniete vor der Glut eines kleinen Feuers und erwärmte einen Tortillafladen in einer Pfanne. Als er auf einer Seite braun war, wendete er ihn und gab eine dünne Schicht Salsa darauf - klein geschnittene Tomaten, Zwiebeln und Paprika, alles aus unserem Garten. Die Sauce enthielt zudem Jalapenos und gehackte rote Chilischoten, die nicht im Staat Arkansas angebaut wurden. Die Mexikaner hatten sie mitgebracht.

Zwei Mexikaner interessierten sich für die Tatsache, dass ich eine Tortilla wollte. Die anderen arbeiteten hart an ihrer Siesta. Cowboy war nirgendwo zu sehen. Ich stand an der Ecke der Scheune, wo ich das Haus und jeden Chandler im Blick hatte,

der mich suchen kam, und aß die Tortilla. Sie war heiß und scharf und schmutzig. Ich schmeckte keinen Unterschied zwischen Juans und Miguels Tortilla. Sie waren beide köstlich. Miguel fragte mich, ob ich noch eine wollte, und ich hätte leicht noch eine essen können. Aber ich wollte ihnen nicht ihr Essen wegnehmen. Sie waren alle klein, mager und bettelarm, und als ich letztes Jahr ausgeschimpft worden war und mir die Erwachsenen der Reihe nach Vorwürfe gemacht und unermessliche Schande auf mich gehäuft hatten, war Gran einfallsreich genug gewesen, die Sünde, vom Glück weniger Gesegneten das Essen wegzuessen, zu erfinden. Als Baptisten mangelte es uns nicht an Sünden, von denen wir heimgesucht wurden.

Ich dankte ihm und schlich zurück zum Haus und auf die vordere Veranda, ohne einen einzigen Spruill aufzuwecken. Ich legte mich auf die Hollywoodschaukel, als wurde ich schon die ganze Zeit dösen. Niemand rührte sich, aber ich konnte nicht schlafen. Aus dem Nirgendwo wehte eine Brise heran, und ich träumte von einem faulen Nachmittag auf der Veranda, ohne Baumwolle pflücken zu müssen, ich hätte nichts zu tun, außer vielleicht im St. Francis zu fischen und auf dem Hof Bälle zu werfen.

* * *

Die Arbeit am Nachmittag brachte mich fast um. Spät am Tag hinkte ich zum Baumwollwagen, schleifte meine Ernte hinter mir her, mir war heiß, ich war schweißnass und durstig, meine Finger waren geschwollen von den winzigen Stichen der kleinen Dornen. Ich hatte an diesem Tag bereits einundvierzig Pfund gepflückt. Meine Quote lag noch immer bei fünfzig Pfund, und ich war sicher, dass ich mindestens zehn Pfund in meinem Sack hatte. Ich hoffte, meine Mutter wäre irgendwo in

der Nähe der Waage, denn sie würde darauf bestehen, dass ich aufhörte und mit ihr nach Hause ging. Sowohl Pappy als auch mein Vater würden mich weiter pflücken lassen, Quote hin oder her.

Nur die beiden durften die Baumwolle wiegen, und wenn sie irgendwo mitten in einer Reihe waren, dann konnte man eine Pause einlegen, bis sie sich zum Wagen vorgearbeitet hatten.

Ich sah keinen von beiden, und der Gedanke an ein Nickerchen schoss mir durch den Kopf.

Die Spruills hatten sich östlich des Wagens eingefunden, im Schatten. Sie saßen auf ihren dicken Baumwollsäcken, ruhten sich aus und sahen zu Trot, der sich, soweit ich das beurteilen konnte, den ganzen Tag über keine drei Meter vom Fleck gerührt hatte. Ich zog den Schulterriemen meines Sacks herunter und ging ans andere Ende des Wagens. »Hallo«, sagte ein Spruill zu mir.

»Wie geht es Trot?«, fragte ich.

»Glaub, ganz gut«, sagte Mr Spruill. Sie aßen Crackers und Wiener Würstchen, eine beliebte Stärkung auf den Feldern. Neben Trot saß Tally, die mich vollkommen ignorierte.

»Hast du was zu essen, Junge?«, wollte Hank plötzlich wissen, seine feuchten Augen blitzten mich an. Einen Augenblick lang war ich zu überrascht, um zu antworten. Mrs Spruill schüttelte den Kopf und betrachtete den Erdboden.

»Hast du was?«, fragte er und verlagerte das Gewicht, sodass er mich direkt ansah.

»Hm, nein«, brachte ich heraus.

Du meinst >Nein, Sir<, stimmt's, Junge?«, sagte er wütend. »Jetzt komm schon, Hank«, sagte Tally. Der Rest der Familie schien sich zurückzuziehen. Alle hatten die Köpfe gesenkt.

»Nein, Sir«, sagte ich.

>Nein, Sir, was?« Sein Tonfall war schärfer. Hank suchte offensichtlich gern Streit. Wahrscheinlich hatten sie das schon viele Male miterlebt.

»Nein, Sir«, sagte ich noch einmal.

»Ihr Farmer seid reichlich hochnäsig, weißt du das? Ihr haltet euch für was Besseres als wir Leute aus den Bergen, weil ihr Land habt und uns fürs Arbeiten bezahlt. Stimmt's, Junge?« Jetzt reicht's, Hank«, sagte Mr Spruill, aber es klang nicht überzeugend. Plötzlich hoffte ich, dass Pappy oder mein Vater auftauchen würde. Von mir aus hätten diese Leute von unserer Farm verschwinden können.

Mir schnürte sich die Kehle zusammen, und meine Unterlippe begann zu zittern. Ich war gekränkt und verlegen und wusste nicht, was ich sagen sollte.

Hank aber wollte noch keine Ruhe geben. Er lehnte sich zurück, stützte sich auf einen Ellenbogen und sagte mit einem hässlichen Lächeln: »Wir sind knapp eine Stufe über den Mexikanern, stimmt's, Junge? Nur Saisonarbeiter. Ein Haufen Hillbillys, die schwarzgebrannten Whiskey trinken und die eigene Schwester heiraten. Stimmt's, Junge?«

Einen Augenblick lang war er still, als wollte er wirklich, dass ich antwortete. Ich war versucht davonzulaufen, starrte stattdessen aber nur auf meine Stiefel. Den anderen Spruills mochte ich Leid tun, aber keiner von ihnen kam mir zu Hilfe. »Wir haben ein schöneres Haus als ihr, Junge. Glaubst du das? Viel schöner.«

»Sei jetzt still, Hank«, sagte Mrs Spruill.

»Es ist größer, hat eine längere Veranda vor dem Haus, das Blechdach ist nicht mit Teer geflickt, und weißt du was? Du

wirst es nicht glauben, Junge, aber unser Haus ist gestrichen. Weiß gestrichen. Hast du schon mal einen Anstrich gesehen, Junge?»

Daraufhin begannen Bö und Dale, die zwei Teenager, die normalerweise kaum einen Laut von sich gaben, leise zu kichern, als wollten sie Hank beruhigen, ohne Mrs Spruill gegen sich aufzubringen.

»Sag ihm, er soll aufhören, Momma«, sagte Tally, und meine Demütigung wurde unterbrochen, wenn auch nur für einen Augenblick.

Ich sah zu Trot, und zu meiner Überraschung stützte er sich auf die Ellenbogen, seine Augen so weit geöffnet wie nie zuvor, und verfolgte diese kleine einseitige Konfrontation. Er schien sie zu genießen.

Hank grinste Bö und Dale doof an, und sie lachten lauter. Mr Spruill schien sich jetzt auch zu amüsieren. Vielleicht war er einmal zu oft Hillbilly genannt worden.

»Warum streicht ihr Bauernlummel eure Häuser nicht an?«, rief Hank in meine Richtung.

Das Wort »Bauernlummel« schien einen Nerv getroffen zu haben. Bö und Dale schüttelten sich vor Lachen. Hank lachte schallend über seinen eigenen Witz.

Die ganze Truppe schien kurz davor, sich auf die Schenkel zu schlagen, als Trot so laut er konnte sagte: »Hör auf, Hank!«

Seine Worte waren etwas undeutlich, sodass »Hank« wie »Hane« klang, aber alle hatten ihn verstanden. Sie waren verdattert, und ihr Spaß fand ein abruptes Ende. Alle sahen Trot an, der seinerseits Hank mit so viel Abscheu wie möglich anstarrte.

Ich war den Tränen nahe, deswegen drehte ich mich um und lief am Wagen vorbei und den Feldweg entlang, bis sie mich

nicht mehr sehen konnten. Dann setzte ich mich zwischen die Baumwollsträucher und wartete auf freundliche Stimmen. Ich saß auf dem heißen Boden, umgeben von einen Meter zwanzig hohen Stauden, und weinte, was mir wirklich äußerst unangenehm war.

Auf den Anhängern der besseren Farmen wurde die Baumwolle von Planen festgehalten und darin gehindert, auf dem Weg zur Entkörnungsanlage davongeweht zu werden. Unsere alte Plane war gut festgezurt und schützte die Früchte unserer Arbeit. Während der letzten beiden Tage hatte ich neunzig Pfund gepflückt. Kein Chandler hatte jemals eine Ladung zum Entkörnen gebracht und dabei Samenkapseln wie Schnee auf die Straße fliegen lassen. Viele andere taten das, und zur Pflücksaison war es ein gewohnter Anblick, dass sich das Unkraut und die Gräben entlang des Highway 135 langsam weiß verfärbten, während die Farmer mit ihrer Ernte immer wieder zur Anlage fuhren.

Vor dem beladenen Anhänger wirkte der Pick-up zwergenhaft, und Pappy fuhr nicht einmal zwanzig Meilen pro Stunde auf dem Weg in die Stadt. Und er sprach kein Wort. Wir verdauten beide unser Abendessen. Ich dachte über Hank nach und versuchte zu entscheiden, was ich tun sollte. Ich war überzeugt, dass sich Pappy Sorgen wegen des Wetters machte. Wenn ich ihm von Hank erzählte, wusste ich genau, was passieren würde. Er würde mit mir zu Spruillville in unserem Hof marschieren, und dann käme es zu einer hässlichen Konfrontation. Weil Hank jünger und größer war, hätte Pappy einen Stock in der Hand, von dem er nur zu gern Gebrauch machen würde. Er würde von Hank verlangen, dass er sich entschuldigte, und sollte er sich weigern, würde Pappy anfangen, ihm zu drohen und ihn zu beleidigen. Hank würde

seinen Gegner unterschätzen, und dann käme der Stock ins Spiel. Hank hätte nicht die geringste Chance. Mein Vater wäre gezwungen, die Chandlerschen Flanken mit seiner Schrotflinte zu sichern. Die Frauen befänden sich auf der Veranda in Sicherheit, aber meine Mutter würde sich wieder einmal von Pappys Hang zur Gewalttätigkeit gedemütigt fühlen. Die Spruills würden ihre Wunden lecken, ihre armselige Habe zusammenpacken und zur nächsten Farm fahren, wo sie gebraucht und geschätzt würden, und wir hätten zu wenig Arbeiter.

Von mir würde erwartet, dass ich noch mehr Baumwolle pflückte. Deswegen sagte ich kein Wort.

Wir fuhren langsam den Highway 135 entlang, wirbelten die Baumwolle am rechten Straßenrand auf und blickten zu den Feldern, wo sich gelegentlich noch eine Gruppe Mexikaner ein Wettrennen mit der Dunkelheit lieferte.

Ich beschloss, Hank und den Rest der Spruills einfach zu meiden, bis das Pflücken vorbei wäre und sie in die Berge zurückkehrten zu ihren wunderschön gestrichenen Häusern und ihrem schwarzgebrannten Whiskey und ihrem Schwestern-Heiraten. Und irgendwann spät im Winter, wenn wir um den Kamin im Wohnzimmer saßen und Geschichten über die Ernte erzählten, würde ich endlich Hanks gesammelte Missetaten auf den Tisch bringen. Ich hätte viel Zeit, um an meinen Geschichten zu arbeiten, und könnte sie ausschmücken, wo ich es als angemessen empfand. Das war Chandlersche Tradition.

Aufpassen müsste ich jedoch, wenn ich die Geschichte von dem weiß gestrichenen Haus erzählte.

Als wir uns Black Oak näherten, kamen wir an der Clench-Farm vorbei, das Heim von Foy und Laverl Clench und ihren

acht Kindern, die alle noch, davon war ich überzeugt, auf den Feldern arbeiteten. Niemand, nicht einmal die Mexikaner, arbeitete härter als die Clenches. Die Eltern waren berühmte Sklaventreiber, und die Kinder schienen liebend gern Baumwolle zu pflücken und auch noch die niedrigsten Arbeiten auf der

Farm zu erledigen. Die Hecke um den Garten vor dem Haus war perfekt geschnitten. Ihre Zäune waren gerade und mussten nicht repariert werden. Ihr Gemüsegarten war riesig und sein Ertrag legendär. Sogar ihr alter Wagen war tadellos sauber. Eins der Kinder wusch ihn jeden Samstag.

Und ihr Haus war das erste an der Straße in die Stadt gewesen, das gestrichen worden war. Weiß gestrichen, mit grauen Rändern und Ecken. Die Veranda und die Treppe davor waren dunkelgrün.

Bald darauf waren alle Häuser gestrichen.

Unser Haus war vor dem Ersten Weltkrieg erbaut worden, als ein Bad im Haus und Elektrizität noch unbekannt waren. Sein Äußeres bestand aus dreißig Zentimeter breiten und einen Meter achtzig langen Eichenbrettern, vermutlich von Bäumen, die auf dem Land gestanden hatten, das wir jetzt bewirtschafteten. Im Lauf der Zeit waren die Bretter zu einem blassen Braun verblichen, wie bei ziemlich allen Farmhäusern um Black Oak. Ein Anstrich war nicht nötig. Die Bretter wurden sauber und gut instand gehalten, und außerdem kostete Farbe Geld.

Aber kurz nachdem meine Eltern geheiratet hatten, beschloss meine Mutter, dass das Haus verschönert werden sollte. Sie bearbeitete meinen Vater, der bestrebt war, seiner jungen Frau zu gefallen. Im Gegensatz zu seinen Eltern. Pappy und Gran

weigerten sich mit der typischen Uneinsichtigkeit von Farmern glattweg, einen Anstrich auch nur in Betracht zu ziehen. Die Kosten waren der offizielle Grund. Dies wurde meiner Mutter über meinen Vater mitgeteilt. Es gab keinen Streit - keine harschen Worte. Nur eine Zeit der Anspannung im Winter, als vier Erwachsene gemeinsam in einem kleinen, nicht gestrichenen Haus lebten und versuchten, miteinander herzlichen Umgang zu pflegen.

Meine Mutter schwor sich, dass sie ihre Kinder nicht auf einer Farm großziehen würde. Eines Tages hätte sie ein Haus in einer kleinen oder großen Stadt, ein Haus mit einem Bad. Um die Veranda wüchsen Büsche, und die Bretter wären gestrichen, vielleicht wäre es sogar ein mit Ziegeln gebautes Haus.

»Anstrich« war ein gefährliches Wort auf der Farm der Chandlers.

* * *

Ich zählte elf Wagen vor uns, als wir an der Entkörnungsanlage ankamen. Ungefähr zwanzig entladene Wagen standen auf der Seite. Sie gehörten Farmern, die genug Geld hatten, um sich zwei Anhänger leisten zu können. Sie ließen einen über Nacht in der Anlage, während der andere auf dem Feld blieb. Mein Vater wollte unbedingt einen zweiten Anhänger.

Pappy parkte und ging zu einer Gruppe Farmer, die sich neben einem Anhänger versammelt hatte. Ich sah an der Art, wie sie dastanden, dass sie sich wegen irgendetwas sorgten.

Neun Monate lang war die Entkörnungsanlage nicht in Betrieb. Es war ein hohes, langes, kastenförmiges Gebäude, das größte im ganzen Distrikt. Wenn Anfang September die Ernte begann, erwachte es zum Leben. Auf dem Höhepunkt der Pflücksaison wurde dort Tag und Nacht gearbeitet, nur am Samstagabend

und am Sonntagvormittag stand die Anlage still. Die Pressen und Maschinen dröhnten mit lautstarker Präzision, die in ganz Black Oak zu hören war.

Ich sah die Montgomery-Zwillinge, die Steine in das Unkraut neben der Anlage warfen, und gesellte mich zu ihnen. Wir verglichen unsere Eindrücke von den Mexikanern und erzählten Lügengeschichten, wie viel Baumwolle wir selbst gepflückt hatten. Es war dunkel, und die Reihe der Wagen bewegte sich nur langsam.

»Mein Vater behauptet, dass die Preise runtergehen«, sagte Dan Montgomery, als er einen Stein in die Dunkelheit warf. »Er meint, dass die Baumwollhändler im Memphis die Preise drücken, weil es so viel Baumwolle gibt.«

»Es wird 'ne gute Ernte«, sagte ich. Die Montgomery-Zwillinge wollten Farmer werden. Sie taten mir Leid.

Wenn es zu viel regnete, das Land überschwemmt und die Ernte zerstört wurde, stiegen die Preise, weil die Händler in Memphis nicht genug Baumwolle bekommen konnten. Aber die Farmer hatten dann natürlich nichts zu verkaufen. Wenn das Wetter mitspielte und die Ernte gut ausfiel, sanken die Preise, weil den Händlern in Memphis zu viel Baumwolle angeboten wurde. Und die armen Leute, die sich auf den Feldern abplagten, verdienten nicht genug, um ihre Erntekredite zurückzuzahlen.

Ob die Ernte gut oder schlecht ausfiel, spielte keine große Rolle.

Eine Weile sprachen wir über Baseball. Die Montgomerys besaßen kein Radio, infolgedessen war ihr Wissen über die Cardinals begrenzt. Ein Grund mehr, warum sie mir Leid taten. Als wir nach Hause fuhren, hatte Pappy nichts zu sagen. Die Furchen auf seiner Stirn waren tiefer, und sein Kinn stand

etwas vor, deswegen war mir klar, dass er schlechte Neuigkeiten gehört hatte. Ich nahm an, dass sie mit den Baumwollpreisen zu tun hatten.

Ich schwieg, als wir aus Black Oak fuhren. Nachdem wir die Lichter hinter uns gelassen hatten, lehnte ich den Kopf an den Fensterrahmen, damit mir der Fahrtwind ins Gesicht blies. Es war heiß und windstill, und ich wünschte, Pappy würde schneller fahren.

Während der nächsten Tage wollte ich besser hinhören. Ich würde den Erwachsenen Zeit geben, miteinander zu tuscheln, dann würde ich meine Mutter fragen, was los wäre.

Wenn die schlechten Nachrichten die Farm betrafen, würde sie es mir schließlich sagen.

Samstagsmorgen. Bei Sonnenaufgang fuhren wir auf die Felder, die Mexikaner auf der einen Seite des Anhängers, die Spruills auf der anderen. Ich blieb nahe bei meinem Vater aus Angst, dass das Ungeheuer Hank es wieder auf mich abgesehen hätte.

An diesem Morgen hasste ich alle Spruills, mit Ausnahme vielleicht von Trot, der Einzige, der für mich eingetreten war. Sie ignorierten mich. Ich hoffte, dass sie sich schämten.

Ich versuchte, nicht an die Spruills zu denken, während wir über die Felder fuhren. Es war Samstag. Ein magischer Tag für alle armen Teufel, die sich mit der Baumwolle abmühten. Auf der Chandler-Farm würden wir den halben Tag arbeiten und dann in die Stadt fahren zu den anderen Farmern und ihren Familien, die ebenfalls gekommen wären, um Lebensmittel und Vorräte zu kaufen, sich auf der Main Street unter die Menschen zu mischen, den neuesten Klatsch auszutauschen und für ein paar Stunden der Schinderei auf den

Baumwollfeldern zu entfliehen. Auch die Mexikaner und die Leute aus den Bergen fuhren samstags in die Stadt. Die Männer trafen sich in Gruppen vor dem Tea Shoppe und dem Co-op, um Ernteerträge zu vergleichen und Geschichten über Überschwemmungen zu erzählen. Die Frauen drängten sich im Laden von Pop und Pearl und verbrachten eine Ewigkeit damit, ein paar Lebensmittel zu kaufen. Den Kindern wäre erlaubt, auf den Gehsteigen der Main Street und der benachbarten Straßen herumzulaufen bis um vier Uhr nachmittags, dieser wunderbaren Stunde, wenn das Dixie für die Nachmittagsvorstellung öffnete.

Als der Traktor stehen blieb, sprangen wir herunter und nahmen unsere Säcke. Ich schlief noch halb, nahm nichts wirklich wahr, bis die süßeste aller Stimmen »Guten Morgen, Luke« sagte. Es war Tally, die vor mir stand und mich anlächelte. Es war ihre Art zu sagen, dass es ihr wegen gestern Leid tat.

Ich war ein Chandler und deswegen in der Lage, überaus starsinnig zu reagieren. Ich kehrte ihr den Rücken und ging davon. Ich redete mir ein, dass ich alle Spruills hasste, und nahm die erste Reihe Baumwolle in Angriff, als wollte ich vor dem Mittagessen vierzig Morgen pflücken. Nach ein paar Minuten war ich jedoch hundemüde. Ich stand verloren in der Dunkelheit zwischen den Sträuchern, hörte noch immer ihre Stimme und sah noch immer ihr Lächeln vor mir. Sie war nur zehn Jahre älter als ich.

* * *

Das samstäglische Bad war ein Ritual, das ich mehr als alle anderen hasste. Es fand nach dem Mittagessen statt unter der strengen Aufsicht meiner Mutter. Die Wanne, die kaum groß

genug für mich war, wurde im Lauf des Tages von allen Familienmitgliedern benutzt. Sie stand in einer Ecke der hinteren Veranda, von einem alten Laken vor neugierigen Blicken geschützt.

Als Erstes musste ich das Wasser von der Pumpe zur Veranda schleppen, um die Wanne zu einem Drittel zu füllen. Dafür lief ich achtmal mit einem Eimer hin und her und war fix und fertig, bevor das Bad begann. Als Nächstes zog ich das Laken vor die Veranda und entkleidete mich mit bemerkenswerter Schnelligkeit. Das Wasser war eiskalt.

Mit einer im Laden gekauften Seife und einem Waschlappen arbeitete ich wild herum, um Schmutz abzuwaschen und Seifenschaum und trübes Wasser zu erzeugen, damit meine Mutter mein Geschlechtsteil nicht sah, wenn sie kam, um sich meiner anzunehmen. Als Erstes holte sie meine schmutzige Kleidung und brachte frische Sachen.

Als Nächstes wandte sie sich meinen Ohren und meinem Hals zu. In ihren Händen wurde der Waschlappen zu einer Waffe. Sie attackierte meine zarte Haut, als wäre der Dreck, den ich auf den Feldern angesammelt hatte, eine persönliche Beleidigung. Während des gesamten Vorgangs wunderte sie sich unentwegt, wie schmutzig ich war.

Kaum war mein Hals wund gescheuert, nahm sie mein Haar in Angriff, als wäre es voller Läuse und Kriebelmücken. Um die Seife abzuwaschen, goss sie kaltes Wasser aus dem Eimer über meinen Kopf. Meine Erniedrigung war vollkommen, nachdem sie meine Arme und Füße gescheuert hatte - den Rumpf überließ sie gnädigerweise mir.

Das Wasser war schmutzig, als ich heraushüpfte - der Schmutz

einer ganzen Woche aus dem Arkansas-Delta. Ich zog den Stöpsel heraus und sah zu, wie es durch die Ritzen der Veranda versickerte, während ich mich abtrocknete und meinen frischen Overall anzog. Ich fühlte mich fit und sauber und fünf Pfund leichter und war bereit für die Stadt. Pappy hatte beschlossen, dass sein Pick-up nur einmal nach Black Oak fahren würde. Das bedeutete, dass Gran und meine Mutter vorn bei ihm und mein Vater und ich hinten bei den zehn Mexikanern sitzen würden. Zusammengepfertcht zu werden machte den Mexikanern nichts aus, aber mich irritierte es. Als wir losfuhren, sah ich, dass die Spruills Stangen abbauten und Seile lösten und eilig ihren alten Pick-up befreiten, um ebenfalls in die Stadt zu fahren. Alle waren geschäftig bis auf Hank, der im Schatten saß und etwas aß.

Um zu verhindern, dass der Staub über die Kotflügel zu uns heraufzog, fuhr Pappy auf unserer Schotterstraße langsamer als fünf Meilen pro Stunde. Das war zwar rücksichtsvoll von ihm, nützte aber nicht viel. Wir schwitzten und erstickten fast. Das samstägliche Bad mochte ein Ritual im ländlichen Arkansas sein, in Mexiko war es offenbar unbekannt.

* * *

Manche Farmersfamilien waren samstags bereits gegen Mittag in der Stadt. In Pappys Augen war es eine Sünde, sich am Samstag zu sehr zu vergnügen, deswegen hatten wir es nicht eilig. Während des Winters drohte er bisweilen, überhaupt nicht in die Stadt zu fahren, außer am Sonntag zur Kirche. Meine Mutter behauptete, dass er einmal die Farm einen Monat lang nicht verließ und sogar die Kirche boykottierte,

weil der Pfarrer ihn irgendwie beleidigt hatte. Pappy war schnell beleidigt. Aber wir konnten uns trotzdem glücklich schätzen. Viele kleine Pächter verließen ihre Farm nie. Sie hatten kein Geld, um Lebensmittel zu kaufen, und kein Auto, um in die Stadt zu fahren. Und dann gab es Pächter wie uns und ein paar Landbesitzer, die nur selten in die Stadt fuhren. Laut Gran war Mr Clovis Beckly aus Caraway seit vierzehn Jahren nicht mehr in der Stadt gewesen. Und seit vor dem Ersten Weltkrieg nicht mehr in der Kirche. Während unserer Erwekungsversammlungen wurde öffentlich für ihn gebetet. Ich liebte den Verkehr, die bevölkerten Gehwege und die Ungewissheit, wen ich als Nächstes treffen würde. Mir gefielen die Gruppen von Mexikanern, die im Schatten der Bäume Eis aßen und ihre Landsleute von anderen Farmen in aufgeregtem Spanisch begrüßten. Ich mochte die Scharen der Fremden, Leute aus den Bergen, die bald wieder fortgehen würden. Pappy hatte mir einmal erzählt, dass in St. Louis, wo er vor dem Ersten Weltkrieg gewesen war, eine halbe Million Leute lebten und er sich in den Straßen verlaufen hatte. Das würde mir nie passieren. Wenn ich in St. Louis durch die Straßen spazieren würde, würden alle mich erkennen. Ich folgte meiner Mutter und Gran in den Laden von Pop und Pearl Watson. Die Männer gingen zum Co-op, wo sich alle Farmer am Samstagnachmittag trafen. Mir war nicht klar, was genau sie dort taten, außer sich über die Baumwollpreise zu ärgern und sich wegen des Wetters zu sorgen. Pearl stand an der Kasse. »Hallo, Mrs Watson«, sagte ich, als ich nahe genug bei ihr war. In dem Laden wimmelte es von Frauen und Mexikanern. »Hallo, Luke«, sagte sie und zwinkerte mir zu. »Wie steht es mit der Baumwolle?«, fragte sie. Diese Frage hörte man wieder

und wieder.

»Lässt sich gut pflücken«, sagte ich, als hätte ich eine Tonne geerntet.

Gran und meine Mutter brauchten eine Stunde, um fünf Pfund Mehl, zwei Pfund Zucker, zwei Pfund Kaffee, eine Flasche Essig, ein Pfund Salz und zwei Seifen zu kaufen. In den Gängen standen Frauen, denen es wichtiger war, andere zu begrüßen, als einzukaufen. Sie sprachen über ihre Gemüsegärten, das Wetter, den Kirchgang am nächsten Tag und wer bestimmt ein Kind bekam und wer vielleicht. Sie plauderten über eine Beerdigung hier, eine Erweckungsversammlung dort, eine bevorstehende Hochzeit.

Kein Wort über die Cardinals.

Meine einzige Aufgabe in der Stadt bestand darin, die Einkäufe zum Pick-up zu tragen. Nachdem ich das erledigt hatte, war ich frei und konnte durch die Main Street und die Seitenstraßen laufen, ohne überwacht zu werden. Ich schlenderte mit den gemächlichen Fußgängern an das nördliche Ende von Black Oak, am Co-op, am Drugstore, der Eisenwarenhandlung und am Tea Shoppe vorbei. Entlang des Gehwegs standen Gruppen von plaudernden Menschen, die nicht die Absicht hatten, weiterzugehen. Telefone waren selten, und im ganzen Distrikt gab es nur ein paar Fernsehgeräte, deswegen galt es am Samstag, sich über die neuesten Nachrichten und Ereignisse zu informieren.

Ich fand meinen Freund Dewayne Pinter, der seine Mutter davon zu überzeugen versuchte, unbeaufsichtigt herumlaufen zu dürfen. Dewayne war ein Jahr älter als ich, ging aber auch erst in die zweite Klasse. Sein Vater ließ ihn auf der Farm den Traktor fahren, was seinen Status bei den Zweitklässlern der Schule von Black Oak ungemein erhöhte. Die Pinters waren

Baptisten und Cardinals-Fans, aber aus unerfindlichem Grund mochte Pappy sie trotzdem nicht.

»Guten Tag, Luke«, sagte Mrs Pinter zu mir.

»Hallo, Mrs Pinter.«

»Wo ist deine Mutter?«, fragte sie und blickte sich um.

»Ich glaube, sie ist noch im Drugstore. Aber genau weiß ich es nicht.«

Daraufhin konnte Dewayne sich loseisen. Wenn ich allein durch die Straßen ziehen durfte, dann durfte er es auch. Als wir uns entfernten, rief Mrs Pinter ihm Anweisungen nach. Wir gingen zum Dixie, vor dem sich die älteren Kinder herumtrieben und warteten, bis es vier Uhr wurde. In meiner Tasche hatte ich ein paar Münzen - fünf Cents für die Vorstellung, fünf Cents für ein Coca-Cola, drei Cents für Popcorn. Meine Mutter hatte mir das Geld als Vorschuss auf meinen Pflückerlohn gegeben. Ich sollte es eines Tages zurückzahlen, aber sie und ich wussten, dass das nie der Fall sein würde. Sollte Pappy versuchen, es zurückzufordern, müsste er es hinter dem Rücken meiner Mutter tun.

Offensichtlich hatte Dewayne in der vergangenen Woche mehr Baumwolle gepflückt als ich. Er hatte die Tasche voller Zehn-Cent-Stücke und konnte es gar nicht erwarten, damit anzugeben. Auch seine Familie pachtete Land, aber ihnen gehörten ganze zwanzig Morgen, viel mehr als uns Chandlers. Ein sommersprossiges Mädchen namens Brenda hielt sich in unserer Nähe auf und versuchte, mit Dewayne ins Gespräch zu kommen. Sie hatte allen ihren Freundinnen erzählt, dass sie ihn heiraten wollte. Sie machte ihm das Leben schwer, indem sie ihm in die Kirche folgte, ihm jeden Samstag auf der Main Street hinterherlief und ihn fragte, ob er im Kino neben ihr sitzen wolle.

Dewayne verachtete sie. Als eine Gruppe Mexikaner vorüberging, tauchten wir in ihrer Mitte unter. Eine Prügelei war hinter dem Co-op ausgebrochen, ein beliebter Treffpunkt der jungen Männer, um Schläge auszutauschen.

Das geschah jeden Samstag, und nichts elektrisierte Black Oak so sehr wie ein guter Faustkampf. Eine ansehnliche Menschenmenge drängte sich durch eine Straße neben dem Co-op, und ich hörte jemanden sagen: »Ich wette, es ist ein Sisco.«

Meine Mutter hatte mich davor gewarnt, Schlägereien hinter dem Co-op anzusehen, aber es war kein richtiges Verbot, weil ich wusste, dass sie nicht dort sein würde. Keine anständige Frau würde es wagen, sich als Zuschauerin bei einer Schlägerei erwischen zu lassen. Dewayne und ich schlängelten uns durch die Menge, ganz wild auf Gewalttätigkeit.

Die Siscos waren bettelarme Pächter, die keine Meile von der Stadt entfernt lebten. Sie waren jeden Samstag hier. Niemand wusste genau, wie viele Kinder es in der Familie gab, aber sie konnten alle kämpfen. Ihr Vater war ein Trinker, der sie schlug, und ihre Mutter hatte einmal auf einen bewaffneten Hilfssheriff eingepöbeln, der ihren Mann verhaften wollte, und ihm einen Arm und die Nase gebrochen. Der Hilfssheriff verließ die Stadt in Schande. Der älteste Sisco saß im Gefängnis, weil er in Jonesboro einen Mann getötet hatte. Die Sisco-Kinder gingen weder in die Schule noch in die Kirche, deswegen konnte ich ihnen aus dem Weg gehen. Und richtig, als wir nahe genug waren und zwischen den Zuschauern hindurchspähen konnten, sahen wir Jerry Sisco, der einem Fremden ins Gesicht schlug.

»Wer ist das?«, fragte ich Dewayne. Die Leute feuerten die

Kämpfer an, loszulegen und den jeweils anderen zu verprügeln. »Weiß nicht«, sagte Dewayne. »Wahrscheinlich ein Hillbilly.« Das war plausibel. Die Gegend war voller Leute aus den Bergen, die Baumwolle pflückten, deswegen war es nur logisch, dass die Siscos Streit mit jemandem anfangen, der sie nicht kannte. Die Einheimischen waren nicht so dumm. Das Gesicht des Fremden war geschwollen, und aus seiner Nase tropfte Blut. Jerry Sisco schlug ihn mit der Rechten hart auf den Mund, und der Mann ging zu Boden.

Die ganze Sisco-Bande und ihre Freunde standen auf der einen Seite, lachten und tranken wahrscheinlich. Sie waren verwahrlost, trugen schmutzige zerlumppte Kleidung, und die meisten hatten keine Schuhe. Ihre Härte war legendär. Sie waren schlank und hungrig und kämpften mit allen faulen Tricks. Im Jahr zuvor hatte Billy Sisco hinter der Entkörnungsanlage beinahe einen Mexikaner getötet.

Auf der anderen Seite der provisorischen Arena stand eine Gruppe von Leuten aus dem Hochland und feuerte ihren Mann - »Doyle«, wie sich herausstellte - an, aufzustehen und sich zu wehren. Doyle rieb sich das Kinn, als er aufsprang und angriff. Er rammte Jerry Sisco den Kopf in den Bauch, und beide gingen zu Boden. Daraufhin jubelten die Leute aus den Bergen. Auch wir hätten am liebsten gejubelt, wollten aber die Siscos nicht gegen uns aufbringen. Das war ihr Zeitvertreib, und sie würden es mit jedem aufnehmen.

Die zwei Kämpfer krallten und klammerten sich aneinander und rollten im Dreck herum wie wilde Tiere. Die Anfeuerungsrufe wurden lauter. Doyle hob plötzlich die rechte Hand und landete einen perfekten Schlag mitten in Jerry Siscos Gesicht. Überallhin spritzte Blut. Jerry lag für einen Augenblick reglos da, und wir alle hofften insgeheim, dass ein

Sisco seinen Meister gefunden hatte. Doyle wollte gerade wieder zuschlagen, als Billy Sisco sich unvermittelt aus seiner Gruppe löste und Doyle voll in den Rücken trat. Doyle jaulte auf wie ein verletzter Hund und rollte über die Erde. Sofort stürzten sich beide Siscos auf ihn, traten und schlugen ihn. Doyle wurde geschlachtet. Der Kampf war ganz und gar unfair, aber das war das Risiko, das man einging, wenn man sich mit einem Sisco anlegte. Die Leute aus den Bergen waren still, und die Einheimischen sahen zu, ohne sich zu rühren.

Dann zertritten die beiden Siscos Doyle auf die Beine, und mit der Gelassenheit eines Henkers trat Jerry ihm in den Schritt. Doyle schrie auf und fiel zu Boden. Die Siscos lachten sich kaputt.

Die Siscos waren dabei, ihn erneut hochzuzerren, als Mr Hank Spruill, der mit dem baumdicken Hals, aus der Menge trat und Jerry einen so gewaltigen Schlag versetzte, dass er umkippte. Schnell wie eine Katze schlug Billy Sisco mit der Linken zu und traf Hank am Kiefer, aber es geschah etwas Merkwürdiges. Der Treffer schien Hank Spruill nichts anzuhaben. Er drehte sich um, fasste Billy am Haar, schleifte ihn offenbar mühelos herum und schleuderte ihn in die Gruppe der Siscos. Aus der versprengten Truppe trat ein weiterer Sisco, Bobby, nicht älter als sechzehn und genauso hinterhältig wie seine Brüder. Drei Siscos gegen Hank Spruill.

Als Jerry aufstand, trat ihm Hank mit unglaublicher Schnelligkeit so fest in die Rippen, dass wir es krachen hörten. Dann wandte Hank sich um und schlug Bobby mit dem Handrücken ins Gesicht, dass dieser zu Boden ging. Anschließend trat er ihm mit dem Fuß ins Gesicht. Billy stürzte sich auf ihn, und Hank hob wie ein Zirkusringer den viel leichteren Jungen hoch und warf ihn gegen die Wand des

Co-op. Er prallte laut dagegen, Bretter und Fenster erbeben, bevor er mit dem Kopf auf dem Boden aufschlug. Ich hätte meinen Baseball nicht müheloser werfen können.

Als Billy auf dem Boden lag, fasste Hank ihn am Hals und zerrte ihn zurück in die Arena, wo Bobby sich auf allen Vieren mühte aufzustehen. Jerry lag auf der Seite, hielt sich den Bauch und wimmerte.

Hank trat Bobby zwischen die Beine. Als der Junge aufheulte, stieß Hank ein boshaftes Lachen aus.

Dann fasste er Billy wieder am Hals und begann, ihm mit dem rechten Handrücken ins Gesicht zu schlagen. Überallhin spritzte Blut; es bedeckte Billys Gesicht und lief auf seine Brust.

Schließlich ließ Hank Billy los und wandte sich dem Rest der Siscos zu. »Will noch jemand was von mir?«, rief er. »Na los! Kommt schon!«

Die übrigen Siscos versteckten sich einer hinter dem anderen, während sich ihre drei Helden auf dem Boden wälzten.

Der Kampf hätte vorbei sein sollen, aber Hank hatte andere Pläne. Mit Vergnügen und Vorsatz trat er den dreien ins Gesicht und auf den Kopf, bis sie sich nicht mehr rührten und nicht mehr stöhnten. Die Menge begann sich aufzulösen.

»Gehen wir«, sagte ein Mann hinter mir. »Ihr Kinder müsst das nicht sehen.« Aber ich war wie gelähmt.

Dann fand Hank ein abgebrochenes Holzstück. Die Menge, die sich bereits zum Gehen gewandt hatte, hielt einen Augenblick inne, um mit morbider Neugier noch einmal zuzusehen.

Als Hank Jerry damit auf die Nase schlug, sagte jemand: »O Gott.«

Jemand anders sprach davon, den Sheriff zu holen.

»Nichts wie weg«, sagte ein alter Farmer, und die Leute setzten sich wieder in Bewegung, diesmal ein bisschen schneller.

Hank war noch immer nicht fertig. Sein Gesicht war vor Wut gerötet; seine Augen funkelten wie die eines Dämons. Er schlug auf sie ein, bis das alte Holz zu splittern begann.

Ich entdeckte keinen anderen Spruill in der Menge. Als die Schlägerei zur Schlachtereierausartete, flohen alle. Niemand in Black Oak wollte etwas mit den Siscos zu tun haben. Und niemand wollte diesem Wahnsinnigen aus den Bergen entgegentreten.

Zurück auf dem Gehweg, schwiegen diejenigen von uns, die Augenzeugen des Kampfes gewesen waren. Er war noch nicht zu Ende. Ich fragte mich, ob Hank sie totschiagen würde.

Weder Dewayne noch ich sagten ein Wort, als wir an den Leuten vorbei zum Kino rannten.

* * *

Der Film am Samstagnachmittag war eine besondere Zeit für uns Farmerskinder. Wir hatten keine Fernsehgeräte, und Vergnügungen galten als Sünde. Zwei Stunden lang tauschten wir die Härte des Lebens auf den Baumwollfeldern gegen ein Fantasieland, in dem die Guten immer gewannen. Aus den Filmen lernten wir, wie Verbrecher vorgingen, wie Polizisten sie fingen, wie Kriege ausgefochten und gewonnen wurden, wie im Wilden Westen Geschichte geschrieben wurde. Aus einem Film erfuhr ich sogar die traurige Wahrheit, dass der Süden den Bürgerkrieg verloren hatte im Gegensatz zu dem, was mir zu Hause und in der Schule erzählt worden war. Aber an diesem Samstag langweilte der Western mit Gene Autry mich und Dewayne. Jedes Mal, wenn auf der Leinwand ein Faustkampf stattfand, dachte ich an Hank Spruill, und ich

sah ihn vor mir, wie er hinter dem Co-op auf die Siscos einprügelte. Autrys Balgereien waren harmlos verglichen mit dem echten Blutbad, dessen Zeugen wir geworden waren. Der Film war schon fast vorbei, bevor ich den Mut aufbrachte, Dewayne die Wahrheit zu sagen.

»Der große Hillbilly, der die Siscos verprügelt hat«, flüsterte ich. »Er arbeitet auf unserer Farm.«

»Du kennst ihn?«, flüsterte er ungläubig.

»Ja. Ich kenn ihn gut.«

Dewayne war beeindruckt und wollte mir weitere Fragen stellen, aber das Kino war voll, und Mr Starnes, der Manager, patrouillierte mit seiner Taschenlampe gern in den Gängen auf der Suche nach Ärger. Jedes Kind, das er beim Reden erwischte, zog er an den Ohren und warf es hinaus. Außerdem saß die sommersprossige Brenda direkt hinter Dewayne, was uns beiden unangenehm war.

Im Zuschauerraum verstreut befanden sich ein paar Erwachsene, die meisten von ihnen Leute aus der Stadt. Mr Starnes schickte die Mexikaner immer auf den Balkon, aber das schien ihnen nichts auszumachen. Kaum ein Mexikaner verschwendete Geld für einen Film.

Nach dem Ende liefen wir hinaus und waren binnen Minuten hinter dem Co-op, wo wir halb damit rechneten, die blutigen Leichen der Sisco-Jungs vorzufinden. Aber niemand war da. Wir entdeckten keine Spuren der Schlägerei - kein Blut, keine abgerissenen Gliedmaßen, kein zersplittertes Holz.

Pappy war der Meinung, dass Menschen mit Selbstachtung die Stadt am Samstag vor Einbruch der Dunkelheit verlassen sollten. Am Samstagabend passierten schlimme Dinge. Abgesehen von den Schlägereien hatte ich noch nie etwas Schlimmes miterlebt. Ich hatte gehört, dass hinter der

Entkörnungsanlage getrunken wurde und Würfelspiele und auch Faustkämpfe stattfanden, aber ich hatte es nie mit eigenen Augen gesehen, und angeblich beteiligten sich nur wenige Männer daran. Trotzdem hatte Pappy Angst, dass wir irgendwie davon angesteckt würden.

Ricky war der Tunichtgut in der Familie Chandler, und meine Mutter hatte mir erzählt, dass er in dem Ruf stand, am Samstag zu lange in der Stadt zu bleiben. Vor nicht allzu langer Zeit war jemand aus der Familie verhaftet worden, aber die Einzelheiten konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Sie behauptete, dass Pappy und Ricky jahrelang über den Zeitpunkt stritten, wann wir nach Hause zurückkehren sollten. Ich konnte mich an mehrere Gelegenheiten erinnern, als wir ohne ihn zurückgefahren waren. Ich weinte dann immer, weil ich glaubte, dass ich ihn nie Wiedersehen würde. Aber am Sonntagmorgen saß er in der Küche und trank Kaffee, als wäre nichts geschehen. Ricky kam immer nach Hause.

Wir trafen uns am Pick-up, der jetzt von Dutzenden anderer Fahrzeuge umgeben war, die planlos um die Baptistenkirche geparkt waren, weil immer noch mehr Farmer in die Stadt kamen. Die Menschen drängten sich auf der Main Street und schienen zur Schule zu streben, wo manchmal Fiedler und Banjospieler Bluegrass-Sessions veranstalteten. Ich wollte noch nicht nach Hause, und meiner Ansicht nach gab es keinen Grund zur Eile.

Gran und meine Mutter hatten in letzter Minute noch etwas in der Kirche zu erledigen, wo die meisten Frauen am Samstag etwas zu tun hatten. Auf der anderen Seite des Wagens hörte ich meinen Vater und Pappy über eine Schlägerei reden. Der Name Sisco fiel, und ich war mucksmäuschenstill. Miguel und ein paar Mexikaner kamen und redeten auf Spanisch, sodass

ich nichts mehr hörte.

Ein paar Minuten später kam Stick Powers, einer der beiden Hilfssheriffs von Black Oak, über die Straße und begrüßte Pappy und meinen Vater. Stick war im Krieg angeblich gefangen genommen worden und humpelte leicht. Er behauptete, das sei Folge von Misshandlungen in einem deutschen Lager. Pappy dagegen behauptete, dass er Craighead County noch nie verlassen und ebenso wenig einen Schuss abgefeuert hätte.

»Einer der Sisco-Jungs ist halb tot«, hörte ich ihn sagen, als ich mich näher schlich. Es war fast dunkel, und niemand bemerkte mich.

»Kann nichts Falsches daran finden«, sagte Pappy.

»Es heißt, der Hillbilly arbeitet bei euch auf der Farm.«

»Ich hab die Schlägerei nicht gesehen, Stick«, sagte Pappy, sein leicht erregbares Temperament bereits angestachelt. »Wie soll er denn heißen?«

»Hank irgendwie.«

»Wir haben jede Menge, die irgendwie heißen.«

»Was dagegen, wenn ich morgen rauskomme und mich umsehe?«, fragte Stick.

»Ich kann dich nicht dran hindern.«

»Nein, das kannst du nicht.« Stick drehte sich auf seinem guten Bein um und warf den Mexikanern einen Blick zu, als wären sie schuldig wie die Sünde.

Ich ging auf die andere Seite des Wagens und sagte: »Worum ging es denn?«

Wie gewöhnlich, wenn es sich um etwas handelte, wovon ich nichts wissen oder hören sollte, ignorierten sie mich einfach. Wir fuhren im Dunkeln nach Hause, die Lichter von Black Oak verblassten hinter uns, der kühle Wind blies uns durchs

Haar. Zuerst wollte ich meinem Vater von der Schlägerei erzählen, aber das konnte ich nicht vor den Mexikanern. Dann beschloss ich, doch lieber nicht als Zeuge aufzutreten. Ich würde mit niemandem darüber sprechen, denn es konnte nichts Gutes daraus entstehen. Jede Verwicklung mit den Siscos brachte Gefahr in mein Leben, und ich wollte nicht, dass sich die Spruills aufregten und gingen. Wir hatten kaum angefangen zu pflücken, und ich hatte es schon satt. Vor allem aber wollte ich nicht, dass Hank Spruill auf mich, meinen Vater oder Pappy wütend war.

Ihr alter Wagen stand nicht in unserem Hof, als wir ankamen. Sie waren noch in der Stadt, trafen sich wahrscheinlich mit anderen Leuten aus den Bergen.

Nach dem Essen nahmen wir unsere Plätze auf der Veranda ein, und Pappy fummelte an seinem Radio herum. Die Cardinals spielten in Philadelphia unter Flutlicht, zu Beginn des zweiten Innings kam Musial aufs Feld, um zu schlagen, und ich begann zu träumen.

Am Sonntagmorgen erwachten wir in der Dämmerung von krachenden Blitzen und leisem Donnern. Der Wind wehte aus Südwesten und verzögerte den Sonnenaufgang. Ich lag in der Dunkelheit von Rickys Zimmer und stellte mir wieder einmal die große Frage, warum es sonntags regnete. Warum nicht unter der Woche, damit ich nicht gezwungen wäre, Baumwolle zu pflücken? Sonntag war sowieso ein Tag der Ruhe.

Meine Großmutter holte mich, und wir setzten uns auf die Veranda, um gemeinsam das Gewitter zu beobachten. Sie

machte mir Kaffee mit viel Milch und Zucker, und wir schaukelten sacht, während der Wind heulte. Die Spruills hasteten hierhin und dorthin, warfen Dinge in Schachteln und versuchten, außerhalb ihrer undichten Zelte Schutz zu finden. Der Regen trieb in Wellen heran, als wollte er zwei Wochen schönes Wetter wieder gutmachen. Sprühregen schwebte über die Veranda wie Nebel, und über uns sang das Blechdach unter den Wasserströmen.

Gran wählte die Augenblicke, in denen sie sprach, mit Bedacht. Für gewöhnlich ging sie einmal in der Woche mit mir spazieren oder setzte sich mit mir auf die Veranda, nur wir beide. Da sie seit fünfunddreißig Jahren mit Pappy verheiratet war, hatte sie die Kunst des Schweigens erlernt. Sie konnte lange gehen oder schaukeln und so gut wie nichts dabei reden. »Wie schmeckt der Kaffee?«, fragte sie kaum hörbar im Sturm. »Gut, Gran.« »Was möchtest du zum Frühstück?« »Brötchen.« »Dann werde ich uns Brötchen backen.«

Die sonntägliche Routine war etwas entspannter als sonst. Normalerweise schliefen wir länger, heute hatte uns der Regen allerdings früh geweckt. Zum Frühstück verzichteten wir auf Eier und Schinken und gaben uns mit Brötchen und Sirup zufrieden. Die Arbeit in der Küche war ein bisschen leichter. Es war schließlich ein Tag der Ruhe.

Die Schaukel bewegte sich langsam vor und zurück, blieb dabei an Ort und Stelle, die rostigen Ketten quietschten leise über unseren Köpfen. Ein Blitz schlug jenseits der Straße ein, irgendwo auf dem Land der Jeters.

»Letzte Nacht habe ich von Ricky geträumt«, sagte sie.

»Ein schöner Traum?«

»Ja, sehr schön. Ich habe geträumt, dass der Krieg plötzlich vorbei ist, aber sie haben vergessen, es uns zu sagen. Und eines Abends sitzen wir hier auf der Veranda und hören Radio, und dort auf der Straße läuft ein Mann auf uns zu. Es ist Ricky. Er trägt seine Uniform und ruft uns zu, dass der Krieg vorbei ist.«

»Ich würde auch gern so etwas träumen«, sagte ich.

»Ich glaube, der liebe Gott will uns damit etwas sagen.«

»Dass Ricky nach Hause kommt?«

»Ja. Vielleicht nicht sofort, aber der Krieg wird bald vorbei sein. Eines Tages schauen wir auf und sehen ihn über den Hof gehen.«

Ich schaute auf den Hof. Pfützen und Rinnsale begannen sich zu bilden und in Richtung der Spruills zu fließen. Es war fast kein Gras mehr da, und der Wind wehte die ersten vertrockneten Blätter unserer Eichen davon.

»Ich bete jeden Abend für Ricky, Gran«, sagte ich ziemlich stolz.

»Ich bete jede Stunde für ihn«, sagte sie mit einer Spur von Feuchtigkeit in den Augen.

Wir schaukelten und blickten in den Regen. In Gedanken sah ich Ricky selten als Soldaten in Uniform vor mir, mit einem Gewehr, wie er unter Beschuss von einem sicheren Ort zum anderen sprang. Vielmehr erinnerte ich mich an ihn als an meinen besten Freund, meinen Onkel, der mehr wie ein Bruder war, ein Kumpel mit einer Angel oder einem Baseballhandschuh. Er war erst neunzehn, ein Alter, das mir sowohl alt als auch jung erschien.

Bald darauf stand meine Mutter in der Tür. Auf das samstägliche Bad folgte das sonntägliche Schrubben, ein kurzes, aber brutales Ritual, ausgeführt von einer besessenen Frau, die

meinen Hals und meine Ohren wund rieb.

»Wir müssen uns fertig machen«, sagte sie. Ich konnte den Schmerz bereits spüren.

Ich folgte Gran in die Küche, um noch Kaffee zu trinken.

Pappy saß am Küchentisch, las in der Bibel und bereitete die Lektion für die Sonntagsschule vor. Mein Vater stand auf der hinteren Veranda, beobachtete das Gewitter und blickte in Richtung des fernen Flusses. Zweifellos machte er sich Sorgen, dass er über die Ufer trat.

* * *

Es hatte aufgehört zu regnen, lange bevor wir zur Kirche aufbrachen. Die Straßen waren aufgeweicht, und Pappy fuhr noch langsamer als gewöhnlich. Wir tuckerten dahin, schlitterten manchmal in den Furchen und Pfützen der alten Schotterstraße. Mein Vater und ich saßen hinten und hielten uns an der Ladefläche fest, meine Mutter und Gran fuhren vorne mit, wir trugen alle unseren Sonntagsstaat. Der Himmel war erneut wolkenlos, die Sonne stand über unseren Köpfen und trocknete bereits den nassen Boden. Feuchtigkeit schwebte träge über den Baumwollsträuchern.

»Wird heiß werden heute«, sagte mein Vater und wiederholte damit die Wettervorhersage, die er jeden Tag von Mai bis September äußerte.

Als wir die Landstraße erreichten, standen wir auf und lehnten uns an die Fahrerkabine, damit uns der Wind ins Gesicht blasen konnte. So war es viel kühler. Die Felder waren menschenleer; nicht einmal den Mexikanern war es gestattet, am heiligen Sonntag zu arbeiten. Während jeder Pflücksaison waren Gerüchte von heidnischen Farmern in Umlauf, die sich sonntags zum Pflücken auf die Felder schlichen, aber ich hatte solch sündiges Verhalten noch nie mit eigenen Augen gesehen.

Die meisten Dinge waren sündig im ländlichen Arkansas, besonders wenn man Baptist war. Ein Großteil unseres sonntäglichen Gottesdienstes bestand aus der Predigt von Reverend Akers, einem lauten, zornigen Mann, der zu viel Zeit damit verbrachte, neue Sünden heraufzubeschwören.

Selbstverständlich war mir - wie den meisten Kindern - die Predigt gleichgültig, aber der sonntägliche Kirchgang bestand aus mehr als nur dem Gottesdienst. Es war eine weitere Gelegenheit, andere zu treffen, Neuigkeiten auszutauschen und zu klatschen. Es war eine festliche Versammlung, und alle waren gut gelaunt oder taten zumindest so. Alle Sorgen der Welt - drohende Überschwemmungen, der Krieg in Korea, die schwankenden Baumwollpreise - wurden während des Kirchgangs beiseite geschoben.

Der Herr wolle nicht, dass sich sein Volk schade, sagte Gran immer, vor allem wenn wir uns in seinem Haus versammelten. Das kam mir stets merkwürdig vor, weil sie sich fast ebenso viele Sorgen machte wie Pappy.

Abgesehen von der Familie und der Farm war uns nichts so wichtig wie die Baptistenkirche in Black Oak. Ich kannte jeden Einzelnen in unserer Kirchengemeinde, und sie kannten natürlich mich. Wir waren eine große Familie, in Freud und Leid. Wir liebten einander oder behaupteten es zumindest, und wenn einer von uns auch nur ein bisschen krank war, dann beteten wir für ihn und er wurde christlicher Fürsorge teilhaftig. Eine Bestattung war ein einwöchiges, nahezu heiliges Ereignis. Die Erweckungsversammlungen im Frühjahr und im Herbst wurden Monate im Voraus geplant und voller Vorfreude erwartet. Mindestens einmal im Monat veranstalteten wir ein Essen-im-Freien - ein Picknick unter den Bäumen hinter der Kirche, zu dem alle etwas beisteuerten -,

das häufig bis zum späten Nachmittag dauerte. Hochzeiten waren wichtig, besonders für die Frauen, aber sie boten nicht das große Drama der Beerdigungen.

Der Schotterparkplatz vor der Kirche war nahezu voll, als wir ankamen. Die meisten Fahrzeuge waren alte Pick-ups wie unserer, alle bedeckt mit einer frischen Schicht Schmutz. Eine paar Pkws standen auch da; sie gehörten entweder Leuten aus der Stadt oder Farmern, die ihr Land besaßen. Ein Stück weiter an der Straße neben der Methodistenkirche parkten weniger Pick-ups und mehr Pkws. Generell galt, dass die Kaufleute und Lehrer dort den Gottesdienst besuchten. Die Methodisten hielten sich für ein bisschen besser, aber als Baptisten wussten wir, dass wir den direkten Draht zu Gott hatten.

Ich sprang von der Ladefläche und lief zu meinen Freunden. Drei der älteren Jungen warfen hinter der Kirche neben dem Friedhof einen Baseball, und zu ihnen wollte ich.

»Luke«, flüsterte jemand. Es war Dewayne, der sich im Schatten einer Ulme versteckte und ängstlich dreinblickte.

»Hier bin ich.«

Ich ging zu dem Baum.

»Hast du's schon gehört?«, sagte er. »Jerry Sisco ist heute früh gestorben.«

Ich kam mir vor, als hätte ich etwas Unrechtes getan, und mir fiel nichts ein, was ich hätte sagen können. Dewayne startete mich an. Schließlich brachte ich eine Antwort zustande.

»Und?«

»Sie suchen nach Leuten, die gesehen haben, was passiert ist.«

»Eine Menge Leute haben's gesehen.«

»Ja, aber niemand will was sagen. Alle haben Angst vor den Siscos, und alle haben Angst vor deinem Hillbilly.«

»Er ist nicht mein Hillbilly«, sagte ich.

»Ich hab jedenfalls Angst vor ihm. Du etwa nicht?«

»Doch.«

»Was sollen wir tun?«

»Nichts. Wir sagen kein Wort, jedenfalls jetzt nicht.«

Wir kamen überein, nichts zu unternehmen. Wenn man uns zur Rede stellte, würden wir lügen. Und wenn wir lügen müssten, würden wir ein Extragebet sprechen.

Die Gebete an diesem Sonntagmorgen waren lang und wortreich. Ebenso die Gerüchte und der Klatsch, die die Ereignisse um Jerry Sisco betrafen. Die Neuigkeiten verbreiteten sich rasch. Dewayne und ich hörten Einzelheiten über die Schlägerei, die wir kaum glauben konnten. Hank wurde jeden Augenblick größer. »Hände so groß wie ein Schinken«, sagte jemand. »Schultern wie ein Brahma-Bulle«, sagte jemand anders. »Muss dreihundert Pfund wiegen.« Die Männer und älteren Jungen bildeten eine Gruppe vor der Kirche, und Dewayne und ich trieben uns dort herum und hörten zu. Ich schnappte auf, dass von Mord die Rede war, dann von Totschlag, und mir war der Unterschied nicht klar, bis Mr Snake Wilcox sagte: »Das war kein Mord. Anständige Leute werden ermordet. Weißer Abschaum wie die Siscos werden totgeschlagen.«

Es war der erste gewaltsame Tod in Black Oak seit 1947, als sich ein paar arme Farmer östlich der Stadt betranken und eine Familienfehde austrugen. Ein Jugendlicher fand sich auf der falschen Seite einer Schrotflinte wieder, aber es wurde keine Anklage erhoben. Die Täter flohen in der Nacht und wurden nie wieder gesehen. Niemand konnte sich an den letzten »richtigen« Mord erinnern.

Das Gerede zog mich in den Bann. Wir saßen auf der Treppe vor der Kirche und blickten auf den Gehweg, der zur Main

Street führte. Wir hörten den Männern zu, die miteinander stritten und darüber sprachen, was zu tun und zu lassen sei. Ich schaute zum Co-op an der Straße, und einen Augenblick lang meinte ich, wieder Jerry Sisco vor mir zu sehen, sein Gesicht blutig, während Hank Spruill ihn zu Tode prügelte. Ich war Zeuge gewesen, wie ein Mann getötet worden war. Plötzlich verspürte ich den Drang, mich in die Kirche zu schleichen und zu beten. Ich wusste, dass ich mich irgendwie schuldig gemacht hatte.

Wir gingen langsam in die Kirche, wo die Mädchen und Frauen sich ihre Version der Tragödie zuflüsterten. Unter ihnen wuchs Jerrys Ansehen. Brenda, das sommersprossige Mädchen, das in Dewayne verknallt war, lebte nur fünfhundert Meter von den Siscos entfernt, und da sie praktisch Nachbarn waren, wurde ihr über Gebühr Aufmerksamkeit zuteil. Die Frauen waren eindeutig mitfühlender als die Männer.

Dewayne und ich fanden die Kekse im Gemeindesaal, gingen dann in unser kleines Klassenzimmer, bei jedem Schritt ganz Ohr.

Unsere Lehrerin, Miss Beverly Dill Cooley, die in der Highschool in Monette unterrichtete, begann mit einem ziemlich langen und wohlmeinenden Nachruf auf Jerry Sisco, einem armen Jungen aus einer armen Familie, einem jungen Mann, der nie eine Chance gehabt hatte. Dann mussten wir uns an den Händen fassen und die Augen schließen, während sich ihre Stimme an den Himmel wandte und Gott ausführlich darum bat, den armen Jerry mit Seiner Wärme in alle Ewigkeit zu umfassen. Bei ihr klang Jerry wie ein Christ und ein unschuldiges Opfer.

Ich blickte zu Dewayne, der mich mit einem Auge ansah. Die Sache hatte etwas Seltsames. Als Baptisten wurde uns von

der Wiege an beigebracht, dass man nur in den Himmel kam, wenn man an Jesus glaubte und versuchte, meinem Beispiel zu einwandfreies christliches Leben zu rühren. Es war eine schlichte Botschaft, die jeden Sonntagmorgen und jeden Sonntagabend von der Kanzel gepredigt wurde, und jeder Erweckungsprediger, der durch Black Oak kam, wiederholte die Botschaft laut und deutlich. Wir hörten sie in der Sonntagsschule, jeden Mittwochabend beim Gebetsgottesdienst und in den Ferien im Bibelunterricht. Sie fand sich in unserer Musik, in unseren Kirchenliedern, in unserer Literatur. Es war eine unzweideutige, unumstößliche, kompromisslose Botschaft, die keine Schlupflöcher bot, um sich herauszuwinden.

Und jeder, der Jesus nicht akzeptierte und kein christliches Leben führte, fuhr zur Hölle. Dort war jetzt Jerry Sisco, und wir alle wussten es.

Aber Miss Cooley betete weiter. Sie betete für alle Siscos in dieser Zeit der Trauer und des Verlusts, und sie betete für unsere kleine Stadt, die der Familie die Hand reichte, um ihr zu helfen.

Ich kannte keine Menschenseele in Black Oak, die den Siscos die Hand reichen würde.

Es war ein sonderbares Gebet, und als sie endlich »Amen« sagte, war ich völlig verwirrt. Jerry Sisco war nie auch nur in der Nähe einer Kirche gewesen, aber Miss Cooley hatte gebetet, als wäre er in diesem Augenblick bei Gott. Wenn es Außenseiter wie die Siscos in den Himmel schafften, dann standen wir Übrigen nicht mehr unter Druck.

Dann fing sie wieder mit Jonas und dem Wal an, und eine Weile lang vergaßen wir den Totschlag.

* * *

Während des Gottesdienstes eine Stunde später saß ich auf meinem angestammten Platz in der Reihe, in der die Chandlers immer saßen, in der linken hinteren Hälfte, zwischen Gran und meiner Mutter. Die Reihen waren nicht gekennzeichnet oder reserviert, aber jeder wusste, wo sein Platz war. In drei Jahren, wenn ich zehn wäre, dürfte ich bei meinen Freunden sitzen, vorausgesetzt natürlich, dass ich mich nicht danebenbenahm. Das hatte ich mir von beiden Elternteilen versprechen lassen. Es hätten genauso gut noch zwanzig Jahre sein können. Die Fenster waren geöffnet, aber die schwüle Luft stand reglos im Raum. Die Frauen fächelten sich Kühlung zu, während die Männer still dasaßen und schwitzten. Als Bruder Akers die Kanzel betrat, um zu predigen, klebte mir das Hemd am Rücken.

Er war wie immer zornig und begann nahezu sofort zu schreien. Augenblicklich attackierte er die Sünde; Sünde hatte in Black Oak zu einer Tragödie geführt. Sünde hatte Tod und Zerstörung über uns gebracht, wie sie es immer getan hatte und immer tun würde. Wir Sünder tranken, gaben uns dem Glücksspiel hin, fluchten, logen, prügeln uns, töteten und begingen Ehebruch, weil wir uns von Gott abgewandt hatten, und deswegen hatte ein junger Mann aus unserer Stadt sein Leben verloren. Gott wollte nicht, dass wir einander umbrachten.

Wieder war ich verwirrt. Ich dachte, Jerry Sisco wäre umgebracht worden, weil er endlich seinen Meister gefunden hatte. Es hatte nichts mit Glücksspiel und Ehebruch und den meisten anderen Sünden zu tun, derentwegen sich Bruder Akers so aufregte. Und warum schrie er uns an? Wir waren die Guten. Wir saßen in der Kirche!

Nur selten verstand ich, worüber Bruder Akers predigte, und gelegentlich murmelte Gran beim Abendessen, dass seine Predigt auch sie hoffnungslos verwirrt hätte. Ricky hatte mir einmal anvertraut, dass er den alten Mann für halb verrückt hielt.

Die Sünden wurden immer mehr, eine häufte sich auf die andere, bis ich die Schultern hängen ließ. Ich musste erst noch lügen, was die Schlägerei betraf, aber ich spürte bereits, wie mein Gesicht heiß wurde.

Dann schilderte uns Bruder Akers die Geschichte des Mordens, beginnend mit Kain, der seinen Bruder Abel tötete, und führte uns auf einem mit Leichen übersäten Pfad durch die biblischen Blutbäder. Gran schloss die Augen, und ich wusste, dass sie betete - das tat sie immer. Pappy starrte auf eine Wand und dachte wahrscheinlich darüber nach, wie ein toter Sisco seine Baumwollernte beeinträchtigen könnte. Meine Mutter schien zuzuhören, und ich döste gnädigerweise ein.

Als ich wieder aufwachte, lag mein Kopf in Grans Schoß, aber das machte ihr nichts aus. Wenn sie sich um Ricky sorgte, wollte sie mich in ihrer Nähe haben. Jemand spielte jetzt Klavier, und der Chor stand aufgereiht da. Es war Zeit für die Ermahnung. Wir erhoben uns und sangen fünf Strophen von »Just As I Am«, dann entließ uns der Reverend.

Draußen versammelten sich die Männer im Schatten eines Baums und begannen eine lange Diskussion. Pappy stand im Mittelpunkt, er sprach mit leiser Stimme und gestikulierte angespannt. Ich war nicht so dumm, mich ihnen zu nähern. Die Frauen unterhielten sich in kleinen Gruppen auf dem Rasen vor der Kirche, wo auch die Kinder spielten und die alten Leute sich verabschiedeten. Am Sonntag hatte es

niemand eilig, nach Hause zurückzukehren. Es gab dort wenig zu tun, außer zu Mittag zu essen, einen Mittagsschlaf zu halten und sich auf eine weitere Woche Baumwollpflücken vorzubereiten.

Langsam bahnten wir uns einen Weg zum Parkplatz. Wir verabschiedeten uns von unseren Freunden und winkten, als wir losfuhren. Allein mit meinem Vater auf der Ladefläche des Pick-ups, versuchte ich, den Mut aufzubringen und ihm zu erzählen, dass ich die Schlägerei gesehen hatte. Die Männer in der Kirche hatten von nichts anderem geredet. Ich wusste nicht, welche Rolle ich in dieser Geschichte spielte, aber meine Instinkte rieten mir, meinem Vater alles zu gestehen und mich dann hinter ihm zu verstecken. Andererseits hatten Dwayne und ich uns versprochen, den Mund zu halten, bis wir gefragt würden, und uns dann herauszuwinden. Ich sagte nichts. Ungefähr eine Meile vor unserer Farm, wo der Kiesbelag immer spärlicher wurde und schließlich nur noch ein Feldweg übrig war, traf die Straße auf den St. Francis River, über den eine einspurige Brücke führte. Die Brücke war in den dreißiger Jahren als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme erbaut worden, und sie war stabil genug, um das Gewicht von Traktoren und mit Baumwolle beladenen Anhängern auszuhalten. Aber die dicken Planken hüpfen und knarzen jedes Mal, wenn wir darüber fahren, und wenn man in das braune Wasser direkt darunter sah, hätte man schwören können, dass die Brücke schwankte. Wir krochen darüber, und auf der anderen Seite sahen wir die Spruills. Bö und Dale standen im Fluss, ohne Hemd, die Hosen bis zu den Knien aufgerollt, und warfen mit Steinen. Trot saß auf einem dicken Ast Treibholz, seine Füße hingen ins Wasser. Mr und Mrs Spruill saßen verborgen unter einem schattigen Baum, wo auf einer Decke Essen ausgebreitet war.

Auch Tally stand im Wasser, ihre Beine nackt bis zu den Oberschenkeln, das lange Haar hing ihr lose bis zu den Schultern. Mein Herz klopfte heftig, als ich ihr dabei zusah, wie sie mit den Füßen Wasser verspritzte, allein in ihrer eigenen Welt.

Flussabwärts an einer Stelle, wo kaum je ein Fisch anbiss, stand Hank mit einer kurzen Angel aus Weidenrohr. Die Sonne hatte seinen nackten Oberkörper bereits gerötet. Ich fragte mich, ob er wusste, dass Jerry Sisco tot war. Wahrscheinlich nicht. Er würde es jedoch bald genug erfahren.

Wir winkten ihnen träge zu. Sie erstarrten, als wären sie dabei erwischt worden, wie sie unerlaubt fremdes Eigentum betraten, dann lächelten sie und nickten. Tally jedoch blickte nicht auf. Hank auch nicht.

Am Sonntag gab es stets Brathuhn, Brötchen und Sauce zum Mittagessen, und obwohl die Frauen so schnell wie möglich kochten, dauerte es doch immer eine Stunde. Wenn wir uns endlich zum Essen hinsetzten, hatten wir Heißhunger.

Ingeheim dachte ich oft, dass wir nicht annähernd so hungrig wären, wenn Bruder Akers nicht so lange schimpfen und schwadronieren würde.

Pappy sprach das Dankgebet. Das Essen wurde herumgereicht, und wir fingen gerade an zu essen, als in der Nähe des Hauses eine Autotür zuschlug. Wir hielten inne und sahen einander an. Pappy stand wortlos auf, ging zum Küchenfenster und schaute hinaus. »Es ist Stick Powers«, sagte er, und mir verging der Appetit. Der Vertreter des Gesetzes war eingetroffen, und daraus konnte nichts Gutes erwachsen. Pappy begrüßte ihn auf der hinteren Veranda. Wir hörten jedes Wort.

»Guten Tag, Eli.«

»Stick. Was kann ich für dich tun?«

»Du hast wahrscheinlich gehört, dass der Sisco-Junge gestorben ist.«

»Hab's gehört«, sagte Pappy ohne die leiseste Spur von Bedauern.

»Ich muss mit einem deiner Arbeiter sprechen.«

»Es war nur eine Schlägerei, Stick. Die übliche Dummheit, die die Siscos seit Jahren jeden Samstag begehen. Du hast sie nie daran gehindert. Jetzt hat einer ein Stück abgebissen, das er nicht kauen konnte.«

»Muss trotzdem ermitteln.«

»Du wirst bis nach dem Mittagessen warten müssen. Wir haben gerade erst angefangen. Manche Leute gehen sonntags in die Kirche.«

Meine Mutter zuckte zusammen, als Pappy das sagte. Gran schüttelte langsam den Kopf.

»Ich hatte Dienst«, sagte Stick.

Dem Klatsch zufolge ließ sich Stick alle vier Jahre, wenn gewählt wurde, mit dem Heiligen Geist ein. Dann empfand er dreieinhalb Jahre lang nicht das Bedürfnis, sich um Gott zu kümmern. Wenn man in Black Oak nicht in die Kirche ging, wussten das die Leute. Wir brauchten jemanden, für den wir während unserer Erweckungsversammlungen beten konnten.

»Du kannst dich gern hier auf die Veranda setzen«, sagte Pappy und kehrte an den Küchentisch zurück. Als er saß, aßen wir weiter. Ich hatte jetzt einen Kloß von der Größe eines Baseballs im Hals und konnte das Brathuhn einfach nicht schlucken.

»Hat er zu Mittag gegessen?«, flüsterte Gran über den Tisch hinweg.

Pappy zuckte die Achseln, als wäre ihm das vollkommen gleichgültig. Es war fast halb drei. Weswegen sollte es unsere Sorge sein, wenn Stick bis jetzt nichts zu essen auf getrieben hatte?

Aber Gran war es nicht gleichgültig. Sie stand auf und holte einen Teller aus dem Schrank. Wir sahen zu, wie sie Kartoffeln und Sauce, Tomaten- und Gurkenscheiben, zwei Brötchen, die sie sorgfältig butterte, ein Stück Hühnerbrust und einen Schenkel darauf legte. Dann füllte sie ein großes Glas mit geeistem Tee und trug alles hinaus auf die Veranda. Wieder hörten wir jedes Wort.

»Hier, Stick«, sagte sie. »Hier muss niemand beim Essen zusehen.«

»Danke, Miss Ruth, aber ich hab schon gegessen.«

»Dann essen Sie noch einmal.«

»Das sollte ich nicht.«

Wir wussten, dass der Duft des Huhns und der Brötchen Stick mittlerweile in die fleischige Nase gestiegen war. »Danke, Miss Ruth. Das ist wirklich nett.«

Wir waren nicht überrascht, als sie mit leeren Händen zurückkam. Pappy war verärgert, schaffte es jedoch, den Mund zu halten. Stick war gekommen, um Schwierigkeiten zu machen, sich mit unseren Arbeitern anzulegen, und das bedrohte unsere Baumwollernte. Warum ihm etwas zu essen anbieten?

Wir aßen schweigend, was mir ein bisschen Zeit gab, meine Gedanken zu sammeln. Da ich mich nicht verdächtig verhalten wollte, zwang ich das Essen in meinen Mund und kaute es so langsam wie möglich.

Ich wusste nicht, was die Wahrheit war, und konnte Recht von

Unrecht nicht unterscheiden. Die Siscos wollten den armen Hillbilly fertig machen, als Hank einschritt, um ihn zu retten. Es waren drei Siscos, und Hank war allein. Er hatte sie rasch in die Schranken gewiesen, und die Schlägerei hätte eigentlich beendet sein sollen. Warum hob er das Stück Holz auf? Die Annahme, dass die Siscos immer im Unrecht waren, fiel leicht, aber Hank hatte den Kampf gewonnen, lange bevor er mit dem Holz auf sie einprügelte.

Ich dachte an Dewayne und unseren heimlichen Pakt.

Schweigen und Nichtwissen war in meinen Augen immer noch die beste Strategie.

Wir wollten nicht, dass Stick uns hörte, deswegen redeten wir während der ganzen Mahlzeit nicht. Pappy aß langsamer als gewöhnlich, weil er wollte, dass Stick dasaß und wartete, sich ärgerte und vielleicht wieder ging. Ich bezweifelte, dass die Verzögerung Stick etwas ausmachte. Ich konnte nahezu hören, wie er den Teller ableckte.

Mein Vater startete auf den Tisch, während er aß, mit den Gedanken war er anscheinend auf der anderen Seite der Welt, wahrscheinlich in Korea. Meine Mutter und Gran wirkten beide sehr traurig, was nicht ungewöhnlich war nach den verbalen Schlägen, die wir jede Woche von Bruder Akers bezogen. Sie waren ein weiterer Grund, warum ich während seiner Predigten immer versuchte zu schlafen.

Die Frauen bedauerten Jerry Sisco viel mehr als die Männer. Während die Stunden vergingen, wurde sein Tod immer trauriger. Seine Hinterhältigkeit und andere unerwünschte Eigenschaften gerieten langsam in Vergessenheit. Er war schließlich ein Junge aus dem Ort, jemand, den wir gekannt hatten, wenn auch nur flüchtig, und er hatte ein schreckliches Ende genommen.

Und sein Mörder schlief in unserem Hof.
Wir hörten Geräusche. Die Spruills waren vom Fluss
zurückgekehrt.

* * *

Die Ermittlungen fanden unter unserer größten Eiche statt, ungefähr in der Mitte zwischen Camp Spruill und der vorderen Veranda. Zuerst fanden sich die Männer ein, Pappy und mein Vater streckten sich und rieben sich den Bauch. Stick sah besonders wohl genährt aus. Er hatte einen ansehnlichen Bauch, der an den Knöpfen seines braunen Hemds zerrte, und man sah ihm an, dass er seine Tage nicht auf den Baumwollfeldern verbrachte. Pappy behauptete, dass er faul wie die Sünde sei und die meiste Zeit in seinem Streifenwagen schlafe, im Schatten eines Baums in der Nähe von Gurdy Stones Hotdog-Stand am Rand der Stadt.

Vom anderen Ende des Hofes näherten sich die Spruills, alle miteinander. Mr Spruill führte sie an, Trot bildete die Nachhut, er schlurfte hinterher mit seinem gekrümmten, mittlerweile vertrauten Gang. Ich ging hinter Gran und meiner Mutter, spähte zwischen ihnen hindurch und versuchte, Distanz zu halten. Nur die Mexikaner fehlten.

Eine lockere Gruppe bildete sich um Stick; die Spruills blieben auf der einen Seite, die Chandlers auf der anderen, aber wenn es darauf ankam, waren wir alle auf derselben Seite. Mir behagte nicht, ein Verbündeter von Hank Spruill zu sein, aber die Baumwolle war wichtiger als alles andere.

Pappy stellte Stick Mr Spruill vor, der ihm verlegen die Hand schüttelte und dann ein paar Schritte zurücktrat. Es schien, als würden die Spruills mit dem Schlimmsten rechnen, und ich versuchte mich daran zu erinnern, ob einer von ihnen Zeuge der Schlägerei gewesen war. Eine große Menschenmenge hatte

sich eingefunden, und alles war sehr schnell gegangen. Dewayne und ich waren wie hypnotisiert gewesen vom Blutvergießen. Ich erinnerte mich nicht an die Gesichter der anderen Zuschauer.

Stick kaute auf einem Grashalm herum, der aus einem Mundwinkel ragte, steckte die Daumen in die Hosentaschen und musterte die Spruills. Hank lehnte an der Eiche und grinste jeden höhnisch an, der es wagte, ihn anzublicken. »Gestern Nachmittag hat es hinter dem Co-op eine üble Schlägerei gegeben«, verkündete Stick den Spruills. Mr Spruill nickte, sagte aber nichts. »Zwischen ein paar Jungen aus dem Ort und einem Kerl aus den Bergen. Einer von ihnen, Jerry Sisco, ist heute Morgen im Krankenhaus von Jonesboro gestorben. Schädelbruch.«

Alle Spruills regten sich nervös, außer Hank, der sich nicht rührte. Dass Jerry Sisco tot war, hatten sie offensichtlich noch nicht gewusst.

Stick spuckte aus und verlagerte das Gewicht; er schien es zu genießen, der Mann im Mittelpunkt zu sein, die Stimme des Gesetzes mit einem Abzeichen und einer Waffe. »Und deswegen schaue ich mich um, stell ein paar Fragen und versuche herauszufinden, wer beteiligt war.«

»Niemand von uns«, sagte Mr Spruill. »Wir sind friedfertige Leute.«

»Wirklich?«

»Ja, Sir.«

»Waren Sie gestern alle in der Stadt?«

»Ja.«

Jetzt, da mit dem Lügen begonnen worden war, spähte ich zwischen den beiden Frauen hindurch, um die Spruills besser

zu sehen. Sie hatten eindeutig Angst. Bö und Dale standen nahe beieinander, ihre Blicke huschten herum. Tally betrachtete die Erde zu ihren Füßen, schien unwillig, uns anzusehen. Mr und Mrs Spruill schauten sich nach freundlichen Gesichtern um. Trot war natürlich in seiner eigenen Welt.

»Haben Sie einen Sohn namens Hank?«, fragte Stick.

»Kann sein«, sagte Mr Spruill.

»Machen Sie keine Spielchen mit mir«, knurrte Stick plötzlich wütend. »Wenn ich Ihnen eine Frage stelle, geben Sie mir eine klare Antwort. In Jonesboro gibt es ein großes Gefängnis. Ich kann die ganze Familie mitnehmen, um Sie zu verhören. Haben Sie verstanden?«

»Ich bin Hank Spruill!«, ertönte eine donnernde Stimme. Hank stolzierte durch die Gruppe und blieb in Reichweite von Stick stehen, der zwar um einiges kleiner war, seine großspurige Haltung jedoch beibehielt.

Stick musterte ihn einen Augenblick und fragte dann: »Warst du gestern in der Stadt?«

»Ja.«

»Warst du an einer Schlägerei hinter dem Co-op beteiligt?«

»Nein. Ich habe eine Schlägerei beendet.«

»Hast du die Sisco-Jungs verprügelt?«

»Ich weiß ihre Namen nicht. Zwei von denen haben einen Jungen aus den Bergen zusammengeschlagen. Ich habe das beendet.«

Hanks Ausdruck war selbstgefällig. Er zeigte keinerlei Angst, und ich bewunderte ihn zähneknirschend für die Art, wie er sich dem Gesetz stellte.

Der Sheriff sah sich um, und sein Blick blieb an Pappy hängen. Stick war auf einer heißen Spur und sichtlich stolz auf sich selbst. Mit der Zunge schob er den Grashalm in den anderen

Mundwinkel, dann blickte er wieder zu Hank auf. »Hast du ein Stück Holz benutzt?«

»Brauchte ich nicht.«

»Beantworte meine Frage. Hast du ein Stück Holz benutzt?«

Ohne zu zögern, sagte Hank: »Nein. Sie hatten ein Stück Holz.«

Das stand natürlich in Widerspruch zu dem, was jemand

anders Stick berichtet hatte. »Ich werd dich wohl besser

mitnehmen«, sagte Stick, griff jedoch nicht zu den

Handsellen, die an seinem Gürtel baumelten.

Mr Spruill trat einen Schritt vor und sagte zu Pappy: »Wenn er mitmuss, gehen wir auch. Sofort.«

Darauf war Pappy vorbereitet. Die Leute aus den Bergen waren

dafür bekannt, ihr Lager abzubrechen und rasch zu

verschwinden, und niemand von uns bezweifelte, dass Mr

Spruill meinte, was er sagte. Sie wären in einer Stunde

verschwunden, zurück nach Eureka Springs, zurück in ihre

Berge und zu ihrem schwarzgebrannten Whiskey. Es wäre

unmöglich, achtzig Morgen Baumwolle nur mit den

Mexikanern zu pflücken. Jedes Pfund zählte. Jeder Arbeiter.

»Nun mal langsam, Stick«, sagte Pappy. »Darüber müssen wir

reden. Du und ich, wir wissen, dass die Siscos nichts taugen. Sie

prügeln sich oft und mit allen faulen Tricks. Mir scheint,

diesmal haben sie sich den falschen Gegner ausgesucht.«

»Es hat einen Toten gegeben, Eli. Verstehst du?«

»Zwei gegen einen klingt nach Notwehr. Zwei gegen einen ist

nicht fair.«

»Aber schau doch nur, wie stark er ist.«

»Wie gesagt, die Siscos haben sich den falschen Gegner

ausgesucht. Du und ich, wir wissen beide, dass es irgendwann

so kommen musste. Der Junge soll seine Geschichte erzählen.«

»Ich bin kein Junge!«, fuhr Hank dazwischen.

»Erzähl, was passiert ist«, sagte Pappy, um Zeit zu schinden. Er wollte die Sache in die Länge ziehen, vielleicht würde Stick dann einen Grund finden, jetzt zu gehen und erst in ein paar Tagen wiederzukommen.

»Also gut«, sagte Stick. »Hören wir uns deine Geschichte an. Sonst redet ja niemand.«

Hank zuckte die Achseln und sagte: »Ich kam zu der Schlägerei und hab gesehen, wie die zwei Bauernlummel Doyle zusammenschlugen, und da hab ich die Sache beendet.«

»Wer ist Doyle?«, fragte Stick.

»Junge aus Hardy.«

»Kennst du ihn?«

»Nee.«

»Warum weißt du dann, woher er ist?«

»Weiß es einfach.«

»Verdammt!«, sagte Stick und spuckte neben Hanks Füße.

»Niemand weiß was. Niemand hat was gesehen. Die halbe Stadt war hinter dem Co-op, aber niemand weiß verdammt noch mal was.«

»Klingt wie zwei gegen einen«, sagte Pappy noch einmal. »Und pass auf, was du sagst. Du bist auf meinem Grund und Boden, und es sind Damen anwesend.«

»'tschuldigung«, sagte Stick, tippte an seinen Hut und nickte in die Richtung von meiner Mutter und Gran.

»Er hat eine Schlägerei beendet«, sagte mein Vater. Es waren seine ersten Worte.

»An der Sache ist mehr dran, Jesse. Ich hab gehört, dass er ein Stück Holz genommen und damit auf die Jungen eingedroschen hat, nachdem die Schlägerei vorbei war. Dabei hat er ihm wahrscheinlich den Schädel eingeschlagen. Zwei gegen

einen ist nicht fair, und ich weiß Bescheid über die Siscos, aber musste deswegen einer von ihnen sterben?»

»Ich hab niemand umgebracht«, sagte Hank. »Ich hab eine Schlägerei beendet. Und es waren drei, nicht zwei.«

Es war an der Zeit, dass Hank die Sache klarstellte. Mir erschien es merkwürdig, dass Stick nicht wusste, dass drei Siscos verletzt worden waren. Er musste ja nur die blau geschlagenen Gesichter zählen. Aber wahrscheinlich hatte ihre Familie sie nach Hause gebracht und dort versteckt.

»Drei?«, wiederholte Stick ungläubig. Die Versammelten erstarrten.

Pappy packte die Gelegenheit beim Schöpf. »Drei gegen einen. Keine Chance, ihn wegen Mord festzunehmen. Kein Geschworener in diesem Distrikt wird ihn schuldig sprechen, wenn es drei gegen einen waren.«

Einen Augenblick lang schien Stick dem zuzustimmen, aber er wollte es nicht zugeben. »Wenn er die Wahrheit sagt. Er wird Zeugen brauchen, und die sind im Augenblick dünn gesät.«

Stick wandte sich an Hank. »Wer waren die drei?«

»Ich habe mich nicht nach ihren Namen erkundigt, Sir«, sagte Hank sarkastisch. »Wir hatten nicht die Gelegenheit, uns vorzustellen. Bei drei gegen einen gibt's 'ne Menge zu tun, vor allem wenn man der eine ist.«

Gelächter hätte Stick verärgert, und dieses Risiko wollte niemand eingehen. Deswegen senkten wir nur die Köpfe und grinsten.

»Werd bloß nicht frech, Junge!«, sagte Stick und versuchte, verlorenen Boden wieder gutzumachen. »Du hast vermutlich keine Zeugen, oder?«

Die Heiterkeit löste sich in einem langen Schweigen auf. Ich hoffte, dass Bö oder Dale vortreten und als Zeugen aussagen

würde. Da die Spruills gerade bewiesen hatten, dass sie unter Druck logen, erschien es mir nur vernünftig, dass einer von ihnen Hanks Version rasch bestätigte.

Aber niemand rührte sich, niemand sagte etwas. Ich schob mich ein paar Zentimeter zur Seite, bis ich vollständig hinter meiner Mutter stand.

Dann hörte ich die Worte, die mein Leben verändern sollten. In die vollkommene Stille hinein sagte Hank: »Der kleine Chandler hat's gesehen.«

Der kleine Chandler machte sich beinahe in die Hose.

Als ich die Augen öffnete, sahen mich natürlich alle an. Gran und meine Mutter waren besonders entsetzt. Ich fühlte mich schuldig und blickte schuldbewusst drein, und ich wusste augenblicklich, dass alle Anwesenden Hank glaubten. Ich war ein Zeuge! Ich hatte die Schlägerei mit angesehen.

»Komm her, Luke«, sagte Pappy, und ich ging so langsam wie menschenmöglich in die Mitte des Kreises. Ich blickte auf zu Hank, und seine Augen glühten. Wie üblich grinste er, und seinem Gesicht sah ich an, dass er sich über mein Dilemma im Klaren war. Alle rückten näher, als wollten sie mich einkreisen. »Hast du die Schlägerei gesehen?«, fragte Pappy.

In der Sonntagsschule hatte ich vom ersten Tag an gelernt, dass Lügen mich direkt in die Hölle bringen würden. Keine Umwege. Keine zweite Chance. Geradewegs in den feurigen Schlund, wo Satan zusammen mit Hitler und Judas Ischariot und General Grant wartete. Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen, was natürlich nicht genau wie ein striktes Verbot zu lügen klang, aber die Baptisten legten es so aus. Und ich war ein paar Mal geschlagen worden, weil ich ein bisschen geschwindelt hatte. »Sag die Wahrheit und bring es hinter dich«, war einer von Grans Lieblingsprüchen.

Ich sagte: »Ja, Sir.«

»Was hast du dort gemacht?«

»Ich habe gehört, dass ein Kampf stattfindet, deswegen bin ich hin und habe zugesehen.« Ich wollte Dewayne nicht mit hineinziehen, zumindest nicht, solange es nicht unbedingt notwendig war.

Stick ging auf ein Knie, sodass sein rundes Gesicht auf gleicher Höhe mit meinem war. »Erzähl mir, was du gesehen hast«, sagte er. »Und sag die Wahrheit.«

Ich blickte zu meinem Vater, der hinter meiner Schulter auffragte. Und ich blickte zu Pappy, der merkwürdigerweise überhaupt nicht wütend auf mich zu sein schien.

Ich pumpte Luft in mich hinein, bis meine Lunge voll war, und sah zu Tally, die mich nicht aus den Augen ließ. Dann blickte ich auf Sticks breite Nase und seine schwarzen, geschwollenen Augen und sagte: »Jerry Sisco kämpfte gegen einen Mann aus den Bergen. Dann hat sich auch Billy Sisco auf ihn gestürzt. Sie haben ihn furchtbar verprügelt, als Mr Hank kam, um dem Mann aus den Bergen zu helfen.«

»Waren es da zwei gegen einen oder zwei gegen zwei?«, fragte Stick.

»Zwei gegen einen.«

»Was war mit dem ersten Jungen aus den Bergen?«

»Ich weiß nicht. Er ist gegangen. Ich glaube, er war ziemlich verletzt.«

»In Ordnung. Erzähl weiter. Und sag die Wahrheit.«

»Er sagt die Wahrheit!«, schnaubte Pappy.

»Weiter.«

Ich vergewisserte mich, dass Tally mich noch immer ansah. Nicht nur ließ sie mich nicht aus den Augen, jetzt lächelte sie

mich auch noch freundlich an. »Dann ist plötzlich Bobby Sisco aus der Menge gestürzt und hat Mr Hank angegriffen. Es waren drei gegen einen, genau wie Mr Hank gesagt hat.«

Hanks Miene entspannte sich nicht. Wenn überhaupt, war sein Blick noch böser. Er dachte voraus, und er war noch nicht fertig mit mir.

»Ich glaube, das reicht«, sagte Pappy. »Ich bin kein Anwalt, aber selbst ich könnte einen Freispruch erzielen, wenn es drei gegen einen waren.«

Stick ignorierte ihn und beugte sich noch näher zu mir. »Wer hatte das Holz?«, fragte er und kniff die Augen zusammen, als wäre das die wichtigste aller Fragen.

Plötzlich explodierte Hank. »Sag ihm die Wahrheit, Junge!«, schrie er. »Einer der Siscos hat das Holz aufgehoben, oder etwa nicht?«

Ich spürte die Blicke von Gran und meiner Mutter auf mir, die hinter mir standen. Und ich wusste, dass Pappy mich am liebsten am Kragen gepackt und die richtigen Worte aus mir herausgeschüttelt hätte.

Vor mir, nicht allzu weit entfernt, warf Tally mir einen flehentlichen Blick zu. Bö und Dale und sogar Trot sahen mich an.

»War es nicht so, Junge?«, brüllte Hank noch einmal.

Ich schaute Stick in die Augen und begann zu nicken, zuerst verhalten, eine ängstliche kleine Lüge, wortlos hervorgebracht. Und ich nickte und log weiter, und indem ich das tat, tat ich mehr für unsere Baumwollernte als sechs Monate gutes Wetter. Ich wanderte auf dem Rand des feurigen Schlunds. Satan wartete auf mich, und ich spürte die Hitze. Sobald ich könnte, würde ich in den Wald laufen und um Vergebung bitten. Ich würde Gott anflehen, mich zu verschonen. Er hatte uns die

Baumwolle gegeben; jetzt war es an uns, sie zu beschützen und zu pflücken.

Stick richtete sich langsam auf, ließ mich jedoch nicht aus den Augen; wir konnten den Blick nicht voneinander wenden, weil wir beide wussten, dass ich log. Er wollte Hank Spruill nicht verhaften, jetzt jedenfalls nicht. Erstens müsste er ihm Handschellen anlegen, eine Aufgabe, die sich als unangenehm erweisen könnte. Zweitens würde er alle Farmer gegen sich aufbringen.

Mein Vater fasste mich an der Schulter und schob mich zurück zu den Frauen.

»Du hast ihn zu Tode erschreckt, Stick«, sagte er und lachte verlegen. Er versuchte damit, die Spannung zu lösen und mich aus dem Weg zu schaffen, bevor ich etwas Falsches sagte.

»Ist er ein braver Junge?«, fragte Stick.

»Er sagt die Wahrheit«, sagte mein Vater.

»Natürlich sagt er die Wahrheit«, sagte Pappy mit einer guten Dosis Zorn in der Stimme.

Die Wahrheit war gerade umgeschrieben worden.

»Ich werde mich weiter erkundigen«, sagte Stick und ging zu seinem Wagen. »Vielleicht komme ich noch mal.«

Er knallte die Tür von seinem alten Streifenwagen zu und fuhr von unserem Hof. Wir sahen ihm nach, bis er außer Sichtweite war.

Da wir sonntags nicht arbeiteten, wurde es eng im Haus, wenn meine Eltern und Großeltern die wenigen leichten Arbeiten erledigten, die erlaubt waren. Sie versuchten zu schlafen, gaben es wegen der Hitze jedoch bald wieder auf. Wenn die

Stimmung gereizt war, setzten mich meine Eltern gelegentlich auf die Ladefläche des Pick-up, und wir machten eine lange Fahrt. Es gab nichts Besonderes zu sehen - das Land war platt und mit Baumwolle bedeckt. Das Panorama war überall das Gleiche. Entscheidend war jedoch, rauszukommen.

Kurz nachdem Stick gefahren war, musste ich in den Garten, um Gemüse zu ernten. Zwei Kartons wurden damit gefüllt, und sie waren so schwer, dass mein Vater sie auf den Pick-up hieven musste. Als wir aufbrachen, waren die Spruills auf dem Hof verstreut in verschiedenen Stadien der Entspannung. Ich wollte sie nicht einmal ansehen.

Ich saß auf der Ladefläche zwischen den beiden Kartons mit Gemüse und sah zu, wie der Staub hinter dem Wagen aufwirbelte und graue Wolken bildete, die rasch aufstiegen und in der schwülen Luft über der Straße hingen, bevor sie sich auf Grund der Windstille nur langsam wieder auflösten. Der Regen und Schlamm vom frühen Morgen waren lange vergessen. Alles war wieder heiß: die hölzernen Bretter der Ladefläche, der verrostete und nicht gestrichene Rahmen, sogar die Maiskolben, Kartoffeln und Tomaten, die meine Mutter gerade erst gewaschen hatte. In unserem Teil von Arkansas schneite es zweimal im Jahr, und ich sehnte mich nach der kalten, dicken weißen Decke auf unseren winterlich öden Feldern.

Am Ufer des Flusses hörte es auf zu stauben, und wir fuhren im Schritttempo über die Brücke. Ich stand auf, um auf das Wasser hinunterzublicken, den zähen braunen Strom, der sich kaum bewegte. Zwei Rohrstecken lagen auf der Ladefläche, und mein Vater hatte mir versprochen, dass wir eine Weile angeln würden, nachdem wir das Gemüse abgeliefert hätten. Die Latchers waren arme Farmpächter, die knapp eine Meile

von unserem Haus entfernt wohnten, aber sie hätten genauso gut in einem anderen Distrikt leben können. Ihre heruntergekommene Hütte stand in einer Biegung des Flusses, Ulmen- und Weidenäste hingen aufs Dach, und die Baumwolle reichte fast bis zur vorderen Veranda. Um das Haus wuchs kein Gras, es war umgeben von einem Ring aus Erde, auf dem eine Horde kleiner Latchers spielte. Insgeheim war ich froh, dass sie auf der anderen Seite des Flusses lebten. Andernfalls hätte man von mir erwartet, dass ich mich mit ihnen abgab. Sie bewirtschafteten dreißig Morgen und teilten die Ernte mit dem Landbesitzer. Die Hälfte von wenig ließ ihnen nichts übrig, und deswegen waren die Latchers bettelarm. Sie hatten weder Elektrizität noch ein Auto. Manchmal kam Mr Latcher zu Fuß zu uns und bat Pappy, ihn bei der nächsten Fahrt nach Black Oak mitzunehmen.

Der Weg zu ihrem Haus war kaum breit genug für unseren Pick-up, und als wir ausrollten, war die Veranda bereits voller kleiner schmutziger Gesichter. Einmal hatte ich sieben Latcher-Kinder gezählt, aber eine präzise Angabe war nicht möglich. Es war schwierig, die Jungen von den Mädchen zu unterscheiden; alle hatten zotteliges Haar, schmale Gesichter mit den gleichen blassblauen Augen, und alle trugen zerlumpte Kleider.

Mrs Latcher trat von der baufälligen Veranda und wischte sich die Hände an der Schürze ab. Sie brachte ein Lächeln für meine Mutter zustande. »Hallo, Mrs Chandler«, sagte sie leise. Sie war barfuß, und ihre Beine waren so dürr wie Zweige.

»Freut mich, Sie zu sehen, Darla«, sagte meine Mutter. Mein Vater hantierte hinten am Pick-up herum, schob die Kartons hin und her, um Zeit zu schinden, während die Frauen

miteinander plauderten. Mr Latcher würden wir nicht zu sehen bekommen. Stolz hinderte ihn daran, das Gemüse in Empfang zu nehmen. Das war Sache der Frauen.

Während sie über die Ernte und das heiße Wetter sprachen, entfernte ich mich unter den aufmerksamen Blicken der vielen Kinder von unserem Wagen. Ich ging auf die Seite des Hauses, wo sich der größte Junge im Schatten herumtrieb und sich Mühe gab, uns zu ignorieren. Er hieß Percy und behauptete, zwölf Jahre alt zu sein, aber ich hatte da meine Zweifel. Er war nicht groß genug für zwölf, aber da die Latchers nicht zur Schule gingen, war es unmöglich, ihn mit anderen Jungen seines Alters zu vergleichen. Er trug kein Hemd und war barfuß, seine Haut von den vielen Stunden in der Sonne bronzefarben.

»Hallo, Percy«, sagte ich, aber er reagierte nicht. Arme Leute verhielten sich bisweilen komisch. Manchmal sprachen sie mit einem, dann wieder sahen sie einen nur ausdruckslos an, als ob sie in Ruhe gelassen werden wollten.

Ich betrachtete ihr Haus, eine kleine quadratische Schachtel, und fragte mich wieder einmal, wie so viele Menschen auf so kleinem Raum leben konnten. Unser Geräteschuppen war fast genauso groß. Die Fenster waren geöffnet, zerrissene Vorhänge hingen reglos herunter. Sie hatten keine Fliegengitter, um Fliegen und Moskitos abzuhalten, und selbstverständlich keinen Ventilator, der die Luft bewegte.

Sie taten mir Leid. Gran zitierte gern die Bibel: »Selig sind, die da geistlich arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich«, und »ihr habt allezeit Arme bei euch.« Aber es schien grausam, dass Menschen unter solchen Bedingungen leben mussten. Sie hatten keine Schuhe. Ihre Kleider waren so alt und fadenscheinig, dass sie sich genierten, in die Stadt zu gehen.

Und weil sie keinen Strom hatten, konnten sie auch die Spiele der Cardinals nicht im Radio hören.

Percy besaß weder einen Ball noch einen Handschuh noch einen Schläger und hatte nie mit seinem Vater Baseball gespielt und davon geträumt, die Yankees zu schlagen. Wahrscheinlich hatte er noch nicht einmal davon geträumt, die Baumwollfelder zu verlassen. Dieser Gedanke war nahezu überwältigend.

Mein Vater nahm den ersten Karton mit Gemüse, meine Mutter erklärte, was sich darin befand, und die Latcher-Kinder kamen zur Treppe, sahen neugierig zu, behielten jedoch ihre Distanz bei. Percy rührte sich nicht; er starrte auf etwas in den Feldern, was weder er noch ich sehen konnten.

Im Haus befand sich ein Mädchen. Ihr Name war Libby, sie war fünfzehn, das älteste Kind, und die jüngsten Gerüchte, die in Black Oak die Runde machten, wollten, dass sie schwanger war. Der Vater war unbekannt; angeblich weigerte sie sich, irgendjemandem - auch ihren Eltern - den Namen des Jungen preiszugeben, der sie geschwängert hatte.

Diese Klatschgeschichte war mehr, als Black Oak ertragen konnte. Kriegsnachrichten, eine Schlägerei, eine Krebserkrankung, ein Autounfall, ein ordentlich verheiratetes Paar, das ein Baby erwartete - solche Ereignisse beflügelten die Gespräche. Ein Todesfall und eine anständige Beerdigung, und die Stadt hatte tagelang etwas zu reden. Eine Festnahme auch des gewöhnlichsten Mitbürgers war ein Ereignis, das wochenlang seziert wurde. Aber dass ein fünfzehnjähriges Mädchen, auch wenn es die Tochter eines bettelarmen Farmpächters war, ein uneheliches Kind bekam, war so ungewöhnlich, dass die Stadt außer sich war. Das Problem war, dass die Schwangerschaft bislang nicht bestätigt war. Sie

bestand nur gerüchteweise. Da die Latchers ihre Farm nur selten verließen, erwies es sich als ziemlich schwierig, hieb- und stichfeste Beweise beizubringen. Und da wir ihre nächsten Nachbarn waren, schien meiner Mutter die Aufgabe zu- gefallen, in der Sache zu ermitteln.

Sie hatte mir aufgetragen, ihr dabei zu helfen. Sie erzählte mir von dem Klatsch, und da ich mein ganzes Leben lang gesehen hatte, wie sich die Tiere auf der Farm vermehrten und brüteten, wusste ich im Prinzip Bescheid. Aber ich ließ mich nur widerwillig in die Sache hineinziehen und begriff nicht wirklich, warum wir die Schwangerschaft bestätigen sollten. In der Stadt war so viel darüber geredet worden, dass alle vom Zustand des Mädchens überzeugt waren.

Das große Geheimnis war die Identität des Vaters. »Mir werden sie es nicht in die Schuhe schieben«, hatte ich Pappy im Co-op sagen hören, und die alten Männer hatten schallend gelacht.

»Was ist mit der Baumwolle?«, fragte ich Percy von Farmer zu Farmer.

»Steht noch draußen«, sagte er und nickte in Richtung der Felder, die nur ein paar Meter entfernt waren. Ich wandte mich um und starrte auf ihre Baumwolle, die genauso aussah wie unsere. Für hundert Pfund, die ich pflückte, bekam ich einen Dollar sechzig. Die Latcher-Kinder bekamen nichts.

Dann schaute ich wieder zum Haus, zu den Fenstern, Vorhängen und alten Brettern und in den Hof dahinter, wo ihre Wäsche auf der Leine hing. Ich sah zu dem Weg, der an ihrem Außenklo vorbei zum Fluss führte, aber nirgendwo entdeckte ich eine Spur von Libby Latcher. Wahrscheinlich hatten sie sie in einem Zimmer eingesperrt, und Mr Latcher hielt mit einer Schrotflinte vor der Tür Wache. Eines Tages

würde sie das Baby auf die Welt bringen, und niemand erführe davon. Es gäbe einfach ein weiteres Latcher-Kind, das nackt herumlief.

»Meine Schwester ist nicht da«, sagte Percy, der noch immer in die Ferne blickte. »Nach ihr schaut du dich doch um.«

Mir blieb der Mund offen stehen, und meine Backen wurden heiß. »Was?« Mehr brachte ich nicht heraus.

»Sie ist nicht da. Jetzt geh zurück zu eurem Wagen.«

Mein Vater trug den zweiten Karton auf die Veranda, und ich entfernte mich von Percy.

»Hast du sie gesehen?«, fragte mich meine Mutter flüsternd, als wir aufbrachen. Ich schüttelte den Kopf.

Als wir wegfuhrten, scharten sich die Latchers um die zwei Kartons, als hätten sie seit einer Woche nichts gegessen.

In ein paar Tagen würden wir mit einer weiteren Ladung Gemüse wiederkommen, um erneut zu versuchen, die Gerüche zu bestätigen. Solange sie Libby versteckten, würden die Latchers gut genährt.

* * *

Laut meinem Vater war der St. Francis River sechzehn Meter tief, und am Grund des Brückenpfeilers gab es sechzig Pfund schwere Kanalwelse, die alles in ihrer Reichweite fraßen. Es waren große, schmutzige Fische -Aasfresser, die sich nur bewegten, wenn sich etwas Essbares in ihrer Nähe aufhielt. Manche wurden zwanzig Jahre alt. Der Familienlegende zufolge hatte Ricky im Alter von dreizehn Jahren eins dieser Monster geangelt. Es wog vierundvierzig Pfund, und als er ihm den Bauch mit einem Messer aufschlitzte, ergoss sich aller möglicher Abfall auf die Ladefläche von Pappys Pick-up: eine Zündkerze, eine Murmel, jede Menge halb verdauter Elritzen und kleiner Fische, zwei Pennys und eine verdächtige Substanz,

die schließlich als menschliches Exkrement bestimmt wurde. Gran briet daraufhin nie wieder einen Wels, und Pappy verzichtete völlig auf Fische aus dem Fluss.

Mit roten Regenwürmern als Köder angelte ich im seichten Wasser um eine lange Sandbank nach Brassen und Sonnenfischen, zwei kleine Arten, die zahlreich und leicht zu fangen waren. Ich watete barfuß durch das warme wirbelnde Wasser und hörte meine Mutter gelegentlich rufen: »Das ist weit genug, Luke!« Das Ufer war von Eichen und Weiden gesäumt, dahinter stand die Sonne. Meine Eltern saßen im Schatten auf einem der vielen Quilts, die die Frauen aus der Kirche im Winter nähten, und aßen gemeinsam eine Cantaloupe-Melone aus unserem Garten.

Sie sprachen leise miteinander, fast flüsternd, und ich versuchte nicht, zu horchen, denn es war einer der wenigen Augenblicke während der Baumwollernte, die sie für sich hatten. Nach einem Tag auf den Feldern schliefen sie abends meist sofort ein, und ich hörte sie selten im Bett miteinander reden. Manchmal saßen sie im Dunkeln auf der Veranda und warteten darauf, dass die Hitze nachließ, aber da waren sie nicht wirklich allein.

Ich hatte genug Angst vor dem Fluss, um mich nicht weit hinaus zu wagen, denn ich konnte noch nicht schwimmen. Ich wartete, dass Ricky nach Hause käme. Er hatte mir versprochen, es mir im nächsten Sommer, wenn ich acht wäre, beizubringen. Ich blieb nahe am Ufer, wo das Wasser mir knapp bis zu den Knöcheln reichte.

Es war nichts Ungewöhnliches, dass Leute ertranken, und mein Leben lang hatte ich eindrucksvolle Geschichten von erwachsenen Männern gehört, die auf wandernden Sandbänken festsäßen und davongeschwemmt wurden, während ihre

Familie entsetzt zusah. Der ruhige Fluss konnte sich irgendwie in einen reißenden Strom verwandeln, was ich selbst allerdings noch nicht erlebt hatte. Die Mutter aller Geschichten vom Ertrinken handelte angeblich vom St. Francis, wiewohl der genaue Ort je nach Erzähler ein anderer war. Ein kleines Kind saß unschuldig auf einer Sandbank, als diese sich plötzlich losriss, von Wasser umgeben war und schnell sank. Ein älterer Bruder sah es und stürzte sich in das wirbelnde Wasser, nur um in eine heftige Strömung zu geraten, die auch ihn davontrug. Als Nächstes hörte eine ältere Schwester die Schreie der ersten beiden und lief bis zur Hüfte ins Wasser, und dann fiel ihr ein, dass sie nicht schwimmen konnte. Unerschrocken kämpfte sie sich weiter und rief den beiden Jüngeren zu, sie sollten Ruhe bewahren, sie würde es schon irgendwie schaffen. Aber die Sandbank brach vollends auseinander - wie bei einem Erdbeben -, und neue Strömungen schossen in alle Richtungen. Die drei Kinder wurden immer weiter vom Ufer weggetrieben. Die Mutter, die vielleicht schwanger war, vielleicht aber auch nicht, und die vielleicht schwimmen konnte, vielleicht aber auch nicht, bereitete im Schatten eines Baums gerade das Mittagessen vor, als sie die Schreie ihrer Kinder hörte. Sie stürzte sich in den Fluss, woraufhin auch sie rasch in Schwierigkeiten geriet.

Der Vater angelte auf einer Brücke, als er den Lärm hörte, und statt Zeit zu verschwenden, zum Ufer zu laufen und sich von dort ins Wasser zu stürzen, sprang er einfach kopfüber in den St. Francis und brach sich den Hals.

Die gesamte Familie kam ums Leben. Manche der Leichen wurden gefunden, andere nicht. Die einen wurden von den Welsen gefressen, die anderen ins Meer geschwemmt, wo immer das Meer war. Es herrschte kein Mangel an Theorien,

die erklären sollten, was letztendlich mit den Leichen geschah. Merkwürdigerweise blieb die arme Familie im Lauf der Jahrzehnte stets namenlos.

Diese Geschichte wurde immer wieder erzählt, damit Kinder wie ich die Gefahren des Flusses nicht unterschätzten. Ricky jagte mir gern damit Angst ein, brachte die verschiedenen Versionen jedoch meistens durcheinander. Meine Mutter behauptete, dass sie erfunden sei.

Sogar Bruder Akers flocht sie in eine Predigt ein, um zu illustrieren, dass Satan unermüdlich am Werk war und Elend und Kummer auf der Welt verbreitete. Ich war ausnahmsweise wach und hörte genau zu, und als er den Teil mit dem gebrochenen Hals ausließ, dachte ich, dass auch er übertrieb.

Aber ich war entschlossen, nicht zu ertrinken. Die Fische bissen an, kleine Brassen, die ich vom Haken nahm und zurück ins Wasser warf. Ich setzte mich auf einen Baumstumpf nahe der Lagune und angelte einen Fisch nach dem anderen. Es machte fast so viel Spaß wie Baseballspielen. Der Nachmittag verging langsam, und ich war dankbar für die Einsamkeit. Auf unserer Farm waren viele Fremde. Die Felder warteten mit dem Versprechen äußerst anstrengender Arbeit. Ich hatte mit angesehen, wie ein Mann umgebracht worden war, und irgendwie war ich jetzt in diese Sache verwickelt.

Das leise Rauschen des seichten Wassers war beruhigend. Warum konnte ich nicht den ganzen Tag angeln? Im Schatten am Fluss sitzen? Alles, nur nicht Baumwolle pflücken. Ich würde kein Farmer werden. Ich brauchte es nicht zu üben.

»Luke«, rief mein Vater vom Ufer. Ich zog Angel, Haken und Wurm ein und ging zu ihnen.

»Ja, Sir«, sagte ich.

»Setz dich«, sagte er. »Lass uns miteinander reden.«

Ich setzte mich auf den Rand des Quilts, so weit wie möglich von ihnen weg. Sie schienen nicht böse zu sein; die Miene meiner Mutter war ausgesprochen freundlich.

Aber die Stimme meines Vaters klang streng genug, um mich zu beunruhigen. »Warum hast du uns nicht von der Schlägerei erzählt?«, fragte er.

Die Schlägerei, die nicht aus meinem Leben verschwinden wollte.

Ich war von dieser Frage nicht wirklich überrascht. »Ich glaube, ich hatte Angst.«

»Angst wovor?«

»Angst davor, erwischt zu werden, dass ich hinter dem Co-op zugeschaut habe.«

»Weil ich dir gesagt habe, dass du das nicht tun sollst?«, fragte meine Mutter.

»Ja, Ma'am. Und es tut mir Leid.«

Bei einer Schlägerei zuzuschauen war kein größerer Akt des Ungehorsams, und das wussten wir alle drei. Was sollten Jungen an einem Samstagnachmittag schon tun, wenn die Stadt voll aufgeregter Menschen war? Sie lächelte, weil ich gesagt hatte, dass es mir Leid täte. Ich versuchte so zerknirscht wie möglich dreinzublicken.

»Es ist nicht so schlimm, dass du bei einer Schlägerei zugeesehen hast«, sagte mein Vater. »Aber Geheimnisse können dich in Schwierigkeiten bringen. Du hättest mir erzählen sollen, was du gesehen hast.«

»Ich habe einen Kampf gesehen. Ich wusste ja nicht, dass Jerry Sisco sterben würde.«

Meine Logik ließ ihn einen Moment zögern.

Dann sagte er: »Hast du Stick Powers die Wahrheit gesagt?«

»Ja, Sir.«

»Hatte einer der Siscos das Stück Holz aufgehoben? Oder war es Hank Spruill?«

Wenn ich die Wahrheit sagte, würde ich zugeben, dass ich in meiner früheren Version gelogen hatte. Die Wahrheit sagen oder lügen, das war die Frage, die sich immer wieder stellte. Ich beschloss, die Dinge im Unklaren zu lassen. »Also, ehrlich gesagt, Dad, es ging alles so schnell. Überall fielen und flogen die Leute. Hank hat sie rumgeworfen wie Spielsachen. Und die Leute standen nicht still und haben gebrüllt. Dann hab ich das Holz gesehen.«

Überraschenderweise stellte ihn das zufrieden. Schließlich war ich erst sieben Jahre alt, umzingelt von Gaffern, die hinter dem Co-op eine schreckliche Rauferei mit ansahen.

Wer konnte es mir übel nehmen, wenn ich nicht genau wusste, was passiert war?

»Sprich mit niemandem darüber, ja? Mit keiner Menschenseele.«

»Ja, Sir.«

»Kleine Jungs, die vor ihren Eltern Geheimnisse haben, können in große Schwierigkeiten geraten«, sagte meine Mutter. »Du kannst uns immer alles erzählen.«

»Ja, Ma'am.«

»Jetzt geh wieder angeln«, sagte mein Vater, und ich lief zurück zu meinem Platz.

Die Woche begann im Halbdunkel des Montagmorgens. Wir trafen uns beim Anhänger für die Fahrt auf die Felder, eine Fahrt, die jeden Tag etwas kürzer wurde, weil wir immer

weiter vom Fluss entfernt und näher am Haus pflückten. Niemand sprach ein Wort. Vor uns lagen fünf endlose Tage überwältigender Arbeit und Hitze, dann käme der Samstag, der am Montag so weit in der Zukunft zu liegen schien wie Weihnachten.

Ich blickte von meinem Sitz auf dem Traktor herunter und betete um den Tag, an dem die Spruills unsere Farm wieder verlassen würden. Sie saßen beieinander, so benommen und müde wie ich. Trot war nicht dabei, er würde nicht arbeiten. Spät am Sonntag hatte Mr Spruill Pappy gefragt, ob es in Ordnung wäre, wenn Trot den ganzen Tag über auf dem Hof vor dem Haus bliebe.

»Der Junge verträgt die Hitze nicht«, hatte Mr Spruill gesagt. Pappy war es gleichgültig, was Trot tat. Auf den Feldern war er keine Hilfe. Als der Traktor anhielt, nahmen wir unsere Säcke und verschwanden wortlos zwischen den Baumwollreihen. Eine Stunde später briet uns die Sonne.

Ich dachte an Trot, der den Tag unter einem schattigen Baum verbrachte, ein Schläfchen hielt, wenn ihm danach war, und sich zweifellos über die Arbeit freute, die er nicht tat. Er mochte nicht ganz richtig im Kopf sein, aber im Augenblick war er der Schlaueste der Spruills.

Die Zeit blieb stehen, während wir Baumwolle pflückten. Die Tage zogen sich endlos dahin, es dauerte ewig, bis einer in den nächsten überging.

Am Donnerstag verkündete Pappy während des Abendessens: »Am Samstag werden wir nicht in die Stadt fahren.« Am liebsten hätte ich geheult. Es war hart genug, unter der Woche auf den Feldern arbeiten zu müssen, aber es war ausgesprochen grausam, dafür nicht mit Popcorn und einem Film belohnt zu werden. Was war mit meiner wöchentlichen Coca-Cola?

Lange herrschte Schweigen. Meine Mutter ließ mich nicht aus den Augen. Sie schien nicht überrascht, und ich hatte den Eindruck, als hätten die Erwachsenen schon darüber diskutiert. Jetzt taten sie mir zuliebe so, als wäre das nicht der Fall. Ich dachte: Was habe ich zu verlieren? Also biss ich die Zähne zusammen und sagte: »Warum nicht?«

»Weil ich es gesagt habe«, schoss Pappy zurück, und ich wusste, dass ich mich auf gefährlichem Terrain bewegte. Ich sah zu meiner Mutter. Sie grinste komisch.

»Ihr habt doch nicht etwa Angst vor den Siscos?«, fragte ich und rechnete halb damit, dass einer der Männer mich am Kragen packen würde. Es folgte ein Augenblick tödlichen Schweigens. Mein Vater räusperte sich und sagte: »Es ist besser, wenn sich die Spruills eine Weile lang nicht in der Stadt sehen lassen. Wir haben mit Mr Spruill darüber geredet und sind alle der Meinung, dass wir am Samstag hier bleiben. Auch die Mexikaner.«

»Ich hab vor niemandem Angst, Sohn«, knurrte Pappy am anderen Ende des Tisches. Ich weigerte mich, ihn anzusehen.

»Und sei nicht frech zu mir«, fügte er obendrein hinzu. Meine Mutter grinste immer noch, und ihre Augen funkelten. Sie war stolz auf mich.

»Ich brauch ein paar Dinge aus dem Laden«, sagte Gran. »Mehl und Zucker.«

»Ich werd fahren«, sagte Pappy. »Die Mexikaner werden auch was brauchen.«

Später setzten sie sich wie immer auf die vordere Veranda, aber ich war zu gekränkt, um mich zu ihnen zu gesellen. Ich lag in Rickys dunklem Zimmer auf dem Boden, verfolgte das Cardinals-Spiel durch das offene Fenster und ignorierte das

leise, träge Gerede der Erwachsenen. Ich versuchte, mir neue Möglichkeiten auszudenken, die Spruills zu hassen, aber das schiere Ausmaß ihrer Schandtaten überwältigte mich bald. Irgendwann am frühen Abend schlief ich auf dem Boden ein.

* * *

Mittagessen am Samstag war normalerweise eine fröhliche Angelegenheit. Die Arbeit war vorbei. Wir fuhren in die Stadt. Wenn ich das samstägliches Bad auf der Veranda hinter dem Haus überlebte, war das Leben tatsächlich wunderbar, wenn auch nur für ein paar Stunden.

Aber an diesem Samstag herrschte keine freudige Erregung. »Wir arbeiten bis um vier«, sagte Pappy, als würde er uns damit einen großen Gefallen tun. Tolle Sache. Wir würden einfach nur eine Stunde früher zu arbeiten aufhören. Ich wollte ihn fragen, ob wir auch am Sonntag arbeiten würden, aber ich hatte am Donnerstagabend schon genug gesagt. Er ignorierte mich, und ich ignorierte ihn. So konnten wir tagelang schmollen.

Wir fuhren also wieder auf die Felder statt nach Black Oak. Sogar den Mexikanern schien das nicht zu gefallen. Als der Traktor stehen blieb, nahmen wir unsere Säcke und verschwanden langsam in der Baumwolle. Ich pflückte ein bisschen, ohne mich zu verausgaben, und als es sicher schien, fand ich einen guten Platz und schlief. Sie konnten mich von der Stadt fern halten, sie konnten mich auf die Felder jagen, aber sie konnten mich nicht zwingen, hart zu arbeiten. Ich glaube, an diesem Samstagnachmittag wurde eine Menge geschlafen.

Meine Mutter fand mich, und wir beide gingen allein zum

Haus. Sie fühlte sich nicht wohl, und sie wusste um das Unrecht, das mir widerfuhr. Wir ernteten Gemüse im Garten, aber nicht sehr viel. Ich erlitt und überlebte das gefürchtete Bad. Und als ich sauber war, schlenderte ich in den Hof vor dem Haus, wo Trot seine Tage damit verbrachte, Camp Spruill zu bewachen. Wir hatten keine Ahnung, was er den ganzen Tag über tat. Wir waren zu beschäftigt und zu müde, um über Trot nachzudenken. Er saß hinter dem Lenkrad ihres Pick-ups, tat so, als würde er fahren, und gab dabei seltsame Laute von sich. Er blickte zu mir und nahm dann das Fahren und Spotzen wieder auf.

Als ich den Traktor kommen hörte, ging ich ins Haus und fand meine Mutter im Bett liegend vor, was tagsüber normalerweise nie der Fall war. Ich hörte müde Stimmen vor dem Haus, wo die Spruills sich entspannten, und dahinter, wo sich die Mexikaner zur Scheune schleppten. Ich versteckte mich eine Weile in Rickys Zimmer, den Baseball in der einen Hand, den Handschuh in der anderen, und dachte an Dewayne und die Montgomery-Zwillinge und meine anderen Freunde, die jetzt im Dixie saßen, den Samstagsfilm sahen und Popcorn aßen. Die Tür wurde geöffnet, und Pappy trat ein. »Ich fahre zu Pop und Pearl, um ein paar Sachen zu kaufen. Willst du mitkommen?«

Ich schüttelte den Kopf, ohne ihn anzusehen.

»Ich kauf dir eine Coca-Cola«, sagte er.

»Nein, danke«, sagte ich und starrte auf den Boden.

Eli Chandler würde ein Exekutionskommando nicht um Gnade bitten, erst recht nicht einen Siebenjährigen. Die Tür wurde geschlossen, und kurz darauf ließ er den Motor des Pick-ups an.

Ich war des Hofes vor dem Haus überdrüssig und ging nach

hinten. In der Nähe des Silos, neben dem die Spruills eigentlich ihr Lager hätten aufschlagen sollen, war eine mit Gras bewachsene Fläche, auf der man Baseball spielen konnte. Sie war nicht so lang und so breit wie mein Feld vor dem Haus, aber weitläufig genug, und sie reichte bis zum Rand der Baumwollfelder. Ich warf ein paar Bälle so hoch ich konnte und hörte erst auf, nachdem ich zehn hintereinander gefangen hatte.

Miguel tauchte aus dem Nirgendwo auf. Er sah mir eine Weile zu, und unter diesem Druck ließ ich drei Bälle nacheinander fallen. Ich warf ihm den Ball vorsichtig zu, weil er keinen Handschuh anhatte. Er fing ihn mühelos auf und warf ihn zu mir zurück. Ich verpatzte es, ließ ihn fallen, trat darauf, bekam ihn endlich zu fassen und warf ihn erneut zu Miguel, diesmal etwas fester.

Im Vorjahr hatte ich festgestellt, dass viele Mexikaner Baseball spielen konnten, und Miguel beherrschte das Spiel offensichtlich. Seine Hände waren flink und empfindsam, seine Würfe fester als meine. Nachdem wir den Ball ein paar Minuten geworfen hatten, gesellten sich Rico, Pepe und Luis zu uns.

»Hast du einen Schläger?«, fragte Miguel.

»Klar«, sagte ich und rannte ins Haus, um ihn zu holen.

Als ich zurückkam, waren auch Roberto und Pablo dabei, und die Gruppe schleuderte meinen Baseball in alle Richtungen.

»Du schlägst«, sagte Miguel und nahm die Sache in die Hand. Er legte ein kleines altes Brett drei Meter vor dem Silo auf den Boden und sagte: »Schlagmal.« Die anderen verteilten sich auf dem Innenfeld. Pablo stand am Rand des Außenfelds neben der Baumwolle. Rico ging hinter mir in die Hocke, und ich nahm meine Position rechts neben dem Schlagmal ein. Miguel

schwung wild den rechten Arm, jagte mir damit einen Augenblick Angst ein, warf dann aber ganz sachte. Ich holte weit aus und schlug daneben.

Ebenso erging es mir mit den nächsten drei Bällen, dann traf ich zweimal. Die Mexikaner jubelten und lachten, wenn ich traf, und schwiegen, wenn ich daneben schlug. Nach ein paar Minuten Schlagpraxis gab ich den Schläger an Miguel weiter, und wir tauschten Plätze. Ich begann mit Fastballs, was ihn jedoch nicht weiter einschüchterte. Er schlug harte, sehr flach fliegende und über den Boden rollende Bälle, von denen manche von den mexikanischen Feldspielern sauber gefangen, andere einfach aufgehoben wurden. Die meisten von ihnen hatten schon gespielt, aber zwei hatten eindeutig noch nie einen Baseball in der Hand gehabt.

Die restlichen vier Mexikaner in der Scheune hörten den Lärm und kamen zu uns. Cowboy trug kein Hemd, und seine Hose war bis zu den Knien hochgerollt. Er schien alle anderen um dreißig Zentimeter zu überragen.

Luis schlug als Nächster. Er war nicht so erfahren wie Miguel, und ich hatte keine Mühe, ihn mit meinen Wurfvarianten in die Irre zu führen. Zu meiner großen Freude sah ich Tally und Trot unter einer Ulme sitzen und zuschauen.

Dann schlenderte mein Vater zu uns.

Je länger wir spielten, umso aufgeregter wurden die Mexikaner. Sie schrieten und lachten über die Fehler der anderen. Weiß Gott, was sie über meine Würfe sagten.

»Machen wir ein Spiel«, sagte mein Vater. Bö und Dale hatten sich eingefunden, ebenfalls ohne Hemden und Schuhe. Miguel wurde befragt, und nach ein paar Minuten der Planung wurde beschlossen, dass die Mexikaner gegen das Team aus Arkansas spielen würden. Rico sollte für beide Mannschaften den

Catcher spielen, und wieder wurde ich ins Haus geschickt, diesmal, um den alten Fanghandschuh meines Vaters und meinen zweiten Ball zu holen.

Als ich zum zweiten Mal zurückkehrte, war Hank da und wollte mitspielen. Ich war nicht gerade glücklich, dass wir im selben Team waren, aber ich konnte nichts dagegen tun. Auch war ich nicht sicher, wie Trot sich machen würde. Und Tally war ein Mädchen. Was für eine Schande: ein Mädchen in der Mannschaft. Die Mexikaner waren uns zahlenmäßig trotzdem überlegen.

Eine weitere Besprechung und irgendwie wurde entschieden, dass wir als Erste schlagen würden. »Ihr habt die Kleinen«, sagte Miguel und lächelte. Mehr Bretter wurden als Bases ausgelegt. Mein Vater und Miguel bestimmten die Platzregeln, die ziemlich einfallsreich waren für ein so missgestaltetes Feld. Die Mexikaner verteilten sich an den Bases, und es konnte losgehen.

Zu meiner Überraschung ging Cowboy zum Wurfmal und begann sich aufzuwärmen. Er war schlank, aber kräftig, und als er ein paar Probewürfe machte, spannten sich die Muskeln in seiner Brust und seinen Schultern an und traten hervor. Auf seiner dunklen Haut glänzte Schweiß. »Er ist gut«, sagte mein Vater leise. Sein Ausholweg war elegant, sein Durchschwung nahtlos, sein Wurf fast nonchalant, trotzdem schoss der Baseball aus seiner Hand und knallte in Ricos Handschuh. Er warf fester und fester. »Er ist sehr gut«, sagte mein Vater kopfschüttelnd. »Der Junge hat schon oft Baseball gespielt.« »Mädchen zuerst«, sagte jemand. Tally hob den Schläger auf und ging zum Schlagmal. Sie hatte keine Schuhe an und trug eine enge Hose, die bis zu den Knien hochgerollt war, und ein weites Hemd, die Schöße vorn zusammengeknotet. Man sah

ihren Bauch. Zuerst würdigte sie Cowboy keines Blicks, er dagegen starrte sie unverwandt an. Er ging ein paar Schritte auf das Mal zu und warf den ersten Ball mit der Hand unter Hüfthöhe. Sie holte aus und schlug daneben, aber es war ein beeindruckender Schwung gewesen, zumindest für ein Mädchen.

Dann sahen sie sich kurz in die Augen. Cowboy rieb den Baseball, Tally schwang den Schläger, neun Mexikaner zirpten wie ein Schwärm Heuschrecken.

Der zweite Wurf war noch langsamer, und Tally traf. Der Ball rollte an Pepe in der dritten Base vorbei, und Tally lief zur ersten Base. »Jetzt schlägst du, Luke«, sagte mein Vater. Ich schlenderte zum Schlagmal mit der ganzen Zuversicht eines Stan Musial und hoffte, dass Cowboy nicht zu fest werfen würde. Er hatte Tally einmal treffen lassen, sicherlich würde er das auch für mich tun. Ich stand am Schlagmal und hörte tausende wild gewordener Cardinals-Fans meinen Namen intonieren. Das Stadion war ausverkauft, Harry Caray brüllte ins Mikrofon, und dann blickte ich zu Cowboy, der zehn Meter von mir entfernt stand, und mir blieb das Herz stehen. Er lächelte nicht einmal andeutungsweise. Er hielt den Ball mit beiden Händen und sah mich an, als könnte er mir mit einem Fastball den Kopf abschießen.

Was würde Musial tun? Den verdammten Schläger schwingen!

Der erste Ball war von unterhalb der Hüfte geworfen, und meine Atmung setzte wieder ein. Er war zu hoch, und ich schwang den Schläger nicht. Der mexikanische Chor hatte eine Menge dazu zu sagen. Der zweite Wurf war mittendrin, und ich schwang in Richtung des Zauns, zur linken Feldbegrenzung in hundertzwanzig Meter Entfernung. Ich schloss die Augen

und schwang den Schläger für die dreißigtausend vom Glück gesegneten Menschen in Sportman's Park. Ich schwang ihn auch für Tally.

»Erster Strike!«, schrie mein Vater, etwas zu laut, wie ich fand.

»Du gehst es zu hart an, Luke«, sagte er.

Natürlich tat ich das. Auch beim dritten Wurf, und als Rico den Ball zurückwarf, breitete sich in mir das Entsetzen über die beiden Fehlschläge aus. Ein dritter, und ich musste vom Feld. Das war undenkbar. Tally hatte den Ball getroffen. Sie stand an der ersten Base, wartete darauf, dass ich den Ball ins Spiel brachte, damit sie zur nächsten Base laufen konnte. Wir spielten auf meinem Feld, mit meinem Ball und meinem Schläger. Und alle schauten zu.

Ich trat vom Schlagmal zurück, gelähmt von der Angst vor einem dritten Strike. Der Schläger war plötzlich viel schwerer. Mein Herz raste, mein Mund war trocken. Ich blickte Hilfe suchend zu meinem Vater, und er sagte: »Na los, Luke. Schlag den Ball.« Ich sah zu Cowboy, und sein niederträchtiges Lächeln wurde noch niederträglicher. Ich wusste nicht, ob ich bereit war für den Ball, den er werfen würde.

Ich stolperte zurück zum Schlagmal, biss die Zähne zusammen und versuchte, an Musial zu denken, aber ich dachte nur an Niederlage, während ich den Schläger für einen sehr langsamen Wurf schwang. Als ich zum dritten Mal daneben schlug, herrschte vollkommene Stille. Ich ließ den Schläger fallen, hob ihn wieder auf und hörte nichts, als ich zu meiner Mannschaft zurückging. Meine Unterlippe zitterte, und ich riss mich zusammen, um nicht zu weinen. Ich konnte Tally nicht ansehen und erst recht nicht meinen Vater.

Am liebsten wäre ich ins Haus gerannt und hätte die Tür hinter mir verschlossen.

Trot war als Nächster dran. Er hielt den Schläger mit der rechten Hand knapp unterhalb des Wappens. Sein linker Arm hing schlaff herab, und der Anblick des armen Jungen, der den Schläger zu schwingen versuchte, war uns etwas peinlich. Aber er lächelte und schien sich zu freuen, und das war im Augenblick das Wichtigste. Er vermasselte die ersten beiden Schläge, und ich dachte schon, dass uns die Mexikaner mit zwanzig Punkten Vorsprung schlagen würden. Irgendwie traf er jedoch den dritten Ball, der langsam und hoch flog und hinter der zweiten Base landete, wo mindestens vier Mexikaner es schafften, ihn nicht zu erwischen. Tally raste um die zweite Base und schaffte es zur dritten, während Trot zur ersten schlurfte.

Meine Erniedrigung, die sowieso schon enorm war, wurde noch größer. Trot an der ersten Base, Tally an der dritten, nur einer war nicht mehr auf dem Spielfeld.

Bö schlug als Nächster. Er war ein großer Teenager mit keinerlei sichtbarem Handikap. Cowboy trat einen Schritt zurück und holte voll aus. Der Ball war nicht sehr schnell, aber der arme Bö zitterte, als der Ball über das Schlagmal flog. Er schwang den Schläger erst, als Rico den Ball schon gefangen hatte, und Hank schüttelte sich vor Lachen. Bö meinte, er solle den Mund halten; Hank erwiderte irgendetwas, und ich glaubte schon, dass wir in der ersten Hälfte des ersten Innings eine Rauferei innerhalb der Familie Spruill sehen würden.

Der zweite Wurf war schneller. Bös Schwung war ein bisschen langsamer als der Ball. »Er soll ihn von unten werfen!«, rief Bö uns zu in dem Versuch, das Ganze ins Lächerliche zu ziehen. »Was für ein Schwächling«, sagte Hank. Mr und Mrs Spruill hatten sich zu den Zuschauern gesellt, und Bö warf ihnen einen

Blick zu.

Ich rechnete damit, dass der dritte Ball noch schneller wäre; Bö ebenfalls. Stattdessen warf Cowboy einen langsamen Ball, und Bö schwang den Schläger, lange bevor der Ball angeflogen kam.

»Er ist wirklich gut«, sagte mein Vater über Cowboy.

»Ich schlage jetzt«, verkündete Hank und drängte Dale zurück, der es sich wortlos gefallen ließ. »Ich werd euch Jungs zeigen, wie man's macht.«

Der Schläger wirkte wie ein Zahnstocher, als Hank zum Aufwärmen damit herumhackte und ausholte, als wollte er den Ball über den Fluss schlagen. Cowboy warf als Erstes einen Fastball, und Hank schwang den Schläger nicht. Der Ball knallte in Ricos Handschuh, und die Mexikaner brachen in spanische Jubelschreie aus.

»Wirf den Ball über das Mal!«, brüllte Hank und sah uns um Zustimmung heischend an. Ich hoffte, Cowboy würde ihm einen Fastball ins Ohr bohren.

Der zweite Wurf war viel fester. Hank schwang den Schläger und schlug vorbei. Cowboy fing den Ball, den Rico ihm zurückwarf, und blickte kurz zur dritten Base, wo Tally gespannt wartete.

Dann warf Cowboy einen Kurvenball, der direkt auf Hanks Kopf zuflog, aber als der sich duckte und den Schläger fallen ließ, trudelte der Ball aus und fiel wundersamerweise durch die Strike Zone. Die Mexikaner lachten schallend. »Strike!«, schrie Miguel von der zweiten Base.

»Das war kein Strike!«, brüllte Hank knallrot im Gesicht.

»Keine Schiedsrichter«, sagte mein Vater. »Solange er den Schläger nicht schwingt, ist es kein Strike.«

War Cowboy auch recht. Er hatte einen weiteren Ball mit Effet auf Lager. Dieser wirkte zuerst ganz harmlos, ein langsamer

gemächlicher Ball, der genau auf die Mitte des Schlagmals zuflog. Hank holte weit aus. Der Ball sackte jedoch plötzlich nach unten und prallte einmal auf, bevor Rico ihn fing. Hank traf nichts außer Luft. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte auf das Mal, und als der spanische Chor wieder loslegte, dachte ich, er würde sie sich alle auf einmal vorknöpfen. Er stand auf, warf Cowboy einen Blick aus zusammengekniffenen Augen zu und murmelte etwas. Dann nahm er seine Position auf dem Mal wieder ein.

Zwei Spieler out, zwei Strikes, zwei Spieler an den Bases. Cowboy machte ihn mit einem Fastball fertig. Hank rammte den Schläger in den Boden, nachdem er ausgeschwungen hatte. »Wirf den Schläger nicht auf den Boden!«, sagte mein Vater laut. »Wenn du nicht verlieren kannst, dann spiel nicht.« Wir gingen aufs Feld, als die Mexikaner es eilig verließen. Hank warf meinem Vater einen verächtlichen Blick zu, sagte aber nichts. Aus unerfindlichem Grund wurde beschlossen, dass ich werfen sollte. »Du wirfst im ersten Inning, Luke«, sagte mein Vater. Ich wollte nicht. Ich war Cowboy nicht gewachsen. Wir würden uns blamieren.

Hank stand an der ersten Base, Bö an der zweiten, Dale an der dritten. Tally befand sich im linken Außenfeld, Hände in die Hüften gestemmt, und Trot im rechten Außenfeld, wo er nach vierblättrigen Kleeblättern suchte. Was für eine Verteidigung! Da ich warf, mussten wir unsere Feldspieler so weit entfernt vom Schlagmal wie möglich platzieren.

Miguel schickte Roberto als Ersten zum Schlagmal, bestimmt mit Absicht, denn der arme Kerl hatte noch nie zuvor einen Baseball gesehen. Er schlug einen trägen hohen Ball, den mein Vater als Shortstop fing. Als Nächstes schlug Pepe einen hohen

Ball, den mein Vater hinter der zweiten Base fing. Zwei Schläge, beide out, ich hatte Glück, aber das würde nicht lange anhalten. Jetzt waren die ernst zu nehmenden Schläger an der Reihe, einer nach dem anderen, und schlugen Bälle über unsere gesamte Farm. Ich versuchte es mit Fastballs, Kurvenbällen, langsamen Bällen, was immer. Sie punkteten wie verrückt und hatten einen Mordsspaß dabei. Mir war elend zumute, weil sie mich die Rechnung bezahlen ließen, andererseits machte es Spaß, den Mexikanern zuzusehen, wenn sie vor Freude tanzten und jubelten und so richtig in Fahrt kamen.

Meine Mutter und Gran saßen unter einem Baum und verfolgten zusammen mit Mr und Mrs Spruill das Spektakel. Alle hatten sich eingefunden außer Pappy, der noch in der Stadt war.

Nach etwa zehn Runs unterbrach mein Vater das Spiel und kam zu mir. »Reicht's dir?«, fragte er.

Was für eine lächerliche Frage. »Ich denk schon«, sagte ich.

»Dann mach Pause«, sagte er.

»Ich kann werfen«, rief Hank von der ersten Base. Mein Vater zögerte einen Augenblick, dann warf er ihm den Ball zu. Ich wollte ins rechte Außenfeld zu Trot, wo nicht viel passierte, aber mein Trainer sagte: »Geh zur ersten Base.«

Aus Erfahrung wusste ich, dass Hank Spruill erstaunlich fix sein konnte. Die drei Siscos hatte er in Sekundenschnelle außer Gefecht gesetzt. Deswegen war es keine große Überraschung, dass er den Baseball warf, als würde er seit Jahren nichts anderes tun. Er wirkte zuversichtlich, als er sich aufwärmte und einen Ball von Rico fing. Er warf drei gute Fastballs an Luis vorbei, und das Massaker des ersten Innings war vorüber. Miguel erklärte meinem Vater, dass sie elf Punkte gemacht

hätten. Mir kam es vor wie fünfzig.

Cowboy kehrte zum Wurfmal zurück und setzte dort wieder an, wo er aufgehört hatte. Dale verfehlte den Ball dreimal und musste vom Feld, und mein Vater übernahm das Schlagen. Er rechnete mit einem Fastball, bekam einen und traf ihn hart, ein langer hoher Ball, der ins Aus flog und irgendwo im Baumwollfeld landete. Pablo ging ihn suchen, während wir mit meinem anderen Ball weiterspielten. Unter keinen Umständen hätten wir das Spiel unterbrochen, um auf ihn zu warten.

Der zweite Wurf war ein scharfer angeschnittener Ball, und mein Vater musste in die Knie gehen, um den Ball einschätzen zu können. »Das war ein Strike«, sagte er und schüttelte verwundert den Kopf. »Außerdem war es ein Wurf wie in der Profiliga«, sagte er laut genug, um gehört zu werden, ohne sich jedoch an irgendjemanden im Besonderen zu wenden.

Er schlug einen hohen Ball ins Mittelfeld, wo Miguel ihn mit beiden Händen fing, und das Team aus Arkansas machte wieder einmal keine Punkte. Tally schlenderte zum Schlagmal. Cowboy blickte nicht mehr so finster drein und trat ein paar Schritte vor. Er warf zweimal von unten und zielte auf den Schläger, sie traf schließlich und schlug einen langsamen Ball zur zweiten Base, wo zwei Mexikaner so lange darum kämpften, bis unser Läufer in Sicherheit war.

Ich schlug als Nächster. »Fass den Schläger kürzer«, sagte mein Vater, und das tat ich. Ich hätte alles getan. Cowboy warf einen noch langsameren Ball, ein träger hoher Wurf, den ich ins Mittelfeld schmettete. Die Mexikaner drehten durch. Alle jubelten. Mir war das Theater ein bisschen peinlich, aber es war besser, als nach drei Strikes vom Feld zu müssen. Der Druck wich von mir; meine Zukunft als Cardinal war gerettet. Trot schwang zwar den Schläger, schlug jedoch dreimal

mindestens einen halben Meter daneben. »Vier Strikes«, sagte Miguel, und die Regeln wurden erneut geändert. Wenn man im zweiten Inning mit elf Punkten führt, kann man es sich leisten, großzügig zu sein. Trot traf den Ball gerade noch, und er rollte zurück zu Cowboy, der ihn spaßeshalber zur dritten Base warf, in dem vergeblichen Versuch, Tally noch zu erwischen. Aber sie war schon in Sicherheit; die Bases waren besetzt. Die Mexikaner wollten uns Punkte zuschustern. Bö stand jetzt am Schlagmal, Cowboy stand weiterhin ein paar Schritte vor dem Wurfmal. Er warf einen leichten Ball von unten, und Bö schlug ihn vernichtend zum Shortstop, wo Pablo sich mit einem Satz in Sicherheit brachte. Tally machte einen Punkt, und ich lief zur dritten Base.

Hank nahm den Schläger und schwang ihn ein paarmal. Da alle Bases besetzt waren, dachte er nur an eins - an einen Grand Slam. Cowboy hatte andere Pläne. Er ging zurück zum Wurfmal und hörte auf zu lächeln. Hank lauerte am Schlagmal, startete den Werfer an, forderte ihn heraus, einen Ball zu werfen, den er treffen würde.

Das Geplapper verstummte; die Mexikaner schlichen auf Zehenspitzen näher, um dieses Zusammentreffen nicht zu versäumen. Der erste Wurf war ein mörderisch schneller Fastball, der einen Sekundenbruchteil, nachdem Cowboy ihn losgelassen hatte, über das Schlagmal flog. Hank holte nicht einmal aus; er hatte keine Gelegenheit dazu. Er trat einen Schritt zurück und schien damit einzugestehen, dass er geschlagen war. Ich sah zu meinem Vater, der den Kopf schüttelte. Wie hart konnte Cowboy werfen?

Dann warf er einen langsamen Kurvenball, der verführerisch wirkte, aber die Strike Zone verfehlte. Hank schlug zu, aber weit daneben. Dann kam ein schneller Kurvenball, der genau

auf seinen Kopf zielte, aber im letzten Moment über das Mal fiel. Hanks Gesicht war puterrot.

Dann ein weiterer Fastball, auf den Hank sich stürzte. Zwei Strikes, die Bases besetzt, zweimal die Strike Zone verfehlt.

Ohne ein Lächeln auch nur anzudeuten, beschloss Cowboy, ein bisschen zu spielen. Er warf einen langsamen Kurvenball, der sein Ziel verfehlt, danach einen harten, und Hank musste sich ducken. Dann einen weiteren leichten Ball, den er fast traf. Ich hatte den Eindruck, dass Cowboy einen Baseball um Hanks Kopf wickeln konnte, wenn er wollte. Die Verteidiger plauderten wieder, in voller Lautstärke.

Strike Nummer drei war ein mit den Fingerspitzen geworfener leichter Ball, der so langsam auf das Mal zusegelte, dass man ihn eigentlich hätte treffen müssen. Aber er eierte und tauchte ab. Hank holte weit aus, schlug einen halben Meter daneben und landete wieder im Dreck. Er schrie ein unanständiges Wort und schleuderte den Schläger zu meinem Vater.

»Hüte deine Zunge«, sagte mein Vater und hob den Schläger auf.

Hank brummte vor sich hin und klopfte den Staub von seiner Kleidung. Jetzt mussten die Mexikaner schlagen.

Miguel ging zum Schlagmal. Hanks erster Wurf zielte direkt auf seinen Kopf und traf ihn beinahe. Der Ball prallte vom Silo ab und blieb nahe der dritten Base liegen. Die Mexikaner waren verstummt. Der zweite Wurf war noch härter und steuerte ebenfalls direkt auf Miguel zu. Wieder warf er sich zu Boden, und seine Mannschaftskameraden begannen zu murren.

»Hör auf mit diesem Unsinn!«, rief mein Vater von der Shortstop-Position. »Wirf einfach nur Strikes.«

Hank bedachte ihn mit seinem gewohnt höhnischen Grinsen.

Er warf den Ball über das Schlagmal, und Miguel schlug ihn ins rechte Außenfeld, wo Trot mit dem Rücken zum Schlagmal dastand und zu den fernen Bäumen starrte, die den St. Francis River säumten. Tally rannte dem Ball nach und blieb am Rand des Baumwollfelds stehen. Gemäß unseren Platzregeln hatte damit der Schlagmann die dritte Base erreicht.

Der nächste Wurf war der letzte des Spiels. Cowboy war Schlagmann. Hank sammelte alle ihm zur Verfügung stehenden Kräfte und schleuderte einen Fastball direkt auf Cowboy. Der duckte sich, wich jedoch nicht schnell genug aus und der Ball traf ihn in die Rippen mit dem grässlichen Geräusch einer auf dem Steinboden auftreffenden Melone. Cowboy schrie sofort laut auf, aber ebenso rasch warf er mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, meinen Schläger wie ein Tomahawk. Er traf nicht, was er hätte treffen sollen - Hanks Kopf. Stattdessen landete er vor seinen Füßen und schlug gegen seine Schienbeine. Hank brüllte einen obszönen Fluch und rannte augenblicklich los wie ein gereizter Stier.

Auch andere rannten los. Mein Vater von der Shortstop-Position. Mr Spruill neben dem Silo. Ein paar Mexikaner. Ich rührte mich nicht von der Stelle. Ich hielt die Stellung an der ersten Base, zu entsetzt, um auch nur einen Schritt zu tun. Alle anderen schienen zu schreien und zum Schlagmal zu laufen. Cowboy wich nicht einen Schritt zurück. Einen Augenblick lang stand er vollkommen still da, seine braune Haut feucht, seine langen Arme angespannt und kampfbereit, seine Zähne entblößt. Als der Stier nur noch ein paar Meter von ihm entfernt war, kramten Cowboys Hände rasch in den Hosentaschen - und ein Messer erschien. Er machte eine ruckartige Handbewegung, und eine sehr lange Klinge sprang heraus - glänzender, schimmernder Stahl, zweifellos äußerst

scharf. Als sie aufsprang, machte sie ein schnappendes Geräusch, ein lautes Klicken, das ich noch Jahre danach im Ohr haben sollte.

Er hielt das Messer hoch, damit alle es sehen konnten, und Hank blieb stolpernd stehen.

»Wirf es weg!«, schrie er ihn aus anderthalb Meter Entfernung an.

Mit der linken Hand machte Cowboy eine kleine provozierende Bewegung, als ob er sagen wollte: Na los, komm schon und hol es dir.

Das Messer schockierte alle, und ein paar Augenblicke herrschte Schweigen. Niemand rührte sich. Nur schweres Atmen war zu hören. Hank starrte die Klinge an, die immer länger zu werden schien. Niemand zweifelte daran, dass Cowboy das Messer schon früher benutzt hatte, damit umgehen konnte und Hank damit köpfen würde, sollte er sich ihm noch einen Schritt nähern.

Dann trat mein Vater, der den Baseballschläger in der Hand hatte, zwischen die beiden, und Miguel stellte sich neben Cowboy.

»Wirf es weg«, sagte Hank noch einmal. »Kämpfe wie ein Mann.«

»Halt den Mund!«, sagte mein Vater und drohte beiden mit dem Schläger. »Hier wird nicht gekämpft.«

Mr Spruill fasste Hank am Arm und sagte: »Gehen wir, Hank.« Mein Vater sah zu Miguel und sagte: »Bring ihn zurück zur Scheune.«

Langsam scharten sich die anderen Mexikaner um Cowboy und drängten ihn fort. Schließlich drehte er sich um und entfernte sich, das Klappmesser noch immer gut sichtbar. Hank rührte sich natürlich keinen Zentimeter von der Stelle. Er stand

da und sah den Mexikanern nach, als fiele der Sieg auf diese Weise ihm zu.

»Den werde ich umbringen«, sagte er.

»Du hast genug umgebracht«, sagte mein Vater. »Geh jetzt. Und halte dich von der Scheune fern.«

»Gehen wir«, sagte Mr Spruill wieder, und die anderen - Trot, Tally, Bö und Dale - setzten sich Richtung Hof in Bewegung. Als die Mexikaner nicht mehr zu sehen waren, stampfte Hank davon. »Ich werde ihn umbringen«, murmelte er, gerade noch laut genug, dass mein Vater es hörte. Ich sammelte die Bälle, die Handschuhe und den Schläger ein und lief hinter meinen Eltern und Gran her.

Später am Nachmittag fand Tally mich im Hof hinter dem Haus. Es war das erste Mal, dass ich sie auf der Farm herumlaufen sah, obgleich die Spruills im Lauf der Zeit mehr Interesse daran zeigten, die Gegend zu erkunden.

Tally war barfuß und trug jetzt dasselbe enge Kleid, das sie auch an dem Tag getragen hatte, als sie angekommen war. Sie hatte eine kleine Tasche dabei.

»Tust du mir einen Gefallen, Luke?«, fragte sie auf ganz und gar bezaubernde Art. Meine Backen wurden rot. Ich hatte keine Ahnung, um was für einen Gefallen es sich handeln sollte, aber ich war ohne Zweifel zu allem bereit.

»Was?«, fragte ich und versuchte, schwierig zu erscheinen.

»Deine Großmutter hat meiner Mom erzählt, dass in der Nähe ein Bach ist, in dem man baden kann. Weißt du, wo?«

»Ja. Siler's Creek. Ungefähr eine halbe Meile in der Richtung«, sagte ich und deutete nach Norden.

»Gibt es dort Schlangen?«

Ich lachte, als ob sich niemand wegen Schlangen Sorgen machen müsste. »Vielleicht ein paar kleine Wasserschlangen. Keine Mokassinschlangen.«

»Und das Wasser ist sauber, nicht schlammig?«

»Sollte sauber sein. Hat seit Sonntag nicht mehr geregnet.«

Sie schaute sich um und vergewisserte sich, dass uns niemand belauschte, dann sagte sie: »Kommst du mit?«

Mein Herz setzte aus, und mein Mund war plötzlich trocken.

»Warum?«, brachte ich heraus.

Sie grinste und verdrehte die Augen.

»Ich weiß nicht«, gurrte sie. »Du kannst aufpassen, dass mich niemand sieht.«

Sie hätte sagen können: »Weil ich nicht weiß, wo der Bach ist« oder: »Um mich vor den Schlangen zu beschützen.« Oder irgendetwas anderes, was nichts damit zu tun hatte, dass ihr jemand beim Baden zusah.

Aber das sagte sie nicht.

»Hast du Angst?«, fragte ich.

»Ein bisschen vielleicht.«

Wir gingen den Feldweg entlang, bis das Haus und die Scheune außer Sichtweite waren, dann schlugen wir den schmalen Pfad ein, den wir benutzten, wenn wir im Frühjahr säten. Kaum waren wir allein, begann sie zu reden. Ich hatte keine Ahnung, was ich sagen sollte, und war erleichtert, dass sie die Sache in die Hand nahm.

»Das wegen Hank tut mir wirklich Leid«, sagte sie. »Immer sorgt er für Ärger.«

»Hast du die Schlägerei gesehen?«, fragte ich sie.

»Welche?«

»Die in der Stadt.«

»Nein. War's schlimm?«

»Ja, ziemlich schlimm. Er hat sie übel verprügelt. Und auch noch lange, nachdem der Kampf vorbei war.«

Sie blieb stehen, dann blieb auch ich stehen. Sie kam nahe zu mir, beide atmeten wir schwer. »Sag mir die Wahrheit, Luke.

Hat er das Holz als Erster aufgehoben?«

Ich sah in ihre wunderschönen braunen Augen und hätte beinahe »Ja« gesagt. Aber blitzartig ging mir etwas durch den Kopf. Ich dachte, es wäre besser, auf Nummer Sicher zu gehen. Schließlich war er ihr Bruder, und sie könnte ihm während eines Streits alles erzählen. Blut ist dicker als Wasser, sagte Ricky immer. Ich wollte mir Hank nicht zum Feind machen.

»Es ging alles so schnell«, sagte ich und setzte mich wieder in Bewegung. Sie holte mich sofort ein und schwieg ein paar Minuten lang.

»Meinst du, dass sie ihn verhaften werden?«, fragte sie.

»Weiß ich nicht.«

»Was glaubt dein Großvater?«

»Keinen verdammten Schimmer.« Ich dachte, ich könnte sie beeindrucken, wenn ich einen von Rickys Kraftausdrücken benutzte.

»Luke, das sagt man nicht«, meinte sie, ziemlich unbeeindruckt.

»'Tschuldigung.« Wir gingen weiter. »Hat er schon mal jemand umgebracht?«, fragte ich.

»Nicht, dass ich wüsste«, sagte sie.

»Einmal war er im Norden«, fuhr sie fort, als wir uns dem Bach näherten. »Dort gab es auch Ärger. Aber wir wissen nicht, was passiert ist.«

Ich war sicher, dass es Ärger gab, wohin immer Hank ging-

Der Siler's Creek befand sich an der nördlichen Grenze unserer Farm, wo er sich in den St. Francis schlängelte. Den Zusammenfluss konnte man von der Brücke aus fast sehen. Zu beiden Seiten war er von dicken Bäumen gesäumt, sodass es im Sommer kühl genug war, um zu schwimmen und zu baden. Er trocknete jedoch schnell aus und führte häufig nur wenig Wasser.

Ich ging mit ihr zum Ufer hinunter an einen kiesigen Platz, wo das Wasser am tiefsten war. »Das ist die beste Stelle«, sagte ich. »Wie tief ist es?«, fragte sie und sah sich um.

Das Wasser war klar. »So tief«, sagte ich und berührte mich unterhalb des Kinns.

»Und es ist niemand hier, oder?« Sie schien ein bisschen nervös.

»Nein. Alle sind auf der Farm.«

»Du gehst ein Stück zurück und passt für mich auf, okay?«

»Okay«, sagte ich, ohne mich zu rühren.

»Na los, Luke«, sagte sie und stellte ihre Tasche ab.

»Okay«, sagte ich noch einmal und marschierte los.

»Und, Luke, du schaust auch nicht, okay?«

Ich kam mir vor, als hätte sie mich ertappt. Ich winkte ab, als hätte ich im Traum nicht daran gedacht. »Natürlich nicht«, sagte ich. Ich kroch das Ufer hinauf und fand einen Ulmenast in ungefähr einem Meter Höhe, Von dort konnte ich fast das Dach unserer Scheune sehen.

»Luke!«, rief sie.

»Ja!«

»Alles in Ordnung?«

»Ja!«

Ich hörte Wasser plätschern, blickte jedoch weiterhin Richtung Süden. Nach ungefähr einer Minute drehte ich mich langsam

um und schaute zum Bach. Ich sah sie nicht und war nahezu erleichtert. Die kiesige Stelle befand sich hinter einer kleinen Biegung, und die Bäume und Äste waren dick.

Eine weitere Minute verstrich, und ich begann mich nutzlos zu fühlen. Niemand wusste, dass wir hier waren, deswegen würde sich auch niemand anschleichen. Wie oft hätte ich die Gelegenheit, ein hübsches Mädchen beim Baden zu beobachten? Ich erinnerte mich an kein ausdrückliches Verbot aus der Kirche oder aus der Heiligen Schrift, aber ich wusste, dass ich etwas Unrechtes tat. Aber vielleicht war es keine schreckliche Sünde.

Weil Übermut mit im Spiel war, dachte ich an Ricky. Was würde er in einer Situation wie dieser tun?

Ich kletterte von der Ulme und schlich durch das Unkraut und das Gebüsch, bis ich genau oberhalb des Kiesplatzes war, und dann kroch ich weiter.

Ihr Kleid und ihre Unterwäsche hingen über einem Ast. Tally war tief im Wasser, ihr Kopf mit Schaum bedeckt, weil sie sich das Haar wusch. Ich schwitzte und hielt den Atem an. Ich lag auf dem Bauch im Gras und spähte zwischen zwei Ästen hindurch. Sie konnte mich nicht sehen. Die Bäume bewegten sich mehr als ich.

Sie summte vor sich hin, ein hübsches Mädchen, das in einem Bach badete und sich am kühlen Wasser freute. Sie wirkte nicht ängstlich; sie vertraute mir.

Sie tauchte den Kopf unter Wasser, wusch das Shampoo aus, das die leichte Strömung fortschwemmte. Dann richtete sie sich auf und griff nach der Seife. Sie wandte mir den Rücken zu, und ich sah ihren Po, alles. Sie war nackt, genau wie ich während meines wöchentlichen Bads, und damit hatte ich auch

gerechnet. Aber jetzt, da es bestätigt war, durchlief ein Schauer meinen Körper. Instinktiv hob ich den Kopf, vermutlich um besser zu sehen, und als ich wieder bei Sinnen war, zog ich ihn wieder ein.

Wenn sie mich erwischte, würde sie es ihrem Vater erzählen, der es meinem Vater erzählen würde, der mich verprügeln würde, dass ich nicht mehr gehen könnte. Meine Mutter würde mich eine Woche lang schelten. Gran wäre so gekränkt, dass sie nicht mehr mit mir sprechen würde. Pappy würde mir eine Strafpredigt halten, aber nur den anderen zuliebe. Ich wäre ruiniert.

Sie stand bis zur Taille im Wasser und wusch sich Arme und Brüste, die ich von der Seite sah. Nie zuvor hatte ich die Brüste einer Frau gesehen, und ich bezweifelte, dass ein anderer siebenjähriger Junge im Craighead County je weibliche Brüste zu Gesicht bekommen hatte. Vielleicht hatte ein Kind einmal seine Mutter gesehen, aber ganz sicher hatte kein Junge meines Alters jemals diesen Anblick vor Augen gehabt.

Aus irgendeinem Grund dachte ich wieder an Ricky, und aus dem Nirgendwo tauchte ein boshafter Einfall auf. Da ich die meisten ihrer Geschlechtsmerkmale bereits gesehen hatte, wollte ich jetzt alles sehen. Wenn ich, so laut ich konnte, »Schlange!« rief, würde sie entsetzt aufschreien, Seife, Waschlappen, ihre Nacktheit und alles vergessen und ans Ufer stolpern. Sie würde nach ihren Kleidern greifen, aber für einen glorreichen Augenblick würde ich sie von Kopf bis Fuß nackt sehen.

Ich schluckte und versuchte mich zu räuspern, aber mein Mund war entsetzlich trocken. Mein Herz klopfte, ich zögerte und lernte eine wertvolle Lektion, was Geduld anbelangte. Um ihre Beine zu waschen, ging Tally näher zum Ufer. Sie

tauchte aus dem Bach auf, bis nur noch ihre Füße mit Wasser bedeckt waren. Mit Seife und Waschlappen in der Hand beugte sie sich langsam vor, streckte sich und seifte Beine, Hinterbacken und Bauch ein. Mein Herz trommelte gegen den Erdboden.

Sie wusch sich ab, indem sie sich mit Wasser bespritzte. Und als sie damit fertig war und noch immer knöcheltief im Wasser stand, wunderbar nackt, drehte sie sich um und starrte genau zu der Stelle, an der ich mich versteckte.

Ich zog den Kopf ein und duckte mich noch tiefer ins Gebüsch. Ich rechnete damit, dass sie etwas rufen würde, aber sie tat es nicht. Meine Sünde war unverzeihlich, daran zweifelte ich jetzt nicht mehr.

Ich kroch langsam und lautlos zentimeterweise zurück bis fast zum nächsten Baumwollfeld. Dann schlich ich schnellstmöglich an den Bäumen entlang und nahm erneut meine Position neben dem Pfad ein, als wäre nichts geschehen. Ich versuchte, gelangweilt dreinzublicken, als ich sie kommen hörte.

Ihr Haar war nass; sie trug ein anderes Kleid. »Danke, Luke«, sagte sie.

»Ach, gern geschehen«, sagte ich.

»Ich fühl mich jetzt viel besser.«

Ich auch, dachte ich.

Wir kehrten gemächlich zum Haus zurück. Zuerst sprachen wir nicht, aber auf halbem Weg fragte sie: »Du hast mir zugesehen, stimmt's, Luke?« Ihre Stimme klang fröhlich und spielerisch, und ich wollte nicht lügen.

»Ja«, sagte ich.

»Ist schon in Ordnung. Ich bin nicht böse.«

»Nein?«

»Nein. Wahrscheinlich ist es nur natürlich, dass Jungs Mädchen anschauen wollen.«

Es erschien mir nur allzu natürlich. Mir fiel nichts ein, was ich hätte sagen können.

Sie fuhr fort: »Wenn du das nächste Mal mit mir zum Fluss gehst und aufpasst, dass niemand kommt, kannst du es wieder tun.«

»Was kann ich wieder tun?«

»Mir zusehen.«

»Okay«, sagte ich etwas zu rasch.

»Aber du darfst es niemandem erzählen.«

»Werd ich nicht.«

* * *

Abends stocherte ich in meinem Essen herum und versuchte mich zu verhalten, als wäre nichts geschehen. Aber ich hatte noch immer Schmetterlinge im Bauch und Schwierigkeiten, etwas zu essen. Ich sah Tally so deutlich vor mir, als befänden wir uns noch am Bach.

Ich hatte etwas Schreckliches getan. Und konnte es nicht erwarten, es wieder zu tun.

»Woran denkst du, Luke?«, fragte Gran.

»Nichts Besonderes«, sagte ich, aber ich war zurück in der Wirklichkeit.

»Komm schon«, sagte Pappy. »Etwas beschäftigt dich.«

Da fiel mir etwas ein. »Das Klappmesser«, sagte ich.

Alle vier Erwachsenen schüttelten missbilligend den Kopf.

»Denk an was Schönes«, sagte Gran.

Keine Sorge, dachte ich. Keine Sorge.

Auch diesen Sonntag beherrschte der Tod unseren Gottesdienst. Mrs Letha Haley Dockery war eine große laute Frau, deren Mann sie vor vielen Jahren verlassen hatte und nach Kalifornien geflohen war. Wie zu erwarten, waren ein paar Gerüchte in Umlauf hinsichtlich dessen, was er tat, sobald er dort eingetroffen war, und das beliebteste, das ich mehrmals hörte, lautete, dass er sich mit einer jüngeren Frau einer anderen Rasse eingelassen hatte - möglicherweise einer Chinesin, aber das konnte wie so viele Gerüchte in Black Oak nie bestätigt werden. Wer von uns war schon in Kalifornien gewesen?

Mrs Dockery hatte zwei Söhne großgezogen, von denen sich keiner irgendwie auszeichnete, die jedoch immerhin über so viel gesunden Menschenverstand verfügten, um die Baumwollfelder zu verlassen. Einer lebte in Memphis; der andere im Westen, wo immer das genau war.

Andere Verwandte von ihr lebten im Nordosten von Arkansas, insbesondere eine entfernte Cousine in Paragould, zwanzig Meilen weit weg. Eine sehr entfernte Cousine laut Pappy, der Mrs Dockery nicht ausstehen konnte. Diese Cousine in Paragould hatte einen Sohn, der ebenfalls in Korea kämpfte. Wenn in unserer Kirche für Ricky gebetet wurde, was leider immer der Fall war, zögerte Mrs Dockery keinen Augenblick und erinnerte die Gemeinde, dass auch eins ihrer Familienmitglieder in den Krieg gezogen war. Sie passte Gran ab und unterhielt sich mit ihr flüsternd und mit ernster Miene, wie belastend es wäre, auf Neuigkeiten von der Front zu warten. Pappy sprach mit niemandem über den Krieg und hatte Mrs Dockery bei einem früheren Versuch, ihm ihr Mitgefühl auszudrücken, barsch zurückgewiesen. Als Familie versuchten wir einfach zu

ignorieren, was in Korea geschah, zumindest in der Öffentlichkeit.

Monate zuvor hatte jemand Mrs Dockery, als sie wieder einmal um Anteilnahme bat, gefragt, ob sie ein Foto von ihrem Neffen habe. In der Kirche hatten wir so oft für ihn gebetet, dass die Leute wissen wollten, wie er aussah. Es war ihr überaus peinlich, als sie keins vorweisen konnte.

Als er nach Korea aufbrach, hieß er Jimmy Nance und war der Sohn ihrer vierten Cousine - einer »sehr nahen Cousine«. Im Lauf des Krieges wurde er zu Timmy Nance und wandelte sich von einem Neffen zu einem Cousin zweiten oder dritten Grades. Wir brachten es nicht auf die Reihe. Und obwohl sie den Namen Timmy vorzog, schlich sich bisweilen Jimmy ins Gespräch.

Wie immer er tatsächlich hieß, er war gefallen. Wir erfuhren es, noch bevor wir an diesem Sonntag aus dem Pick-up steigen konnten.

Sie war im Gemeindesaal, umgeben von Frauen aus ihrer Sonntagsschulklasse, die alle heulten und jammerten. Ich sah aus der Ferne zu, wie sich Gran und meine Mutter einreiheten, um sie zu trösten, und mir tat Mrs Dockery aufrichtig Leid.

Wie nah oder entfernt die Verwandtschaft auch sein mochte, die Frau litt große Seelenqualen.

Flüsternd wurden Einzelheiten genannt: Er war im Jeep seines Kommandanten auf eine Landmine gefahren. Die Leiche würde erst in zwei Monaten überführt, vielleicht auch nie. Er war zwanzig Jahre alt und hatte zu Hause in Kennett, Missouri, eine junge Frau.

Während dieser Gespräche betrat Reverend Akers den Raum und setzte sich neben Mrs Dockery. Er nahm ihre Hand, und sie beteten lange, ergriffen und lautlos. Die gesamte Gemeinde

hatte sich versammelt, betrachtete sie und wartete darauf, ihr zu kondolieren.

Pappy verließ nach ein paar Minuten den Raum.

So sieht es also aus, dachte ich, wenn unsere schlimmsten Befürchtungen eintreffen: Von der anderen Seite der Welt wird uns die Nachricht geschickt, dass er tot ist. Dann scharen sich Freunde um uns, und alle weinen.

Ich hatte plötzlich einen Kloß im Hals, und meine Augen wurden feucht. Ich sagte mir: Das kann uns nicht passieren. Ricky fährt dort drüben keinen Jeep, und er wäre nicht so dumm und würde auf eine Mine fahren. Er wird bestimmt nach Hause kommen.

Ich wollte mich nicht dabei ertappen lassen, dass ich weinte, deswegen schlich ich mich aus dem Gebäude und sah gerade noch, wie Pappy in den Pick-up stieg. Ich setzte mich zu ihm, und wir starren lange Zeit durch die Windschutzscheibe; dann ließ er wortlos den Motor an und fuhr los.

Wir fuhren an der Entkörnungsanlage vorbei. Obwohl sie sonntags still dastand, wünschte sich jeder Farmer insgeheim, dass sie mit voller Lautstärke arbeiten würde. Sie war nur drei Monate im Jahr in Betrieb.

Wir verließen ohne bestimmtes Ziel die Stadt, zumindest konnte ich nicht feststellen, dass wir eines ansteuerten. Wir blieben auf den Nebenstraßen, die unbefestigt und staubig waren, die Baumwollreihen reichten bis an den Straßenrand.

Seine ersten Worte waren: »Dort wohnen die Siscos.« Er machte eine Kopfbewegung nach links, nicht willens, eine Hand vom Steuerrad zu nehmen. In der Ferne, kaum sichtbar oberhalb der Baumwollsträucher, stand das typische Haus armer Farmpächter. Das verrostete Blechdach hing durch, die

Veranda war halb eingestürzt, um das Haus war nur Erde, und die Baumwolle wuchs fast bis zur Wäscheleine. Ich sah niemanden und war erleichtert. So wie ich Pappy kannte, hielt ich es durchaus für möglich, dass er plötzlich das Bedürfnis verspürte, auf ihren Hof zu fahren und einen Streit vom Zaun zu brechen.

Wir fuhren langsam weiter durch die endlosen flachen Baumwollfelder. Ich schwänzte die Sonntagschule, ein nahezu unglaubliches Extravergnügen. Meiner Mutter würde es nicht gefallen, aber sie würde sich nicht mit Pappy anlegen. Sie hatte mir erzählt, dass er und Gran meine Nähe suchten, wenn sie sich die größten Sorgen um Ricky machten.

Er entdeckte etwas und bremste ab. »Das ist die Farm der Embrys«, sagte er und nickte. »Siehst du die Mexikaner?« Ich streckte mich und reckte den Hals und sah sie schließlich, vier oder fünf Strohhüte mitten in dem weißen Ozean, die sich duckten, als hätten sie uns gehört.

»Sie pflücken am Sonntag?«, sagte ich.

»Ja.«

Wir wurden wieder schneller und waren bald außer Sichtweite. »Was wirst du tun?«, fragte ich, als handelte es sich um ein Verbrechen.

»Nichts. Das ist Sache der Embrys.«

Mr Embry war Mitglied unserer Kirchengemeinde. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass am Tag des Herrn mit seiner Erlaubnis gearbeitet wurde. »Weiß er davon?«, fragte ich.

»Vielleicht nicht. Wird nicht schwierig sein für die Mexikaner, sich rauszuschleichen, nachdem er zur Kirche gefahren ist«, sagte Pappy nicht gerade überzeugt.

»Aber sie können die Baumwolle nicht selbst wiegen«, sagte ich, und Pappy lächelte.

»Nein, vermutlich nicht«, sagte er. Und so entschieden wir, dass Mr Embry seinen Mexikanern gestattete, am Sonntag zu pflücken. Jeden Herbst gab es Gerüchte, dass so etwas vorkam, aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein so vorbildlicher Mann wie Mr Embry sich so versündigte. Ich war entsetzt; Pappy nicht.

Die armen Mexikaner. Sie wurden hergekarrt wie Vieh, arbeiteten wie die Hunde und wurden um ihren einzigen Ruhetag gebracht, während sich ihr Besitzer in der Kirche versteckte.

»Das behalten wir für uns«, sagte Pappy erfreut, dass er ein Gerücht bestätigt hatte. Mehr Geheimnisse.

* * *

Wir hörten die Gemeinde singen, als wir uns der Kirche näherten. Ich war noch nie davor gewesen, wenn ich eigentlich in der Kirche hätte sollen. »Zehn Minuten zu spät«, murmelte Pappy vor sich hin, als er die Tür öffnete. Die Leute standen und sangen, und wir konnten, ohne groß zu stören, unsere Plätze einnehmen. Ich blickte zu meinen Eltern, aber sie ignorierten mich. Als das Lied zu Ende war, setzten wir uns, und ich saß sicher zwischen meinen Großeltern. Ricky mochte in Gefahr sein, aber mir würde gewiss nichts Schlimmes geschehen.

Reverend Akers war klug genug und sprach nicht lange über Krieg und Tod. Als Erstes verkündete er uns feierlich, dass Ich Timmy Nance umgekommen war, was natürlich alle schon wussten. Mrs Dockery war nach Hause gebracht worden, damit sie sich erholen konnte. Ihre Sonntagsschulklasse plante ein Mittagessen. Es sei an der Zeit, sagte er, dass die Kirchengemeinde die Reihen schließe und einem ihrer

Mitglieder Trost spende.

Es war Mrs Dockerys große Stunde, und wir alle wussten es. Wenn er sich über den Krieg verbreitete, müsste er sich nach dem Gottesdienst Pappys Vorhaltungen anhören, darum hielt er sich lieber an seine vorbereitete Predigt. Wir Baptisten waren überaus stolz darauf, dass wir Missionare in die ganze Welt schickten, und die gesamte Glaubensgemeinschaft führte gerade eine große Kampagne durch, um Geld für sie zu sammeln. Darüber sprach Bruder Akers - wir sollten mehr Geld spenden, damit wir mehr Leute nach Indien, Korea, Afrika und China schicken könnten. Jesus lehrte uns, alle Menschen zu lieben, ungeachtet aller Unterschiede. Und an uns Baptisten war es, den Rest der Welt zu bekehren.

Ich beschloss, keinen Pfennig mehr zu spenden.

Mir war auferlegt worden, ein Zehntel meiner Einkünfte abzugeben, und ich tat es zähneknirschend. Es stand in der Heiligen Schrift, und dagegen kam ich nicht an. Bruder Akers jedoch verlangte mehr, ein zusätzliches Opfer, und was mich betraf, hätte er kein Glück. Mein Geld würde nicht nach Korea fließen. Der Rest der Chandlers dachte bestimmt genauso.

Wahrscheinlich alle Anwesenden.

An diesem Morgen wirkte er niedergeschlagen. Er predigte über Liebe und Mildtätigkeit, nicht über Sünde und Tod, und er schien nicht mit dem Herzen bei der Sache zu sein. Da es ruhiger als üblich war, nickte ich ein.

Nach dem Gottesdienst waren wir nicht in der Stimmung zum Plaudern. Die Erwachsenen gingen geradewegs zum Pick-up, und wir brachen eilig auf. Als wir aus der Stadt fuhren, fragte mein Vater: »Wo seid ihr gewesen, du und Pappy?«

»Wir sind rumgefahren«, sagte ich.

»Wohin?«

Ich deutete nach Osten und sagte: »Dorthin. Einfach so. Ich glaube, er wollte weg von der Kirche.«

Er nickte, als wünschte er, mit uns gekommen zu sein.

Gerade als wir mit dem Mittagessen fertig waren, klopfte es leise an die Hintertür. Mein Vater saß der Tür am nächsten und ging hinaus auf die Veranda, wo er Miguel und Cowboy vorfand.

»Mutter, du wirst gebraucht«, sagte er, und Gran eilte aus der Küche. Wir folgten.

Cowboy hatte das Hemd ausgezogen; die linke Seite seines Brustkastens war geschwollen und sah schrecklich aus. Er konnte kaum den linken Arm heben, und als Gran ihn dazu aufforderte, verzog er das Gesicht. Er tat mir Leid. Wo der Baseball ihn getroffen hatte, hatte er eine kleine Fleischwunde.

»Ich kann die Nahtstiche zählen«, sagte Gran. Meine Mutter holte eine Schüssel mit Wasser und ein Tuch. Nach ein paar Minuten begannen sich Pappy und mein Vater zu langweilen und gingen. Bestimmt grübelten sie darüber nach, wie ein verletzter Mexikaner den Ernteertrag beeinträchtigen könnte.

Gran war am glücklichsten, wenn sie Doktor spielen konnte, und Cowboy kam in den Genuss der vollen Behandlung. Nachdem sie die Wunde versorgt hatte, musste er sich auf die Veranda legen, sein Kopf wurde auf ein Kissen von unserem Sofa gebettet.

»Er muss still liegen«, sagte sie zu Miguel.

»Große Schmerzen?«, fragte sie.

»Nein, keine großen Schmerzen«, sagte Cowboy und schüttelte den Kopf. Sein Englisch überraschte uns.

»Ob ich ihm wohl ein Schmerzmittel geben sollte?«, fragte sie und sah dabei meine Mutter an.

Grans Schmerzmittel waren schlimmer als ein Knochenbruch, und ich warf Cowboy einen entsetzten Blick zu. Er verstand und sagte: »Nein, kein Schmerzmittel.« Sie holte Eis aus der Küche und tat es in ein kleines leinenes Säckchen, das sie vorsichtig auf seine geschwollenen Rippen legte. »Halt es dort fest«, sagte sie und legte seinen linken Arm über das Säckchen. Als das Eis seine Haut berührte, erstarrte sein gesamter Körper, aber er entspannte sich, als das Gefühl der Taubheit einsetzte. Er schloss die Augen und atmete tief.

»Danke«, sagte Miguel.

»Gracias«, sagte ich, und Miguel lächelte mir zu.

Wir ließen Cowboy liegen und versammelten uns auf der vorderen Veranda, um Tee mit Eis zu trinken.

»Seine Rippen sind gebrochen«, sagte Gran zu Pappy, der auf der Schaukel saß und sein Abendessen verdaute. Eigentlich wollte er nichts antworten, aber nach einem Augenblick des Schweigens sagte er murrend: »Jammerschade.«

»Ein Arzt sollte ihn untersuchen.« »Was soll ein Arzt schon tun?«

»Vielleicht hat er innere Blutungen.«

»Vielleicht auch nicht.«

»Es könnte gefährlich sein.«

»Wenn er innere Blutungen hätte, wäre er doch schon tot, oder?«

»Klar wäre er schon tot«, sagte mein Vater.

Es ging um zwei Dinge. Erstens und am wichtigsten, die Männer befürchteten, einen Arzt bezahlen zu müssen.

Zweitens und fast genauso wichtig, beide hatten in den Schützengräben gekämpft. Sie hatten verlorene Körperteile gesehen, zerfetzte Leichen, Männer, denen Gliedmaßen

fehlten, und sie hatten keine Geduld mit Kinkerlitzchen. Verletzungen und Brüche gehörten zum Risiko des Lebens. Da musste man durch.

Gran wusste, dass sie sich nicht durchsetzen würde. »Wenn er stirbt, sind wir schuld.«

»Er wird nicht sterben, Ruth«, sagte Pappy. »Und selbst wenn er stirbt, sind nicht wir schuld. Hank hat ihm die Rippen gebrochen.«

Meine Mutter stand auf und ging ins Haus. Sie fühlte sich wieder nicht wohl, und ich begann mir Sorgen um sie zu machen. Das Gespräch drehte sich jetzt um die Baumwolle, und auch ich verließ die Veranda.

Ich schlenderte ums Haus und sah Miguel nicht weit entfernt von Cowboy sitzen. Beide schienen zu schlafen. Ich schlich ins Haus, um nach meiner Mutter zu sehen. Sie lag auf ihrem Bett, die Augen geöffnet. »Geht's dir nicht gut, Mom?«, fragte ich sie. »Doch, natürlich, Luke. Mach dir keine Sorgen.«

Das hätte sie gesagt, gleichgültig wie schlecht sie sich fühlte. Ich lehnte eine Weile an ihrem Bett, und als ich wieder gehen wollte, sagte ich: »Ist wirklich alles in Ordnung?«

Sie tätschelte meinen Arm und sagte: »Mir geht's gut, Luke.«

Ich holte meinen Handschuh und meinen Baseball aus Rickys Zimmer. Miguel war nicht mehr da, als ich leise aus der Küche trat. Cowboy saß am Rand der Veranda, seine Beine baumelten herunter, sein linker Arm presste das Eis gegen die Wunde. Ich hatte noch immer Angst vor ihm, aber ich bezweifelte, dass er in seinem gegenwärtigen Zustand gefährlich werden konnte. Ich schluckte und hielt ihm meinen Baseball hin, denselben, der ihm die Rippen gebrochen hatte. »Wie wirfst du den Kurvenball?«, fragte ich ihn. Seine unfreundliche Miene

entspannte sich, und er lächelte nahezu. »Hier«, sagte er und deutete auf den Rasen neben der Veranda. Ich hüpfte hinunter und stellte mich neben seine Knie.

Cowboy fasste den Ball mit Mittel- und Zeigefinger direkt auf den Nähten. »So«, sagte er. Genau so hatte es mir auch Pappy beigebracht.

»Und dann lässt man die Finger zusammenschnappen«, sagte er und drehte die Hand so, dass die Finger unter dem Ball waren, als er ihn losließ. Das war nichts Neues. Ich nahm den Ball und machte es genau so, wie er es mir erklärt hatte.

Er sah mir schweigend zu. Die Andeutung des Lächelns war verschwunden, und ich hatte den Eindruck, dass er große Schmerzen litt.

»Danke«, sagte ich. Er nickte kaum merklich.

Dann fiel mein Blick auf das Ende des Klappmessers, das aus einem Loch in der rechten Tasche seiner Arbeitshose herausragte. Ich starrte es an. Dann sah ich ihn an, und wir blickten beide zu der Waffe. Langsam zog er es heraus. Der Griff war dunkelgrün mit Schnitzereien darauf. Er hielt es hoch, damit ich es ansehen konnte, dann drückte er zu, und die Klinge sprang mit einem schnappenden Laut heraus. Ich zuckte zurück.

»Woher hast du das?«, fragte ich. Eine dumme Frage, auf die er nicht antwortete.

»Mach's noch mal«, sagte ich.

Schnell drückte er die Klinge gegen sein Bein und zurück in den Griff, dann wedelte er mit dem Messer vor meinem Gesicht herum und ließ sie wieder herausspringen.

»Kann ich mal?«, fragte ich.

Nein, er schüttelte bestimmt den Kopf.

»Hast du schon jemand damit erstochen?«

Er zog den Arm ein und warf mir einen bösen Blick zu. »Viele Männer«, sagte er.

Ich hatte genug. Ich wich zurück und trottete hinter den Silo, wo ich allein war. Ich warf und fing eine Stunde lang Bälle und hoffte verzweifelt, dass Tally auf dem Weg zum Bach vorbeikäme.

Am frühen Montagmorgen versammelten wir uns schweigend um den Traktor. Alles, was ich wollte, war ins Haus zurückzuschleichen, mich in Rickys Bett zu legen und tagelang zu schlafen. Keine Baumwolle, kein Hank Spruill, nichts, was das Leben unangenehm machte. »Im Winter können wir uns ausruhen«, war Grans Lieblingspruch, und es stimmte. Sobald die Baumwolle gepflückt und die Felder geackert waren, versank unsere kleine Farm für Monate im Winterschlaf. Aber Mitte September war das kalte Wetter ein ferner Traum. Pappy, Mr Spruill und Miguel standen neben dem Traktor und sprachen in ernstem Ton miteinander, während wir anderen zuzuhören versuchten. Die Mexikaner warteten als Gruppe nicht weit entfernt. Es wurde beschlossen, dass sie mit der Baumwolle in der Nähe der Scheune anfangen sollten, so dass sie von dort aus einfach in die Felder gehen konnten. Wir aus Arkansas würden etwas weiter weg arbeiten, der Baumwollanhänger sollte die Trennlinie zwischen den beiden Gruppen bilden. Zwischen Hank und Cowboy musste Distanz herrschen, sonst gäbe es einen weiteren Totschlag. »Ich will keinen Ärger mehr«, hörte ich Pappy sagen. Alle wussten, dass Cowboy das Klappmesser ständig in der Hosentasche bei sich trug, und wir bezweifelten, dass Hank,

dumm wie er war, Verstand genug besaß, um ihn nicht noch einmal zu attackieren. Während des Frühstücks hatte Pappy die Meinung geäußert, dass Cowboy vermutlich nicht der einzige bewaffnete Mexikaner war. Ein leichtfertiger Schritt von Hank, und von überall könnten die Messer fliegen. Das hatte er Mr Spruill mitgeteilt, der seinerseits Pappy versicherte, dass es keinen Ärger mehr geben würde. Aber mittlerweile glaubte niemand mehr, dass Mr Spruill oder irgendjemand anders Hank im Zaum halten konnte.

Am Abend zuvor hatte es spät noch geregnet, aber davon war nichts mehr zu bemerken; die Baumwolle war trocken, der Boden nahezu staubig. Pappy und mein Vater interpretierten den Regen jedoch als ominöse Warnung vor einer unvermeidlichen Überschwemmung, und den beiden haftete eine Unruhe an, die ansteckend war.

Unsere Baumwolle war nahezu perfekt, und wir hatten nur noch ein paar Wochen, um die Ernte einzubringen, bevor die Regenfälle einsetzten. Als der Traktor neben dem Baumwollanhänger hielt, griffen wir eilig nach unseren Säcken und verschwanden zwischen den Sträuchern. Die Spruills lachten und sangen nicht, von den Mexikanern war nichts zu hören. Und ich verzichtete auf mein Nickerchen und pflückte, so schnell ich konnte.

Die Sonne stieg rasch, und der Tau auf den Baumwollkapseln verdunstete. Die schwüle Luft klebte an meiner Haut und durchnässte meinen Overall, Schweiß tropfte mir vom Kinn. Ein winziger Vorteil meiner Größe bestand darin, dass die meisten Pflanzen höher waren als ich; ich arbeitete zumindest teilweise im Schatten.

* * *

Zwei Tage unermüdlichen Pflückens und der Anhänger war

voll. Pappy brachte ihn in die Stadt; immer Pappy, nie mein Vater. Es war eine dieser Aufgaben - wie meine Mutter und der Gemüsegarten -, die verteilt worden waren, lange bevor ich geboren wurde. Von mir wurde erwartet, dass ich mitfuhr, was ich immer gern tat, weil es ein Ausflug in die Stadt war, wenn auch nur zur Entkörnungsanlage.

Nach einem schnellen Abendessen fuhren wir mit dem Pick-up aufs Feld und kuppelten den Anhänger an. Dann kletterten wir hinauf und befestigten die Plane, damit nichts davonflog. Es wäre ein Verbrechen gewesen, auch nur ein Gramm dessen zu verschwenden, wofür wir so hart gearbeitet hatten.

Als wir zum Haus zurückfuhren, sah ich die Mexikaner, die hinter der Scheune in einer Gruppe zusammensaßen und langsam ihre Tortillas aßen. Mein Vater stand neben dem Geräteschuppen und flickte den Schlauch aus einem Vorderreifen des John Deere. Die Frauen spülten das Geschirr. Pappy hielt abrupt an. »Bleib sitzen«, sagte er. »Bin gleich wieder da.« Er hatte etwas vergessen.

Als er wieder aus dem Haus kam, hatte er seine Schrotflinte dabei, die er wortlos unter den Sitz schob.

»Gehen wir jagen?«, fragte ich, wohl wissend, dass ich darauf keine Antwort bekommen würde.

Die Sisco-Affäre war während des Essens oder abends auf der Veranda nicht mehr diskutiert worden. Die Erwachsenen hatten beschlossen, die Sache auf sich beruhen zu lassen, zumindest in meiner Anwesenheit. Aber die Schrotflinte legte ein Übermaß an Möglichkeiten nahe.

Ich dachte sofort an eine Schießerei - im Stil von Gene Autry - vor der Entkörnungsanlage. Die Guten, die Farmer natürlich, auf der einen Seite, suchten hinter und zwischen ihren Baumwollanhängern Deckung und ballerten drauflos; die

Bösen, die Siscos und ihre Freunde, auf der anderen Seite, erwiderten das Feuer. Frisch gepflückte Baumwolle flog durch die Luft, als die Anhänger einen Treffer nach dem anderen abkriegten. Fensterscheiben barsten. Autos explodierten. Als wir über den Fluss fuhren, lagen überall auf dem Areal der Entkörnungsanlage Tote.

»Willst du jemand erschießen?«, fragte ich in dem Bemühen, Pappy eine Aussage abzuforschen.

»Kümmer dich um deine eigenen Angelegenheiten«, sagte er barsch und wechselte den Gang.

Vielleicht hatte er eine Rechnung zu begleichen mit jemandem, der ihn beleidigt hatte. Bei dieser Gelegenheit fiel mir eine der beliebtesten Chandler-Geschichten ein. Als Pappy noch viel jünger war, bewirtschaftete er wie alle Farmer die Felder mit Maultieren. Das war lange, bevor Traktoren verbreitet waren, und alle Arbeiten auf einer Farm wurden von Mensch und Tier erledigt. Ein Taugenichts von Nachbar namens Woolbright beobachtete Pappy eines Tages bei der Feldarbeit, und offenbar hatte Pappy an diesem Tag große Schwierigkeit mit den Maultieren. Laut Woolbright schlug Pappy mit einem dicken Stock auf die Köpfe der armen Biester ein. Als Woolbright die Geschichte später im Tea Shoppe erzählte, sagte er: »Hätte ich einen nassen Sack gehabt, dann hätte ich Eli Chandler eine Lektion erteilt.« Diese Worte machten die Runde und kamen Pappy zu Ohren. Ein paar Tage später, nach einem harten Tag auf den Feldern, nahm Pappy einen Sack, legte ihn in einen Eimer mit Wasser, verzichtete aufs Abendessen und marschierte die drei Meilen zu Woolbrights Haus. Oder fünf oder zehn Meilen, je nachdem, wer die Geschichte erzählte.

Dort angekommen, rief er Woolbright zu, er solle her-

auskommen, damit sie die Sache regeln könnten. Woolbright war gerade mit dem Essen fertig und hatte vielleicht ein Haus voller Kinder, vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls ging Woolbright zur Fliegengittertür, sah hinaus auf den Hof und beschloss, dass er im Haus sicherer wäre.

Pappy forderte ihn mehrmals auf, herauszukommen. »Hier ist dein Sack, Woolbright!«, rief er. »Komm raus und bring die Sache zu Ende.«

Woolbright zog sich tiefer ins Haus zurück, und als klar war, dass er nicht herauskommen würde, warf Pappy den nassen Sack durch die Fliegentür. Dann ging er die drei oder fünf oder zehn Meilen zurück nach Hause und ins Bett - ohne Abendessen.

Ich hatte die Geschichte oft genug gehört, um sie zu glauben. Sogar meine Mutter glaubte sie. Eli Chandler war in jüngeren Jahren ein heißblütiger Raufbold gewesen, und auch mit sechzig brannten ihm die Sicherungen noch immer schnell durch.

Aber er würde niemanden umbringen außer in Notwehr. Und er zog seine Fäuste oder weniger bedrohliche Waffen wie nasse Säcke vor. Die Flinte hatte er nur für den Notfall mitgenommen. Die Siscos waren Verrückte.

Die Entkörnungsanlage dröhnte laut, als wir vorfuhren. Eine lange Reihe Anhänger stand vor uns, und ich wusste, dass wir Stunden warten müssen. Es war dunkel, als Pappy den Motor abstellte und mit den Fingern auf das Lenkrad trommelte. Die Cardinals spielten, und ich wollte so rasch wie möglich nach Hause zurück.

Bevor er ausstieg, verschaffte sich Pappy einen Überblick über die Anhänger, die Pick-ups und Traktoren, sah den Erntehelfern und den Leuten der Entkörnungsanlage bei der

Arbeit zu. Er hielt Ausschau nach Ärger, und als er keinen entdeckte, sagte er schließlich: »Ich geh uns anmelden. Du wartest hier.«

Ich sah ihm nach, wie er über den Kies schlurfte und sich zu einer Gruppe Männer vor dem Büro stellte. Dort unterhielt er sich eine Weile und hörte zu. Eine andere Gruppe stand neben einem Anhänger in der Reihe vor uns, junge Männer, die rauchten, plauderten und warteten. Die Anlage war zwar das Zentrum der Aktivitäten, aber es ging nur langsam voran.

Ich sah kurz eine Gestalt, die sich von hinten dem Pick-up näherte. »Hallo, Luke«, sagte eine Stimme, und ich erschrak. Als ich mich umdrehte, erkannte ich das freundliche Gesicht von Jackie Moon, ein großer Junge, der nördlich der Stadt lebte.

»Hallo, Jackie«, sagte ich erleichtert. Einen Sekundenbruchteil hatte ich geglaubt, dass einer der Siscos mir nachgestellt hätte. Er lehnte sich an den vorderen Kotflügel, wandte der Anlage den Rücken und förderte eine bereits gerollte Zigarette zu Tage. »Habt ihr von Ricky gehört?«, fragte er.

Ich betrachtete die Zigarette. »In letzter Zeit nicht«, sagte ich.

»Vor zwei Wochen haben wir einen Brief gekriegt.«

»Wie geht's ihm?«

»Gut, vermutlich.«

Er strich mit einem Streichholz über das Wagenblech und zündete die Zigarette an. Jackie war groß und dünn und seit langem ein Basketball-Star an der Highschool von Monette. Er und Ricky hatten zusammen gespielt, bis Ricky hinter dem Schulhaus beim Rauchen erwischt wurde. Der Trainer, ein Veteran, der im Krieg ein Bein verloren hatte, warf ihn aus der Mannschaft. Pappy stapfte eine Woche lang über die Chandler-Farm und drohte, seinen jüngeren Sohn umzubringen. Ricky

hatte mir insgeheim erzählt, dass er Basketball sowieso satt hatte. Er wollte Football spielen, aber Monette hatte keine Footballmannschaft, weil die Jungen Baumwolle pflücken mussten.

»Vielleicht gehe ich rüber«, sagte Jackie.

»Nach Korea?«

»Ja.«

Ich wollte ihn fragen, warum er meinte, in Korea gebraucht zu werden. Sosehr ich das Baumwollpflücken auch hasste, lieber plagte ich mich damit ab, als dass ich auf mich schießen ließ.

»Was ist mit Basketball?«, fragte ich. Es ging das Gerücht, dass Arkansas State Jackie haben wollte.

»Ich schmeiß die Schule«, sagte er und blies eine Rauchwolke in die Luft.

»Warum?«

»Hab's satt. Geh jetzt mit Unterbrechungen zwölf Jahre in die Schule. Länger als sonst jemand in meiner Familie. Ich denk, ich hab genug gelernt.«

In unserem Distrikt verließen ständig Kinder die Schule. Ricky hatte es mehrmals versucht, und Pappy war es irgendwann einerlei gewesen. Andererseits hatte in dieser Sache Gran zu bestimmen, und er hatte schließlich doch einen Abschluss gemacht.

»'ne Menge Jungs werden dort drüben erschossen«, sagte er und starrte in die Ferne.

Das wollte ich nicht hören, deswegen erwiderte ich nichts. Er trat seine Zigarette aus und steckte die Hände tief in die Hosentaschen. »Es heißt, dass du die Sisco-Schlägerei gesehen hast«, sagte er und sah mich immer noch nicht an.

Irgendwie hatte ich mir schon gedacht, dass die Schlägerei bei dieser Fahrt in die Stadt ein Thema wäre. Ich erinnerte mich an

die strenge Warnung meines Vaters, mit niemandem darüber zu sprechen.

Aber Jackie konnte ich vertrauen. Er und Ricky waren miteinander aufgewachsen.

»'ne Menge Leute waren dabei«, sagte ich.

»Ja, aber niemand sagt was. Die Hillbillys sagen nix, weil's einer von ihnen ist. Die Leute aus der Stadt sagen nix, weil Eli allen geraten hat, sie sollen den Mund halten. Das behaupten sie jedenfalls.«

Ich glaubte ihm. Ich bezweifelte keine Sekunde, dass Eli Chandler seine Baptisten-Brüder auf Stillschweigen eingeschworen hatte, zumindest bis nach der Baumwollernte.

»Was ist mit den Siscos?«, fragte ich.

»Keiner hat sie gesehen. Die verstecken sich. Letzten Freitag war die Beerdigung. Die Siscos haben das Grab selbst geschaufelt. Haben ihn hinter der Bethel-Kirche begraben. Stick lässt sie nicht aus den Augen.«

Wieder folgte eine lange Pause, und in unserem Rücken heulte die Entkörnungsanlage. Er rollte sich eine weitere Zigarette, machte sie an und sagte schließlich: »Hab dich gesehen, bei der Schlägerei.«

Ich kam mir vor, als wäre ich bei einem Verbrechen ertappt worden. Mir fiel nichts weiter ein, als »Und?« zu sagen.

»Dich und den kleinen Pinter. Und als der Hillbilly das Stück Holz aufhob, hab ich zu euch geschaut und mir gedacht: >Die Jungs sollten das eigentlich nicht mit ansehen. Und damit hab ich Recht gehabt.«

»Mir war's auch lieber, ich hätt's nicht gesehen.«

»Gilt auch für mich«, sagte er und blies einen perfekten Rauchring.

Ich sah zur Anlage, um mich zu vergewissern, dass Pappy nicht

in der Nähe war. Er war noch immer in dem kleinen Büro, wo der Besitzer die Unterlagen aufbewahrte. Andere Anhänger waren eingetroffen und parkten hinter uns. »Hast du mit Stick gesprochen?«, fragte ich Jackie.

»Nee. Hab's auch nicht vor. Du?«

»Ja, er war bei uns.«

»Hat er mit dem Hillbilly geredet?«

»Ja.«

»Dann kennt Stick also seinen Namen?«

»Vermutlich.«

»Warum hat er ihn nicht verhaftet?«

»Weiß ich nicht. Ich hab gesagt, dass es drei gegen einen waren.«

Er räusperte sich und spuckte ins Unkraut. »Stimmt schon, es waren drei gegen einen, trotzdem hätte niemand umgebracht werden dürfen. Ich mag die Siscos nicht, niemand mag sie, aber er hätte sie nicht halb tot prügeln müssen.«

Ich schwieg. Er zog an der Zigarette und redete weiter, während Rauch aus seinem Mund und seinen Nasenlöchern strömte.

»Er war puterrot im Gesicht, und seine Augen haben geglüht, und plötzlich hat er aufgehört und hat sie angeschaut, als hätte ihn ein Geist gepackt und wachgerüttelt. Dann ist er ein Stück zurückgegangen und hat sie noch mal angesehen, als war's jemand anders gewesen. Dann ist er davongegangen, zurück zur Main Street, und die anderen Siscos und ihre Freunde haben ihre Jungs geholt. Sie haben Roe Duncans Pick-up geliehen und sie nach Hause geschafft. Jerry ist überhaupt nicht mehr aufgewacht. Roe selbst hat ihn mitten in der Nacht ins Krankenhaus gefahren, aber Roe sagt, dass er da schon tot war. Schädelbruch. Die anderen zwei haben Glück gehabt, dass sie nicht gestorben

sind. Er hat sie genauso verprügelt wie Jerry. So was hab ich noch nie gesehen.«

»Ich auch nicht.«

»Wenn ich du wäre, würd ich mir 'ne Weile lang keine Schlägerei mehr ansehen. Du bist zu jung dafür.«

»Mach dir keine Sorgen.« Ich blickte zur Entkörnungsanlage und sah Pappy. »Da kommt Pappy«, sagte ich.

Er ließ die Zigarette fallen und trat darauf. »Erzähl niemandem, was ich dir gesagt habe, ja?«

»Klar.«

»Ich will mit dem Hillbilly nichts zu schaffen haben.«

»Ich werd kein Wort sagen.«

»Grüß Ricky von mir. Sag ihm, er soll sie in Schach halten, bis ich drüben bin.«

»Mach ich, Jackie.« Er verschwand so lautlos, wie er aufgetaucht war.

Noch mehr Geheimnisse, die ich bewahren musste.

Pappy machte den Anhänger los und setzte sich ans Steuer.

»Wir werden keine drei Stunden warten«, murmelte er und ließ den Motor an. Er fuhr vom Gelände der

Entkörnungsanlage und aus der Stadt. Irgendwann spät in der

Nacht zöge ein Arbeiter der Entkörnungsanlage unseren

Anhänger mit einem kleinen Traktor zum Ansaugrohr. Die

Baumwolle würde eingesaugt, und eine Stunde später kämen

zwei makellose Ballen heraus. Die Ballen müssten gewogen

werden, zwei Proben würden herausgeschnitten, die

potentielle Käufer begutachten könnten. Nach dem Frühstück

käme Pappy zurück, um unseren Anhänger zu holen. Er würde

die Ballen und Proben kontrollieren und sich über etwas

anderes Sorgen machen.

* * *

Am nächsten Tag kam ein Brief von Ricky. Er lag auf dem Küchentisch, als wir mit schweren Beinen und schmerzendem Rücken durch die Hintertür traten. An diesem Tag hatte ich achtundsiebzig Pfund gepflückt, ein absoluter Rekord für einen Siebenjährigen, obwohl die Rekorde schwer nachzuprüfen waren, weil so viel gelogen wurde. Vor allem unter Kindern. Pappy und mein Vater pflückten jetzt jeder fünfhundert Pfund am Tag.

Gran summte vor sich hin und lächelte, daher wussten wir, dass der Brief gute Nachrichten enthielt. Sie nahm ihn und las ihn uns laut vor. Mittlerweile wusste sie ihn auswendig.

Liebe Mom, lieber Dad, lieber Jesse, liebe Kathleen und lieber Luke,

ich hoffe, zu Hause ist alles in Ordnung. Nie hätte ich gedacht, dass ich das Baumwollpflücken vermissen würde, aber nirgendwo wäre ich jetzt lieber als zu Hause. Ich vermisse alles - die Farm, das Brathuhn, die Cardinals. Könnt ihr euch vorstellen, dass die Dodgers Meister werden? Das macht mich ganz krank.

Wie auch immer, mir geht's gut hier. Die Lage ist ruhig. Wir sind nicht mehr an der Front. Meine Einheit liegt fünf Meilen dahinter, und wir holen ein bisschen Schlaf nach. Wir haben's warm, ruhen uns aus und essen gut. Im Augenblick schießt niemand auf uns, und wir schießen auch nicht.

Ich glaube wirklich, dass ich bald nach Hause kommen werde. Es scheint, als würde sich die Lage insgesamt beruhigen. Wir hören Gerüchte von Friedensgesprächen und drücken die Daumen.

Ich habe eure letzten Briefe bekommen, und sie bedeuten mir sehr viel. Schreibt weiter. Luke, dein Brief war ein bisschen kurz,

*schreib mir einen längeren.
Muss jetzt los. Alles Liebe,
Ricky*

Wir ließen ihn herumgehen und lasen ihn wieder und wieder, dann legte Gran ihn in eine Zigarrenschachtel neben dem Radio. Darin befanden sich alle Briefe von Ricky, und wenn ich abends durch die Küche ging, war es nichts Ungewöhnliches, dass ich Pappy oder Gran dabei ertappte, wie sie sie noch einmal lasen.

Der neue Brief ließ uns die steifen Muskeln und die verbrannte Haut vergessen, wir aßen rasch, damit wir den Tisch frei hatten, um Ricky schreiben zu können.

Ich benutzte meine Big-Chief-Schreibunterlage und einen Bleistift und schrieb ihm alles über Jerry Sisco und Hank Spruill. Ich ließ kein Detail aus. Blut, gesplittertes Holz, Stick Powers, alles. Ich wusste oft nicht, wie man ein Wort schrieb, und riet einfach. Wenn mir jemand Schreibfehler nachsehen würde, dann Ricky. Da die anderen nicht merken sollten, dass ich Klatsch bis nach Korea verbreitete, schirmte ich meine Unterlage so gut es ging ab.

Fünf Briefe wurden gleichzeitig geschrieben, und bestimmt enthielten sie fünf Versionen desselben Ereignisses. Die Erwachsenen erzählten zwischendurch komische Geschichten. Es war ein glücklicher Moment während der harten Erntezeit. Pappy schaltete das Radio ein, damit wir das Spiel der Cardinals verfolgen konnten, und unsere Briefe wurden immer länger.

Wir saßen um den Küchentisch, lachten, schrieben und hörten auf das Spiel, und keiner von uns zweifelte daran, dass Ricky bald nach Hause kommen würde.

Er hatte es ja gesagt.

Am Donnerstagnachmittag holte mich meine Mutter von den Feldern, weil ich ihr im Gemüsegarten helfen sollte. Fröhlich legte ich meinen Sack ab und ließ die anderen Arbeiter zwischen den Baumwollsträuchern zurück. Wir gingen zum Haus, beide erleichtert, dass der Arbeitstag zu Ende war. »Wir müssen unbedingt die Latchers besuchen«, sagte sie unterwegs. »Ich mach mir große Sorgen um sie. Vielleicht leiden sie Hunger.«

Die Latchers hatten einen Gemüsegarten, wenn auch keinen großen. Ich bezweifelte, dass sie Hunger litten. Sie hatten bestimmt nichts abzugeben, aber im Craighead County war noch niemand verhungert. Auch die ärmsten Farmpächter bauten Tomaten und Gurken an. Jede Familie hatte ein paar Hühner, die Eier legten.

Aber meine Mutter war entschlossen, Libby in Augenschein zu nehmen und die Gerüchte entweder zu bestätigen oder zu entkräften.

Als wir unseren Gemüsegarten betraten, wurde mir klar, was meine Mutter vorhatte. Wenn wir uns beeilten und vor Feierabend bei den Latchers waren, dann befänden sich die Eltern und sämtliche Kinder auf den Feldern. Wenn Libby tatsächlich schwanger war, hielt sie sich -Höchstwahrscheinlich allein - im Haus auf. Sie hätte keine andere Wahl, als herauszukommen und unser Gemüse entgegenzunehmen. Wir könnten sie kalt erwischen und sie mit christlicher Wohltätigkeit festnageln, während ihre Beschützer fort waren. Es war ein brillanter Plan.

Unter der strengen Aufsicht meiner Mutter erntete ich

Tomaten, Gurken, Erbsen, Wachsbohnen, Mais - nahezu alles, was im Garten wuchs. »Nimm die kleine rote Tomate, Luke, rechts von dir«, sagte sie. »Nein, nein, die Erbsen dort können noch warten.« Und: »Nein, die Gurke ist noch nicht ganz so weit.«

Häufig erntete sie das Gemüse zwar selbst, aber noch lieber überwachte sie die Sache. Das Gleichgewicht des Gartens konnte bewahrt werden, wenn sie Distanz hielt, den gesamten Bereich überblickte und mit dem Auge einer Künstlerin meine Bemühungen oder die meines Vaters dirigierte.

Ich hasste den Gemüsegarten, aber im Moment hasste ich die Felder noch mehr. Alles war besser, als Baumwolle zu pflücken.

Als ich nach einem Maiskolben griff, sah ich zwischen den Stauden etwas, was mich erstarren ließ. Jenseits des Gartens war ein schattiger Streifen Gras, zu schmal, um darauf Fangen zu spielen, und deswegen zu nichts nütze. Daran schloss die östliche Wand unseres Hauses an, die Seite, auf der nichts passierte. Auf der Westseite befanden sich die Tür zur Küche, der Parkplatz für unseren Pick-up, die Fußwege zur Scheune, den Außengebäuden und den Feldern. Alles geschah auf der Westseite, nichts auf der Ostseite.

Eine Ecke des untersten Bretts dieser dem Gemüsegarten gegenüber befindlichen und von niemandem einsehbaren Seite war gestrichen. Weiß gestrichen. Die restliche Wand war so hellbraun, wie sie es immer gewesen war, die gleiche langweilige Farbe von alten dicken Eichenbrettern.

»Was ist los, Luke?«, fragte meine Mutter. Im Gemüsegarten hatte sie es nie eilig, denn er war ihr Allerheiligstes, aber heute plante sie einen Hinterhalt, und die Zeit spielte dabei die entscheidende Rolle.

»Ich weiß nicht«, sagte ich, noch immer ganz starr.
Sie trat neben mich und spähte zwischen den Maisstauden hindurch, die den Garten begrenzten und abschirmten, und als ihr Blick an dem gestrichenen Brett hängen blieb, erstarrte auch sie.

An der Ecke war die Farbe dick aufgetragen, sie wurde jedoch dünner, je mehr sich das Brett der Rückseite des Hauses näherte. Es war ganz offensichtlich noch in Arbeit. Jemand strich unser Haus.

»Das war Trot«, sagte sie leise, und ihre Mundwinkel verzogen sich zu einem Lächeln.

Ich hatte nicht an ihn gedacht, hatte noch nicht die Zeit gehabt, mir über den Täter Gedanken zu machen, aber mir leuchtete sofort ein, dass er der Anstreicher war. Wer sonst sollte es sein? Wer sonst trieb sich den ganzen Tag im Hof herum und hatte nichts zu tun, während wir auf den Feldern Sklavendienste leisteten? Wer sonst sollte in so jämmerlichem Tempo arbeiten? Wer sonst wäre so einfältig und würde ohne Erlaubnis das Haus eines anderen anstreichen?

Und es war Trot gewesen, der Hank angebrüllt hatte, er solle aufhören, mich zu quälen wegen unseres ungestrichenen Bauernlümmel-Hauses. Trot wollte mir helfen.

Aber woher hatte Trot das Geld, um Farbe zu kaufen? Und warum tat er es überhaupt? Oh, es gab Dutzende Fragen. Meine Mutter trat einen Schritt zurück und ging aus dem Gemüsegarten. Ich folgte ihr zur Ecke des Hauses, wo wir den Anstrich genauer unter die Lupe nahmen. Wir rochen die Farbe, sie schien noch nicht getrocknet. Sie blickte sich im Hof um. Trot war nirgendwo zu sehen.

»Was tun wir jetzt?«, fragte ich.

»Nichts, zumindest im Augenblick.«

»Wirst du es jemand erzählen?«

»Ich werde mit deinem Vater darüber reden. In der Zwischenzeit bleibt es unser Geheimnis.«

»Du hast doch gesagt, dass kleine Jungs keine Geheimnisse haben sollen.«

»Nicht vor ihren Eltern.«

Wir füllten zwei Weidenkörbe mit Gemüse und luden sie auf den Pick-up. Meine Mutter saß ungefähr einmal im Monat am Steuer. Sie konnte Pappys Pick-up zwar fahren, aber sie war nicht entspannt dabei. Sie klammerte sich ans Lenkrad, trat mehrmals fest auf Kupplung und Bremse und ließ dann den Motor an. Wir machten einen Satz nach vorn, dann legte sie krachend den Rückwärtsgang ein und wendete den alten Wagen so langsam, dass wir beide lachen mussten. Als wir davonfuhren, sah ich Trot unter dem Pick-up der Spruills liegen; hinter einem Rad versteckt, sah er uns nach.

Der Spaß hörte Minuten später auf, als wir zum Fluss kamen.

»Halt dich fest, Luke«, sagte sie, als sie herunterschaltete und sich mit ängstlich aufgerissenen Augen vorbeugte. Woran sollte ich mich festhalten? Es war eine einspurige Brücke ohne Geländer. Wenn sie in den Fluss fuhr, würden wir beide ertrinken.

»Du schaffst es, Mom«, sagte ich, ohne davon überzeugt zu sein.

»Natürlich schaff ich es«, sagte sie. Ich war schon öfter mit ihr über die Brücke gefahren, und es war jedes Mal ein Abenteuer. Wir krochen dahin, ängstlich bemüht, nicht nach unten zu schauen, und atmeten erst wieder, als wir auf der anderen Seite ankamen.

»Gut gemacht, Mom«, sagte ich.

»Kein Problem«, sagte sie und atmete aus.

Zuerst sah ich keine Latchers auf den Feldern, aber als wir uns dem Haus näherten, entdeckte ich eine Ansammlung von Strohhöuten weit weg in der Baumwolle. Mir war nicht klar, ob sie uns bemerkt hatten, jedenfalls hörten sie nicht auf zu pflücken. Wir hielten nahe der Veranda und warteten, bis sich der Staub wieder gelegt hatte. Als wir aussteigen wollten, kam Mrs Latcher die Treppe herunter und wischte sich nervös die Hände an einem Lumpen ab. Sie schien mit sich selbst zu reden und wirkte sehr besorgt.

»Hallo, Mrs Chandler«, sagte sie, den Blick in die Ferne gerichtet. Sie sprach meine Mutter nie mit ihrem Vornamen an, obwohl sie älter war und mindestens sechs Kinder mehr hatte.

»Hallo, Darla. Wir bringen Gemüse.«

Die beiden Frauen sahen einander an. »Ich bin so froh, dass Sie da sind«, sagte Mrs Latcher mit angsterfüllter Stimme.

»Was ist denn los?«

Mrs Latchers schaute kurz zu mir. »Ich brauche Ihre Hilfe. Es geht um Libby. Ich glaube, sie bekommt ein Baby.«

»Ein Baby?«, sagte meine Mutter, als würde sie aus allen Wolken fallen.

»Ja. Ich glaube, sie hat Wehen.«

»Dann müssen wir den Doktor holen.«

»Nein. Das können wir nicht. Niemand darf davon erfahren. Niemand. Es darf sich nicht herumsprechen.«

Ich war hinter den Pick-up gegangen und duckte mich, damit Mrs Latcher mich nicht sehen konnte. Ich dachte mir, dass sie dann vielleicht mehr sagen würde. Etwas Großes passierte, und ich wollte nichts davon versäumen.

»Wir schämen uns so«, sagte sie mit brechender Stimme. »Sie

will uns nicht sagen, wer der Vater ist, und im Augenblick ist es mir auch egal. Ich will nur, dass das Baby kommt.«

»Aber Sie brauchen einen Arzt.«

»Nein, Ma'am. Niemand darf davon erfahren. Wenn der Doktor kommt, weiß es der ganze Distrikt. Sie dürfen es nicht weitererzählen, Mrs Chandler. Versprechen Sie mir das?«

Die arme Frau war den Tränen nahe. Sie wollte verzweifelt ein Geheimnis bewahren, über das in Black Oak seit Monaten gesprochen wurde.

»Bringen Sie mich zu ihr«, sagte meine Mutter, ohne ihre Frage zu beantworten, und die Frauen setzten sich in Bewegung.

»Luke, du bleibst hier beim Wagen«, sagte sie über die Schulter.

Kaum waren sie verschwunden, ging ich ums Haus und spähte durch das erste Fenster in ein winziges Zimmer, in dem alte schmutzige Matratzen auf dem Boden lagen.

Vor dem nächsten Fenster hörte ich ihre Stimmen. Ich erstarrte und horchte. Die Felder befanden sich in meinem Rücken.

»Libby, das ist Mrs Chandler«, sagte Mrs Latcher. »Sie wird uns helfen.«

Libby wimmerte etwas Unverständliches. Sie schien große Schmerzen zu haben. Dann hörte ich sie sagen: »Es tut mir so Leid.«

»Alles wird in Ordnung kommen«, sagte meine Mutter. »Wann haben die Wehen angefangen?«

»Vor ungefähr einer Stunde«, sagte Mrs Latcher.

»Ich hab solche Angst, Mama«, sagte Libby, jetzt viel lauter. Aus ihrer Stimme sprach die pure Panik. Beide Frauen versuchten, sie zu beruhigen.

Da ich hinsichtlich der weiblichen Anatomie nicht länger ein

Novize war, wollte ich jetzt unbedingt ein schwangeres Mädchen sehen. Sie schien sehr nahe am Fenster zu liegen, und sollten sie mich erwischen, würde mein Vater mich eine Woche lang verprügeln. Der unerlaubte Anblick einer Frau in den Wehen war zweifellos eine Sünde der allerersten Ordnung. Womöglich würde ich auf der Stelle mit Blindheit geschlagen. Aber es war stärker als ich. Ich duckte mich und kroch unter das Fensterbrett, nahm meinen Strohhut ab und streckte mich ein wenig nach oben, als einen halben Meter neben meinem Kopf ein schwerer Erdklumpen gegen das Haus knallte, dass die alten Bretter klapperten. Die Frauen waren zu Tode erschrocken. Erdkrumen trafen mich seitlich im Gesicht. Ich ließ mich auf den Boden fallen und rollte vom Fenster weg. Dann rappelte ich mich auf und blickte zu den Feldern. Percy Latcher stand nicht weit entfernt zwischen zwei Baumwollreihen und hielt einen weiteren Erdklumpen in der Hand. Mit der anderen Hand deutete er auf mich.

»Es ist Ihr Junge«, sagte eine Stimme.

Ich schaute zum Fenster und sah kurz Mrs Lachers Kopf. Noch ein Blick zu Percy, und ich raste wie ein geprügelter Hund zu unserem Pick-up, sprang auf den Vordersitz, kurbelte das Fenster hoch und wartete auf meine Mutter.

Percy verschwand im Feld. Bald wäre Feierabend, und ich wollte nach Hause, bevor die Lachers eintrudelten.

Zwei Kleinkinder tauchten auf der Veranda auf, ein Junge und ein Mädchen, beide nackt. Ich fragte mich, was sie davon hielten, dass ihre große Schwester ein Kind bekam. Sie starrten mich an.

Meine Mutter kam eilig aus dem Haus, Mrs Latcher folgte ihr auf den Fersen. Sie sprachen hastig miteinander, während sie zum Wagen gingen.

»Ich hole Ruth«, sagte meine Mutter und meinte Gran.
»Ja bitte, und beeilen Sie sich«, sagte Mrs Latcher.
»Ruth hat das schon oft gemacht.«
»Bitte, bringen Sie sie her. Und bitte, erzählen Sie niemandem davon. Können wir Ihnen vertrauen, Mrs Chandler?«
Meine Mutter öffnete die Tür und wollte einsteigen.
»Natürlich können Sie das.«
»Wir schämen uns so«, sagte Mrs Latcher und wischte die Tränen ab. »Bitte, sagen Sie es niemandem.«
»Alles wird gut werden, Darla«, sagte meine Mutter und ließ den Motor an. »Ich bin in einer halben Stunde wieder da.«
Sie legte den Rückwärtsgang ein, und nach ein paar abrupten Manövern hatten wir gewendet und verließen die Latcher-Farm. Sie fuhr jetzt viel schneller, und das beanspruchte fast ihre ganze Aufmerksamkeit.
»Hast du Libby Latcher gesehen?«, fragte sie mich schließlich.
»Nein, Ma'am«, sagte ich sofort und bestimmt. Ich hatte gewusst, dass sie mich das fragen würde, und hatte die Wahrheit parat.
»Bestimmt nicht?«
»Nein, Ma'am.«
»Was hast du neben dem Haus gemacht?«
»Ich bin nur herumgegangen, als Percy einen Erdklumpen auf mich geworfen hat. Der ist gegen das Haus geknallt. Es war nicht meine Schuld, Percy war schuld.« Meine Worte kamen schnell und sicher, und ich wusste, dass sie mir glauben wollte. Sie war mit Wichtigerem beschäftigt.
Vor der Brücke schaltete sie herunter, hielt die Luft an und sagte wieder: »Halt dich fest, Luke.«
Gran war hinter dem Haus bei der Wasserpumpe, trocknete sich Gesicht und Hände und bereitete sich darauf vor, das

Abendessen zu kochen. Ich musste laufen, um mit meiner Mutter mitzuhalten.

»Wir müssen zu den Latchers«, sagte sie. »Das Mädchen hat Wehen, und ihre Mutter will, dass du bei der Geburt hilfst.«

»Ach, du liebe Zeit«, sagte Gran, in ihren müden Augen funkelte plötzlich Abenteuerlust. »Dann ist sie also wirklich schwanger.«

»Und wie. Seit über einer Stunde hat sie Wehen.«

Ich hörte angestrengt zu und genoss mein Dabeisein über alle Maßen, als sich plötzlich und aus unerfindlichem Grund beide Frauen mir zuwandten und mich anstarrten. »Luke, geh ins Haus«, sagte meine Mutter ziemlich streng und zeigte mit dem Finger darauf, als ob ich nicht wüsste, wo sich das Haus befand.

»Was hab ich denn getan?«, fragte ich gekränkt.

»Geh«, sagte sie, und ich begann mich zu verdrücken.

Widerrede würde zu nichts führen. Sie nahmen ihre Unterhaltung flüsternd wieder auf, und ich stand auf der hinteren Veranda, als meine Mutter mich rief.

»Luke, lauf auf die Felder und hol deinen Vater! Wir brauchen ihn!«

»Und beeil dich!«, sagte Gran. Die Aussicht, bei einer echten Patientin Doktor spielen zu können, versetzte sie in höchste Erregung. Ich wollte nicht noch einmal auf die Felder und hätte widersprochen, hätte nicht Libby Latcher in diesem Augenblick ein Baby bekommen. Ich sagte »Ja, Ma'am« und rannte an ihnen vorbei.

Mein Vater und Pappy standen auf dem Anhänger und wogen zum letzten Mal an diesem Tag Baumwolle. Es war fast fünf Uhr, und die Spruills hatten sich mit ihren schweren Säcken eingefunden. Die Mexikaner waren nirgendwo zu sehen.

Ich konnte meinen Vater beiseite nehmen und erklärte ihm die Lage. Er sagte etwas zu Pappy, und wir trotteten zurück zum Haus. Gran sammelte Vorräte - Alkohol, Handtücher, Schmerzmittel, Fläschchen mit ekligen Arzneien, die Libby das Gebären vergessen machen würden, und stellte das Arsenal auf dem Küchentisch auf. Nie zuvor hatte sie sich so schnell bewegt. »Wasch dich!«, sagte sie streng zu meinem Vater. »Du wirst uns hinfahren. Es kann eine Weile dauern.« Ich sah ihm an, dass er nicht gerade glücklich war, in diese Sache mit hineingezogen zu werden, aber er würde nicht mit seiner Mutter streiten.

»Ich geh mich auch waschen«, sagte ich.

»Du wirst hier bleiben«, sagte meine Mutter zu mir. Sie stand neben der Spüle und schnitt Tomaten. Pappy und ich würden Reste essen und dazu wie üblich einen Teller mit Gurken und Tomaten.

Sie brachen eilig auf, mein Vater am Steuer, meine Mutter eingezwängt zwischen ihm und Gran, alle drei unterwegs, um Libby zu retten. Ich stand auf der Veranda vor dem Haus und sah ihnen nach. Der Pick-up zog eine Staubwolke hinter sich her, bis er am Fluss langsamer wurde. Nichts hätte ich lieber getan, als mitzufahren.

Zum Abendessen gab es Bohnen und belegte Brötchen.

Pappy hasste Reste. Er war der Meinung, dass die Frauen richtig hätten kochen sollen, bevor sie sich um die Latchers kümmerten, aber er war auch von vornherein dagegen gewesen, den Latchers Gemüse zu bringen.

»Keine Ahnung, warum beide Frauen hinmussten«, brummte er vor sich hin, als er sich setzte. »Sie sind neugierig wie Katzen, stimmt's, Luke? Konnten es gar nicht erwarten,

hinzufahren und das schwangere Mädchen zu sehen.«

»Ja, Sir«, sagte ich.

Er segnete das Essen mit einem schnellen Gebet, dann aßen wir schweigend.

»Gegen wen spielen die Cardinals heute?«, fragte er.

»Gegen die Reds.«

»Willst du Radio hören?«

»Klar.« Wir hörten uns jeden Abend das Spiel an. Was sonst sollten wir tun?

Wir räumten den Tisch ab und stellten die schmutzigen Teller in den Spülstein. Pappy wäre nicht im Traum eingefallen, sie zu spülen; das war Sache der Frauen. Nach Einbruch der Dunkelheit nahmen wir unsere Plätze auf der Veranda ein und warteten auf Harry Caray und die Cardinals. Es war noch immer stickig und schrecklich heiß.

»Wie lange dauert es, bis ein Baby auf der Welt ist?«, fragte ich.

»Hängt davon ab«, sagte Pappy auf der Schaukel. Mehr sagte er nicht, und nachdem ich lange genug gewartet hatte, fragte ich:

»Hängt wovon ab?«

»Ach, von 'ner Menge Dinge. Manche Babys kommen einfach raus, andere brauchen Tage.«

»Wie lange habe ich gebraucht?«

Er dachte einen Augenblick nach. »Kann mich nicht mehr erinnern. Das erste Kind braucht meistens lange.«

»Warst du dabei?«

»Nee. Ich war auf dem Traktor.« Die Geburt von Babys war kein Thema, über das sich Pappy gern ausließ, und die Unterhaltung stockte.

Ich sah, wie Tally den Hof verließ und in der Dunkelheit verschwand. Die Spruills kamen zur Ruhe; ihr Feuer war am Erlöschen.

Die Reds machten zu Beginn des ersten Innings vier Punkte. Pappy regte sich so darüber auf, dass er ins Bett ging. Ich schaltete das Radio aus, blieb auf der Veranda sitzen und hielt Ausschau nach Tally. Bald hörte ich Pappy schnarchen.

Ich war entschlossen, auf der Veranda auszuharren, bis meine Eltern und Gran von den Latchers zurückkehrten. Ich konnte mir die Szene dort vorstellen; die Frauen bei Libby im Hinterzimmer, die Männer draußen mit den vielen Kindern, so weit wie möglich entfernt vom Ort der Geburt. Ihr Haus stand gleich jenseits des Flusses, überhaupt nicht weit weg, und ich war nicht dabei.

Müdigkeit überkam mich, und beinahe wäre ich eingeschlafen. Im Lager der Spruills war es still und dunkel, aber Tally war noch nicht zurückgekommen.

Ich ging auf Zehenspitzen durchs Haus, hörte Pappy fest schlafen und trat auf die hintere Veranda. Ich setzte mich auf den Rand und ließ die Beine baumeln. Die Felder jenseits der Scheune und des Silos waren hellgrau, wenn der Mond durch die versprengten Wolken brach. Ansonsten waren sie im Dunkeln verborgen. Ich sah sie allein auf dem breiten Feldweg zurückkommen, als das Mondlicht für einen Augenblick das Land erhellte. Sie hatte es nicht eilig. Dann war alles wieder dunkel. Lange Zeit hörte ich nichts, bis sie nahe beim Haus auf einen Zweig trat.

»Tally«, flüsterte ich so laut wie möglich.

Nach einer langen Weile sagte sie: »Bist du das, Luke?«

»Hier«, sagte ich. »Auf der Veranda.«

Sie war barfuß und ging vollkommen lautlos. »Was machst du hier draußen, Luke?«, fragte sie, als sie vor mir stand.

»Wo warst du?«, fragte ich.
»Nur spazieren.«
»Warum bist du spazieren gegangen?«
»Ich weiß nicht. Manchmal muss ich weg von meiner Familie.«

Das konnte ich nur allzu gut verstehen. Sie setzte sich neben mich, zog den Rock über die Knie und ließ ihre Beine hin und her schwingen. »Möchtest du manchmal weglaufen, Luke?«
»Nicht wirklich. Ich bin erst sieben. Aber ich werde nicht den Rest meines Lebens hier verbringen.«
»Wo willst du leben?«
»In St. Louis.«
»Warum in St. Louis?«
»Dort spielen die Cardinals.«
»Willst du ein Cardinal werden?«
»Klar.«
»Du bist ein schlauer Junge, Luke. Nur ein Dummkopf will sein ganzes Leben lang Baumwolle pflücken. Ich will nach Norden, wo's kalt ist und viel Schnee liegt.«
»Wo genau?«
»Weiß nicht. Montreal vielleicht.«
»Wo ist das?«
»In Kanada.«
»Spielen sie dort Baseball?«
»Glaub ich nicht.«
»Dann kannst du's vergessen.«
»Nein, es ist wunderschön dort. Wir haben es in der Schule gelernt, in Geschichte. Die Franzosen haben sich dort niedergelassen, und alle sprechen französisch.«
»Sprichst du französisch?«
»Nein, aber ich kann's lernen.«

»Das ist leicht. Ich kann schon Spanisch. Juan hat's mir letztes Jahr beigebracht.«

»Wirklich?«

»Si.«

»Sag noch was auf Spanisch.«

»Buenos dias. Porfavor. Adios. Gracias. Senor. Cömo estä?«

»Wow.«

»Hab dir doch gesagt, dass es leicht ist. Wie weit ist Montreal weg?«

»Weiß ich nicht. Weit glaube ich. Das ist einer der Gründe, warum ich dorthin will.«

Plötzlich ging in Pappys Schlafzimmer das Licht an. Der Lichtschein fiel auf das andere Ende der Veranda und erschreckte uns. »Sei still«, flüsterte ich.

»Wer ist das?«, flüsterte sie und duckte sich, als würde auf uns geschossen.

»Das ist nur Pappy, der sich Wasser holt. Er steht nachts ständig auf.« Pappy ging in die Küche und öffnete den Kühlschrank. Ich beobachtete ihn durch die Fliegengittertür. Er trank zwei Gläser Wasser, dann stapfte er in sein Schlafzimmer zurück und knipste das Licht wieder aus. Als alles wieder dunkel und still war, sagte sie: »Warum steht er nachts ständig auf?«

»Er macht sich große Sorgen. Ricky kämpft in Korea.«

»Wer ist Ricky?«

»Mein Onkel. Er ist neunzehn.«

Sie dachte kurz darüber nach, dann sagte sie: »Ist er süß?«

»Weiß ich nicht. Darüber hab ich noch nicht nachgedacht. Er ist mein bester Freund. Hoffentlich kommt er bald nach Hause.«

Wir dachten eine Weile über Ricky nach, während unsere Beine von der Veranda baumelten und die Nacht verstrich.

»Sag mal, Luke. Der Pick-up ist vor dem Abendessen weggefahren. Wohin denn?«

»Zu den Latchers.«

»Wer sind die Latchers?«

»Arme Farmpächter gleich über dem Fluss.«

»Warum sind sie dorthin gefahren?«

»Das darf ich nicht sagen.«

»Warum nicht?«

»Weil es ein Geheimnis ist.«

»Was für ein Geheimnis?«

»Ein großes.«

»Komm schon, Luke. Wir zwei haben doch schon Geheimnisse, oder?«

»Glaub schon.«

»Ich hab niemand erzählt, dass du mir am Bach zugeschaut hast, oder?«

»Glaub nicht.«

»Wenn ich's getan hätte, wärest du in großen Schwierigkeiten, oder?«

»Glaub schon.«

»Siehst du. Ich kann ein Geheimnis für mich behalten, du kannst ein Geheimnis für dich behalten. Also, was ist bei den Latchers los?«

»Versprichst du mir, dass du es niemand erzählst?«

»Ich verspreche es.«

Die ganze Stadt wusste, dass Libby schwanger war. Warum so tun, als wäre es ein Geheimnis? »Also, da ist dieses Mädchen, Libby Latcher, und sie kriegt ein Kind. Heute Abend.«

»Wie alt ist sie?«

»Fünfzehn.«

»Oje.«

»Und sie versuchen, es geheim zu halten. Sie wollten keinen Doktor rufen, weil dann alle davon erfahren würden. Deswegen sollte Gran kommen und bei der Geburt helfen.«

»Warum wollen sie es geheim halten?«

»Weil sie nicht verheiratet ist.«

»Wirklich? Wer ist der Vater?«

»Sagt sie nicht.«

»Niemand weiß es?«

»Niemand außer Libby.«

»Kennst du sie?«

»Ich hab sie schon gesehen, aber es gibt so viele Latchers. Ich kenn ihren Bruder Percy. Er sagt, dass er zwölf ist, aber ich bin nicht sicher. Schwer zu sagen, weil sie nicht in die Schule gehen.«

»Weißt du, wie Mädchen schwanger werden?«

»Glaub nicht.«

»Dann werd ich dir's auch nicht erzählen.«

Das war mir nur recht. Ricky hatte einmal versucht, mit mir über Mädchen zu sprechen, aber es war ekelhaft gewesen. Ihre Beine schwangen schneller hin und her, während sie über diese wunderbare Klatschgeschichte nachdachte. »Der Fluss ist nicht weit«, sagte sie nach einer Weile.

»Ungefähr eine Meile.«

»Und wie weit ist es noch auf der anderen Seite?«

»Nur ein Stück den Feldweg entlang.«

»Hast du schon mal gesehen, wie ein Baby auf die Welt kommt, Luke?«

»Nee. Nur bei Kühen und Hunden, aber noch nicht ein richtiges Baby.«

»Ich auch nicht.«

Sie sprang auf die Füße, griff nach meiner Hand und zog mich von der Veranda. Sie hatte erstaunlich viel Kraft. »Gehen wir, Luke. Gehen wir, mal schauen, was wir zu sehen kriegen.« Sie zerrte an mir, bevor ich mich wehren konnte.

»Du bist verrückt, Tally«, protestierte ich in dem Versuch, sie aufzuhalten.

»Nein, Luke«, flüsterte sie. »Es ist ein Abenteuer, so wie am Bach vor ein paar Tagen. Das hat dir doch gefallen, oder?«

»Klar.«

»Dann vertrau mir.«

»Was ist, wenn wir erwischt werden?«

»Wie sollen wir erwischt werden? Alle, die hier sind, schlafen fest. Dein Großvater war gerade auf und hat überhaupt nicht daran gedacht, nach dir zu sehen. Komm schon, sei kein Feigling.«

Plötzlich wurde mir klar, dass ich mit Tally überallhin gegangen wäre.

Wir schlichen hinter den Bäumen entlang, durch die Furchen, in denen unser Pick-up hätte stehen sollen, dann über die kurze Einfahrt und hielten uns so weit wie möglich von den Spruills entfernt. Wir hörten Schnarchen und das schwere Atmen erschöpfter Menschen, die endlich schlafen. Wir schafften es lautlos bis zur Straße. Tally war schnell und behände, und sie brach durch die Nacht. Wir wandten uns zum Fluss, und der Mond kam heraus und erhellte uns den Weg. Die einspurige Straße war kaum breit genug, dass sich zwei Wagen aneinander vorbeizwängen konnten, und die

Baumwolle stand bis fast zum Rand. Ohne Mond mussten wir auf unsere Füße blicken, aber jetzt konnten wir nach vorne sehen. Wir waren beide barfuß. Es lag so viel Kies auf der Straße, dass wir kurze schnelle Schritte machten, aber unsere Fußsohlen waren hart wie das Leder meines Baseballhandschuhs.

Ich hatte Angst, war aber entschlossen, es nicht zu zeigen. Sie schien keine Angst zu kennen - keine Angst, erwischt zu werden, keine Angst vor der Dunkelheit, keine Angst, zu einem Haus zu schleichen, in dem ein Baby geboren wurde. Manchmal wirkte Tally abwesend, nahezu schwermütig und düster, dann kam sie mir so alt vor wie meine Mutter. Dann wieder konnte sie wie ein kleines Mädchen sein, das Baseball spielte und lachte, das nichts dagegen hatte, wenn man sie beim Baden beobachtete, das nachts lange Spaziergänge machte und - am wichtigsten - nichts gegen die Gesellschaft eines Siebenjährigen hatte.

Mitten auf der Brücke blieben wir stehen und blickten vorsichtig über den Rand ins Wasser. Ich erzählte ihr von den Welsen, wie groß sie wurden und dass sie sich von Abfall ernährten, und von dem Vierundvierzigpfünder, den Ricky gefangen hatte. Sie hielt mich an der Hand, als wir auf die andere Seite gingen, nicht weil sie mich beschützen wollte, sondern weil sie mich mochte.

Der Weg zu den Latchers war stockfinster. Wir kamen erheblich langsamer voran, weil wir versuchten, das Haus zu sehen, ohne vom Weg abzukommen. Da sie keinen Strom hatten, gab es keine Lichter, ihre Flussbiegung war schwarz. Tally hörte etwas und blieb wie angewurzelt stehen. Stimmen in der Ferne. Wir stellten uns an den Rand eines Baumwollfelds und warteten geduldig auf den Mond. Ich zeigte dahin und

dorthin, versuchte zu erraten, wo ihr Haus war. Wir hörten Kinderstimmen, zweifellos die Brut der Latchers. Schließlich spielte der Mond mit, und wir konnten die Landschaft erkennen. Der dunkle Schatten des Hauses war genau so weit entfernt wie unsere Scheune von unserer hinteren Veranda, ungefähr einhundertzwanzig Meter, so weit, wie das Schlagmal von der Spielfeldbegrenzung in Sportsman's Park entfernt war. Die meisten wichtigen Entfernungen in meinem Leben wurden als Abstand von dieser Begrenzung gemessen. Pappys Pick-up stand vor dem Haus.

»Wir gehen besser hier rum«, sagte sie leise, als hätte sie schon oft solche Exkursionen angeführt. Wir tauchten zwischen den Baumwollsträuchern unter und folgten einer Reihe, dann der nächsten, während wir uns wortlos in einem großen Halbkreis durch ihr Baumwollfeld bewegten. Meistens war die Baumwolle fast so groß wie ich. Als wir zu einer nur spärlich bewachsenen Stelle kamen, blieben wir stehen und blickten uns um. Auf der Rückseite des Hauses sahen wir einen schwachen Lichtschein in dem Raum, in dem Libby lag. Als wir in genau östlicher Richtung davor standen, schlichen wir quer durch die Baumwollreihen direkt auf das Haus zu. Die Chance, dass uns jemand bemerkte, war gering. Niemand rechnete mit uns, sie hatten anderes im Kopf. Die Baumwollreihen waren dicht und dunkel; ein Kind konnte auf Händen und Knien durch die Sträucher kriechen, ohne entdeckt zu werden.

Meine Komplizin bewegte sich rasch, so geschickt wie die Soldaten, die ich im Kino gesehen hatte. Sie blickte unverwandt zum Haus, schob vorsichtig die Zweige beiseite und bahnte mir einen Weg. Wir sprachen kein Wort und

ließen uns Zeit, näherten uns vorsichtig dem Haus von der Seite. Die Baumwolle wuchs bis zu ihrem Hof, und als wir noch zehn Reihen entfernt waren, blieben wir stehen und verschafften uns einen Überblick über die Lage.

Wir hörten die Latcher-Kinder in der Nähe unseres Pick-ups, der so weit wie möglich von der Veranda entfernt geparkt war. Mein Vater und Mr Latcher saßen auf der Ladefläche und unterhielten sich leise. Die Kinder waren einen Augenblick still, dann redeten sie alle gleichzeitig. Alle schienen zu warten, und nach einer Weile hatte ich den Eindruck, dass sie sich schon lange in Geduld übten.

Vor uns war das Fenster, und unser Schlupfwinkel befand sich näher am Ort der Handlung als die Latchers und mein Vater. Und wir waren wunderbar versteckt; selbst ein Scheinwerfer auf dem Dach des Hauses hätte uns nicht gefunden. Auf einem Tisch gleich hinter dem Fenster brannte eine Kerze. Die Frauen gingen herum, und den Schatten, die auftauchten und verschwanden, nach zu urteilen, waren noch mehr Kerzen im Zimmer verteilt. Das Licht war dämmrig, die Schatten dunkel.

»Gehen wir noch ein Stück weiter«, flüsterte Tally.

Mittlerweile waren fünf Minuten vergangen, und obwohl ich Angst hatte, glaubte ich nicht, dass wir erwischt würden. Wir krochen drei Meter weiter und kauerten uns erneut auf den Boden.

»Das ist nah genug«, sagte ich.

»Vielleicht.«

Der Lichtschein aus dem Zimmer fiel auf den Erdboden vor dem Haus. Das Fenster war weder mit einem Fliegengitter noch mit Vorhängen versehen. Während wir warteten, beruhigte sich mein Herzschlag und meine Atmung wurde

normal. Meine Sinne konzentrierten sich auf unsere Umgebung, und ich begann die Geräusche der Nacht wahrzunehmen - den Chor der Grillen, die am Fluss quakenden Ochsenfrösche, die tiefen, murmelnden Stimmen der Männer in der Ferne.

Auch meine Mutter, Gran und Mrs Latcher sprachen sehr leise. Wir hörten sie, verstanden sie aber nicht.

Als alles ruhig und still war, stieß Libby einen grauenhaften Schrei aus, und ich wäre vor Schreck beinahe aus der Haut gefahren. Ihr gequälter Schrei zog über die Felder, und ich war überzeugt, dass sie gestorben war. Auf dem Pick-up herrschte Schweigen. Sogar die Grillen schienen kurz verstummt zu sein.

»Was ist passiert?«, fragte ich.

»Eine Wehe«, sagte Tally, ohne den Blick vom Fenster zu wenden.

»Was ist das?«

Sie zuckte die Achseln. »Gehört dazu. Es wird noch schlimmer werden.«

»Das arme Mädchen.«

»Sie hat es so gewollt.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich.

»Egal«, sagte sie.

Ein paar Minuten lang war es still, dann hörten wir Libby weinen. Ihre Mutter und Gran versuchten, sie zu trösten. »Es tut mir so Leid«, sagte Libby immer wieder.

»Alles wird gut werden«, sagte ihre Mutter.

»Niemand wird es erfahren«, sagte Gran. Das war offensichtlich eine Lüge, aber vielleicht wurde es Libby davon ein bisschen leichter ums Herz.

»Du wirst ein wunderschönes Baby bekommen«, sagte meine Mutter.

Ein versprengter Latcher schlenderte heran, einer von mittlerer Größe, und schlich zum Fenster, so wie ich ein paar Stunden zuvor, Augenblicke bevor mich Percy mit dem Erdklumpen beinahe schwer verletzt hätte. Er oder sie - ich konnte es nicht erkennen - spähte durch das Fenster und bekam etwas zu sehen, aber plötzlich rief ein älteres Geschwister vom Eck des Hauses: »Lloyd, verschwinde von dem Fenster.«

Sofort zog sich Lloyd zurück und hastete in der Dunkelheit davon. Sein Delikt wurde auf der Stelle Mr Latcher berichtet, und irgendwo in der Nähe wurde ihm grausam der Hintern versohlt. Dazu benutzte Mr Latcher einen Stock. Mehrmals sagte er: »Das nächste Mal nehme ich einen größeren Stock!« Lloyd hielt den tatsächlich benutzten für schlimm genug. Seine Schreie waren wahrscheinlich noch an der Brücke zu hören. Als die Züchtigung vorüber war, brüllte Mr Latcher: »Ich hab euch Kindern gesagt, ihr sollt hier bleiben und euch vom Haus fern halten!«

Wir konnten den Zwischenfall nicht sehen, und das mussten wir auch nicht, um schwer beeindruckt zu sein.

Aber noch mehr entsetzten mich die Härte und die Vielzahl der Schläge, die ich bekommen würde, sollte mein Vater herausfinden, wo ich mich in diesem Moment aufhielt. Ich wollte plötzlich nach Hause.

»Wie lange dauert es, bis ein Baby geboren ist?«, flüsterte ich Tally zu. Falls sie müde war, ließ sie es sich nicht anmerken. Sie kniete auf dem Boden, vollkommen erstarrt, und wandte den Blick nicht vom Fenster.

»Hängt davon ab. Das erste braucht immer lang.«

»Wie lange braucht das siebte?«

»Keine Ahnung. Vermutlich fällt es einfach raus. Wer hat denn sieben Kinder?«

»Libbys Mom. Sieben oder acht. Ich glaub, ihr fällt jedes Jahr eins raus.«

Ich döste gerade ein, als die nächste Wehe einsetzte. Wieder erschütterte sie das Haus, dann folgten wie zuvor Weinen und beruhigende Worte. Anschließend war es erneut still, und mir wurde klar, dass das noch lange so weitergehen konnte.

Als ich meine Augen nicht länger offen halten konnte, rollte ich mich auf dem warmen Boden zwischen zwei Baumwollreihen zusammen. »Meinst du nicht, dass wir gehen sollten?«, flüsterte ich.

»Nein«, sagte sie bestimmt und ohne sich zu rühren.

»Weck mich auf, wenn was passiert«, sagte ich.

Tally wechselte die Haltung. Sie setzte sich im Schneidersitz und hob behutsam meinen Kopf in ihren Schoß. Dann massierte sie meine Schultern und meinen Kopf. Ich wollte nicht einschlafen, aber ich konnte nicht anders.

* * *

Als ich erwachte, fand ich mich in einer seltsamen Welt wieder: Ich lag in einem Feld, in vollkommener Dunkelheit. Ich rührte mich nicht. Der Boden war nicht länger warm, und meine Füße waren kalt. Ich schlug die Augen auf, starrte nach oben und war zu Tode erschrocken, bis ich merkte, dass ich von Baumwollsträuchern umgeben war. In der Nähe hörte ich drängende Stimmen. Jemand sagte: »Libby«, und plötzlich erinnerte ich mich, wo ich war. Ich tastete nach Tally, aber sie war verschwunden.

Ich stand auf und spähte durch die Baumwolle. Die Szenerie hatte sich nicht verändert. Das Fenster war noch immer offen, nach wie vor brannten Kerzen, aber meine Mutter, Gran und Mrs Latcher taten sehr geschäftig.

»Tally!«, flüsterte ich eindringlich und zu laut, wie ich meinte,

aber ich hatte noch mehr Angst als zuvor.

»Pst!«, antwortete sie. »Hier bin ich.«

Ich sah gerade noch ihren Kopf, zwei Reihen vor und rechts von mir. Sie hatte sich natürlich einen Platz mit besserer Sicht gesucht. Ich schlich durch die Sträucher zu ihr.

Das Schlagmal ist achtzehn Meter vom Wurfmal entfernt. Wir waren wesentlich näher am Fenster als achtzehn Meter.

Zwischen uns und dem kleinen Hof vor dieser Seite des Hauses standen nur noch zwei Reihen Baumwolle.

Ich duckte mich auf den Boden und schaute angestrengt, bis ich schließlich die schattenreichen schwitzenden Gesichter von meiner Mutter, meiner Großmutter und Mrs Latcher sah. Sie starrten auf Libby hinunter, die wir natürlich nicht sehen konnten.

Zu diesem Zeitpunkt war ich mir auch nicht länger sicher, ob ich sie überhaupt sehen wollte, aber meine Freundin wollte es unbedingt.

Die Frauen hantierten herum und drängten sie, zu pressen und zu atmen, zu pressen und zu atmen, und versicherten ihr die ganze Zeit, dass alles gut werden würde.

Es klang allerdings nicht so. Das arme Mädchen heulte und ächzte, gelegentlich schrie sie - hohe durchdringende Schreie, die durch die Wände des Zimmers kaum gedämpft wurden. Ihre gepeinigte Stimme war in der stillen Nacht weit zu hören, und ich fragte mich, was ihre kleinen Brüder und Schwestern wohl dachten.

Wenn Libby nicht stöhnte und weinte, sagte sie: »Es tut mir Leid. Es tut mir so Leid.« Und so ging es immer weiter, ein ums andere Mal, der gedankenlose Singsang eines leidenden Mädchens.

»Ist schon in Ordnung, Liebes«, sagte ihre Mutter unzählige

Male.

»Können sie denn nichts tun?«, flüsterte ich.

»Nein, überhaupt nichts. Das Baby kommt, wann es will.«

Ich hätte Tally gern gefragt, woher genau sie so viel übers Kinderkriegen wusste, aber ich hielt den Mund. Es ging mich nichts an, und darauf würde sie mich wahrscheinlich auch hinweisen.

Plötzlich war es ruhig und still in dem Zimmer. Die Chandler-Frauen traten zurück, dann beugte sich Mrs Latcher mit einem Glas Wasser vor. Libby war still.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Nichts.«

Die Pause im Geschehen gab mir Zeit, an andere Dinge zu denken, vor allem daran, erwischt zu werden. Ich hatte genug gesehen. Das Abenteuer war zu Ende. Tally hatte es mit unserem Ausflug zum Bach gleichgesetzt, aber verglichen mit dieser kleinen Eskapade verblasste es. Wir waren seit Stunden fort. Was, wenn Pappy in Rickys Zimmer stolpern würde, um nach mir zu sehen? Was, wenn einer der Spruills aufwachte und nach Tally suchte? Was, wenn mein Vater sich langweilen und nach Hause fahren würde? Die Schläge, die ich bekäme, würden tagelang wehtun, wenn ich sie überhaupt überlebte. Ich war einer Panik nahe, als Libby laut zu stöhnen begann, während die Frauen sie anflehten, zu atmen und zu pressen.

»Da ist es!«, sagte meine Mutter, und es folgte ein hektisches Durcheinander, während die Frauen ihre Patientin belagerten.

»Press weiter!«, sagte Gran laut.

Libby stöhnte noch lauter. Sie war erschöpft, aber wenigstens war ein Ende in Sicht.

»Gib nicht auf, Liebes«, sagte ihre Mutter. »Gib nicht auf.«

Tally und ich saßen völlig reglos da, hypnotisiert von diesem

Drama. Sie nahm meine Hand und drückte sie fest. Ihre Zähne waren zusammengebissen, ihre Augen verwundert aufgerissen.

»Es kommt!«, sagte meine Mutter, und einen kurzen Augenblick lang war es still. Dann hörten wir den Schrei des Neugeborenen, ein kurzer gurgelnder Protestschrei, und ein neuer Latcher war auf der Welt.

»Es ist ein Junge«, sagte Gran und hob das winzige, mit Blut bedeckte Baby hoch.

»Es ist ein Junge«, wiederholte Mrs Latcher.

Libby antwortete nicht.

Ich hatte mehr gesehen, als ich sehen wollte. »Gehen wir«, sagte ich und versuchte, Tally hochzuziehen, aber sie rührte sich nicht.

Gran und meine Mutter kümmerten sich weiter um Libby, während Mrs Latcher das Baby wusch, das sich über etwas ärgerte und laut weinte. Ich dachte unwillkürlich, wie traurig es war, ein Latcher zu werden, in dieses kleine schmutzige Haus mit einem Haufen anderer Kinder hineingeboren zu werden.

Nach ein paar Minuten tauchte Percy am Fenster auf. »Können wir das Baby sehen?«, fragte er und traute sich fast nicht, ins Zimmer zu blicken.

»Gleich«, sagte Mrs Latcher.

Sie scharten sich um das Fenster, die gesamte Latcher-Kollektion, einschließlich des Vaters, der jetzt ein Großvater war, und warteten auf das Neugeborene. Sie standen genau vor uns, wie es schien auf halber Strecke zwischen dem Schlag- und dem Wurfmal, und ich hielt die Luft an aus Angst, dass sie uns hören würden. Aber sie dachten nicht an Eindringlinge. Sie sahen zu dem offenen Fenster, still vor Staunen.

Mrs Latcher brachte das Baby und beugte sich vor, damit es seine Familie kennen lernen konnte. Es erinnerte mich an einen Baseballhandschuh; es war fast so dunkel und in ein Handtuch gewickelt. Einen Moment lang war es still und wirkte ganz und gar unbeeindruckt von dem Haufen Leute, die es betrachteten.

»Wie geht's Libby?«, fragte einer von ihnen.

»Ihr geht's gut«, sagte Mrs Latcher.

»Können wir sie sehen?«

»Nein, jetzt nicht. Sie ist zu müde.« Sie drehte sich mit dem Baby um, und die anderen Latchers kehrten langsam vor das Haus zurück. Meinen Vater sah ich nicht, aber ich wusste, dass er sich irgendwo in der Nähe des Pick-ups aufhielt. Selbst bare Münze hätte ihn nicht dazu gebracht, ein uneheliches Kind anzuschauen.

Ein paar Minuten lang waren die Frauen noch so beschäftigt wie vor der Geburt, aber dann fand ihre Arbeit langsam ein Ende.

Ich erwachte aus meinem Trancezustand und dachte daran, wie weit wir von zu Hause weg waren. »Wir müssen gehen, Tally!«, flüsterte ich nervös. Sie war so weit, und ich folgte ihr. Wir liefen zwischen den Baumwollpflanzen hindurch, bis wir ein ganzes Stück weit vom Haus entfernt waren, dann wandten wir uns nach Süden und rannten an den Reihen entlang. Wir blieben stehen, um uns zu orientieren. Das Licht aus dem Fenster war nicht mehr zu sehen. Der Mond war verschwunden. Vom Haus der Latchers war nichts mehr zu erkennen. Es herrschte totale Dunkelheit.

Wir wandten uns nach Westen, schlugen uns wieder quer durch die Reihen, schoben die Pflanzen beiseite, damit sie uns das Gesicht nicht zerkratzten. Dann waren die Reihen zu Ende

und wir fanden den Weg, der zur Straße führte. Meine Füße und Beine schmerzten, aber wir hatten keine Zeit zu verlieren. Wir rannten zur Brücke. Tally wollte auf das dahinströmende Wasser hinunterschauen, aber ich trieb sie an.

»Jetzt können wir gehen«, sagte sie auf unserer Seite der Brücke, und wir hörten auf zu laufen. Wir gingen schweigend, versuchten beide, Luft zu schöpfen. Wir waren hundemüde; das Abenteuer war es wert gewesen, aber jetzt mussten wir den Preis dafür bezahlen. Wir näherten uns unserer Farm, als wir in unserem Rücken ein Brummen hörten. Scheinwerfer! Auf der Brücke! Entsetzt rannten wir los. Tally hätte mit Leichtigkeit schneller laufen können als ich, was mich gedemütigt hätte, hätte ich Zeit gehabt, mich zu schämen, aber sie bremste sich, damit sie mich nicht verlor.

Ich wusste, dass mein Vater nicht schnell fahren würde, nicht nachts auf unserer Schotterstraße, wenn Gran und meine Mutter dabei waren, trotzdem kamen die Scheinwerfer immer näher. Nahe am Haus sprangen wir über einen kleinen Graben und liefen an einem Feld entlang. Das Motorengeräusch wurde lauter.

»Ich warte hier, Luke«, sagte sie und blieb am Rand unseres Hofs stehen. Der Pick-up hatte uns fast eingeholt. »Du läufst zur Veranda hinter dem Haus und schleichst dich rein. Ich warte, bis sie im Haus sind. Beeil dich.«

Ich lief weiter, raste wie der Blitz um das Haus, als der Wagen auf den Hof fuhr. Ich schlich lautlos in die Küche, dann in Rickys Zimmer, wo ich nach einem Kopfkissen griff und mich auf den Boden neben dem Fenster legte. Ich war zu schmutzig und zu nass geschwitzt, um mich ins Bett zu legen, und ich betete, dass sie zu müde wären, um nach mir zu sehen. Sie kamen leise in die Küche. Flüsternd zogen sie Schuhe und

Stiefel aus. Ein Lichtstrahl fiel schräg in mein Zimmer. Ihre Schatten bewegten sich hindurch, aber niemand sah nach dem kleinen Luke. Innerhalb von Minuten lagen sie im Bett, und das Haus war wieder still. Ich hatte vor, ein bisschen zu warten, mich dann in die Küche zu stehlen und mir mit einem Waschlappen Gesicht und Hände zu waschen. Anschließend würde ich mich ins Bett legen und für alle Ewigkeit schlafen. Sollten sie mich hören, würde ich einfach sagen, dass ich bei ihrer Rückkehr aufgewacht wäre. Diesen Plan schmiedete ich noch, bevor ich endgültig einschlief.

Ich weiß nicht, wie lange ich schlief, aber es schienen nur Minuten gewesen zu sein. Pappy kniete vor mir und fragte mich, warum ich auf dem Boden lag. Ich versuchte zu antworten, brachte aber nichts heraus. Ich war gelähmt vor Müdigkeit.

»Sind nur wir beide«, sagte er. »Die anderen schlafen noch.« Seine Stimme triff vor Verachtung.

Noch immer unfähig zu sprechen oder zu denken, folgte ich ihm in die Küche, wo der Kaffee dampfte. Wir aßen schweigend Brötchen mit Sorghum-Sirup. Pappy war natürlich gereizt, weil er ein richtiges Frühstück erwartet hatte. Und er war wütend, weil Gran und meine Eltern schliefen, statt sich auf die Arbeit vorzubereiten.

»Dieses Latcher-Mädchen hat letzte Nacht ein Baby gekriegt«, sagte er und wischte sich den Mund ab. Dieses Latcher-Mädchen und ihr neues Baby sabotierten unsere Ernte und unser Frühstück, und Pappy konnte sich kaum noch beherrschen.

»Ja?«, sagte ich und versuchte, erstaunt zu wirken.

»Ja, aber den Vater haben sie immer noch nicht gefunden.«

»Nein?«

»Nein. Sie wollen, dass niemand davon erfährt, also erzähl nichts, okay?«

»Ja, Sir.«

»Beeil dich. Wir müssen los.«

»Wann sind sie nach Hause gekommen?«

»Um drei.«

Er ging hinaus und ließ den Traktor an. Ich stellte die Teller in die Spüle und sah nach meinen Eltern. Sie lagen totenstill da; ich hörte nur ihr tiefes Atmen. Am liebsten hätte ich meine Stiefel ausgezogen, mich zu ihnen ins Bett gelegt und eine Woche lang geschlafen. Stattdessen schleppte ich mich hinaus. Die Sonne ging gerade über den Bäumen im Osten auf. In der Ferne sah ich die Silhouetten der Mexikaner, die auf die Felder gingen.

Die Spruills schlurften über den Hof. Tally war nirgendwo zu sehen. Ich fragte Bö nach ihr, und er sagte, dass sie sich nicht wohl fühle. Möglicherweise hatte sie sich den Magen verdorben. Pappy hörte es und wurde noch frustrierter. Ein weiterer Baumwollpflücker im Bett statt auf dem Feld. Ich dachte nur eins: Warum war ich nicht auf einen verdorbenen Magen gekommen?

Wir fuhren eine Viertelmeile zu der Stelle, wo der halb volle Anhänger sich wie ein Denkmal zwischen den flachen Feldern erhob und uns zu einem weiteren Tag der Plackerei aufforderte. Wir nahmen unsere Säcke und begannen langsam zu pflücken. Ich wartete, bis Pappy tief in einer Reihe verschwunden war, dann entfernte ich mich möglichst weit von ihm und den Spruills.

Eine Stunde lang arbeitete ich hart. Die Baumwolle war feucht und weich, und die Sonne stand noch tief. Mein Motiv war weder Geld noch Angst, vielmehr suchte ich nach einem weichen Plätzchen zum Schlafen.

Als ich mich tief in den Feldern befand, wo mich niemand finden würde, und so viel Baumwolle im Sack hatte, dass er als kleine Matratze zu verwenden war, legte ich mich hin.

Mein Vater kam am Vormittag und wählte aus den achtzig Morgen ausgerechnet die Reihe neben meiner. »Luke!«, sagte er ärgerlich, als er über mich stolperte. Er war zu erstaunt, um mich auszuschimpfen, und als ich zur Besinnung kam, klagte ich über Bauchschmerzen und Kopfweh, und obendrein erwähnte ich noch die Tatsache, dass ich in der Nacht nicht viel geschlafen hätte.

»Warum nicht?«, fragte er, über mir schwebend.

»Ich hab gewartet, dass ihr zurückkommt.« Diese Aussage enthielt ein Körnchen Wahrheit.

»Und warum hast du auf uns gewartet?«

»Ich wollte wissen, was mit Libby ist.«

»Sie hat ein Kind gekriegt. Was willst du noch wissen?«

»Pappy hat's mir schon gesagt.« Ich stand langsam auf und versuchte so krank wie möglich zu wirken.

»Geh zum Haus«, sagte er und wandte sich wortlos ab.

* * *

Chinesische und nordkoreanische Truppen lockten einen amerikanischen Konvoi in der Nähe von Pyong-Yang in einen Hinterhalt, töteten mindestens achtzig Soldaten und nahmen viele Gefangene. Mr Edward R. Murray eröffnete mit dieser Meldung die Abendnachrichten, und Gran begann zu beten. Wie immer saß sie mir gegenüber am Küchentisch. Meine

Mutter lehnte an der Spüle, und auch sie hielt inne und schloss die Augen. Pappy hustete auf der hinteren Veranda. Auch er hörte zu.

Die Friedensgespräche waren abgebrochen worden, und die Chinesen sandten mehr Truppen nach Korea. Mr Murray sagte, dass der Waffenstillstand, der schon in Reichweite schien, jetzt unmöglich war. Seine Worte klangen an diesem Abend etwas ernster, oder vielleicht waren wir auch nur erschöpfter als sonst. Die Nachrichten wurden für Werbung unterbrochen, dann machte er mit einer Meldung über ein Erdbeben weiter. Gran und meine Mutter bewegten sich langsam in der Küche, bis Pappy hereinkam. Er fuhr mir durchs Haar, als wäre alles in Ordnung. »Was gibt's zum Essen?«, fragte er.

»Schweinekoteletts«, antwortete meine Mutter.

Auch mein Vater kam herein, und wir setzten uns. Nachdem Pappy das Essen gesegnet hatte, beteten wir alle für Ricky. Geredet wurde so gut wie nicht; wir dachten alle an Korea, aber niemand wollte darüber sprechen.

Meine Mutter erzählte von einem Vorhaben ihrer Sonntagsschulklasse, als ich das leise Quietschen der Fliegengittertür auf der hinteren Veranda hörte. Niemand außer mir hörte es. Es war windstill, und nichts konnte an der Tür rütteln. Ich hörte auf zu essen. »Was ist los, Luke?«, fragte Gran. »Ich glaub, ich hab was gehört«, sagte ich.

Alle blickten zur Tür. Nichts. Sie aßen weiter.

Dann trat Percy Latcher in die Küche, und wir erstarrten. Er machte zwei Schritte in den Raum und blieb stehen, als hätte er sich verirrt. Er war barfuß, von Kopf bis Fuß verdreckt, und seine Augen waren gerötet, als hätte er stundenlang geweint. Er sah uns an; wir sahen ihn an. Pappy wollte aufstehen, um die

Lage zu klären. Ich sagte: »Das ist Percy Latcher.«
Pappy blieb sitzen, das Messer in der rechten Hand. Percys Augen waren glasis, und wenn er atmete, stieß er einen leisen stöhnenden Laut aus, als wollte er seine Wut unterdrücken. Oder vielleicht war er verletzt oder jemand auf der anderen Seite des Flusses war krank und er war zu uns gerannt, um Hilfe zu holen.

»Was ist, Junge?«, fuhr Pappy ihn an. »Normalerweise klopft man an, bevor man eintritt.«

Percy fixierte Pappy mit seinem unerschrockenen Blick und sagte: »Ricky war es.«

»Ricky war was?«, fragte Pappy. Seine Stimme klang milder, als würde er bereits den Rückzug antreten.

»Ricky war es.«

»Ricky war was?«, wiederholte Pappy.

»Das Baby ist von ihm«, sagte Percy. »Es ist von Ricky.«

»Halt den Mund, Junge!«, fuhr Pappy ihn an und klammerte sich an die Tischkante, als würde er sonst zur Tür stürzen und das arme Kind schlagen.

»Sie wollte nicht, aber er hat sie dazu überredet«, sagte Percy und starrte mich statt Pappy an. »Dann ist er in den Krieg.«

»Behauptet sie das?«, fragte Pappy wütend.

»Schrei nicht so, Eli«, sagte Gran. »Er ist doch noch ein Kind.« Gran holte tief Luft und schien als Erste ernsthaft die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass sie bei der Geburt ihres Enkelkinds assistiert hatte.

»Das hat sie gesagt«, sagte Percy. »Und es stimmt.«

»Luke, geh in dein Zimmer und mach die Tür zu«, sagte mein Vater und riss mich aus meiner Trance.

»Nein«, sagte meine Mutter, bevor ich mich bewegen konnte.

»Das geht uns alle an. Er kann bleiben.«

»Er sollte das nicht hören.«

»Er hat es bereits gehört.«

»Er soll bleiben«, sagte Gran und schlug sich auf die Seite meiner Mutter. Sie nahmen an, dass ich bleiben wollte. Was ich in diesem Augenblick allerdings wirklich wollte, war hinauszurennen, Tally zu suchen und mit ihr einen langen Spaziergang zu machen - fort von ihrer verrückten Familie, fort von Ricky und Korea, fort von Percy Latcher.

Aber ich rührte mich nicht.

»Haben dich deine Eltern geschickt?«, fragte meine Mutter.

»Nein, Ma'am. Sie wissen nicht, wo ich bin. Das Baby hat den ganzen Tag geweint. Libby ist verrückt geworden, sie redet nur davon, von der Brücke zu springen und sich umzubringen und so Zeug, und sie hat mir erzählt, was Ricky getan hat.«

»Hat sie es auch deinen Eltern erzählt?«

»Ja, Ma'am. Alle wissen es.«

»Du meinst, alle in deiner Familie.«

»Ja, Ma'am. Sonst haben wir es niemand gesagt.«

»Das tut ihr besser auch nicht«, sagte Pappy und stöhnte. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, ließ die Schultern hängen, schien besiegt. Wenn Libby Latcher behauptete, dass Ricky der Vater sei, würden ihr alle glauben. Er war nicht hier, um sich zu verteidigen. Und wenn sie beide schwören müssten, würden mehr Leute Libby glauben als Ricky angesichts seines Rufs als Tunichtgut.

»Hast du schon gegessen, Sohn?«, fragte Gran.

»Nein, Ma'am.«

»Hast du Hunger?«

»Ja, Ma'am.«

Auf dem Tisch stand Essen, das niemand mehr anrührte. Uns

Chandlers war der Appetit vergangen. Pappy schob seinen Stuhl zurück und sagte: »Er kann meins haben.« Er stand auf und ging aus der Küche auf die vordere Veranda. Mein Vater folgte ihm wortlos.

»Setz dich, Sohn«, sagte Gran und deutete auf Pappys Stuhl. Sie brachten ihm einen Teller mit Essen und ein Glas mit süßem Tee. Er setzte sich und aß langsam. Auch Gran ging auf die vordere Veranda und ließ mich und meine Mutter mit Percy allein. Er sagte nichts, außer er wurde angesprochen.

* *

Nach einer ausführlichen Beratung auf der vorderen Veranda, eine Diskussion, die Percy und ich versäumten, weil wir auf die hintere Veranda verbannt wurden, verfrachteten Pappy und mein Vater den Jungen in den Pick-up und brachten ihn nach Hause. Ich saß neben Gran auf der Schaukel, als sie davonfuhren. Es wurde gerade dunkel. Meine Mutter pulte Wachsbohnen.

»Wird Pappy mit Mr Latcher reden?«, fragte ich.

»Das wird er bestimmt«, sagte meine Mutter.

»Worüber werden sie reden?« Ich hatte tausend Fragen und nahm an, dass ich jetzt das Recht hatte, alles zu erfahren.

»Sie werden bestimmt über das Baby reden«, sagte Gran. »Und über Ricky und Libby.«

»Werden sie streiten?«

»Nein. Sie werden sich einigen.«

»Worüber werden sie sich einigen?«

»Sie werden sich einigen, nicht über das Baby zu sprechen und Rickys Namen aus der Sache herauszuhalten.«

»Das gilt auch für dich, Luke«, sagte meine Mutter. »Das ist ein dunkles Geheimnis.«

»Ich werd's niemandem erzählen«, sagte ich im Brustton der Überzeugung. Der Gedanke, dass die Chandlers und die Latchers jetzt irgendwie verwandt wären, entsetzte mich.

»War es wirklich Ricky?«, fragte ich.

»Natürlich nicht«, sagte Gran. »Die Latchers sind nicht vertrauenswürdig. Sie sind keine guten Christen; deswegen wurde das Mädchen schwanger. Wahrscheinlich werden sie Geld wollen.«

»Geld?«

»Wir wissen nicht, was sie wollen«, sagte meine Mutter.

»Glaubst du, dass er es war, Mom?«

Sie zögerte, bevor sie leise sagte: »Nein.«

»Ich glaub's auch nicht«, sagte ich. Damit war unser Urteil einstimmig. Ich würde Ricky immer verteidigen, und sollte jemand das Latcher-Baby erwähnen, würde ich denjenigen zum Kampf fordern.

Aber Ricky war der plausibelste Verdächtige, und wir alle wussten es. Die Latchers verließen ihre Farm nur selten. Die Jeters, die zwei Meilen von ihrem Haus entfernt lebten, hatten einen Sohn, aber ich hatte ihn nie in der Nähe des Flusses gesehen. Niemand außer uns wohnte wirklich in ihrer Nähe. Ricky war der nächste Kater gewesen.

Kirchenangelegenheiten wurden plötzlich sehr wichtig, und die Frauen sprachen ununterbrochen darüber. Ich hatte noch viele Fragen auf dem Herzen, aber ich kam nicht zu Wort.

Schließlich gab ich auf und ging in die Küche, um mir das Spiel der Cardinals anzuhören.

Ich wäre nur zu gern hinten auf unserem Pick-up drüben bei den Latchers gewesen und hätte die Männer dabei belauscht, wie sie über die Sache verhandelten.

Lange nachdem ich ins Bett geschickt worden war, lag ich noch

wach und kämpfte gegen den Schlaf an, denn die Luft war erfüllt von Stimmen. Wenn meine Großeltern im Bett redeten, hörte ich ihre leisen Stimmen am anderen Ende des schmalen Flurs. Ich verstand kein Wort, und sie taten ihr Bestes, dass niemand sie hörte. Aber manchmal, wenn sie sich Sorgen machten oder über Ricky sprachen, waren sie gezwungen, sich noch spätabends zu unterhalten. Ich lag in seinem Bett und horchte auf die gedämpften Laute. Mir war klar, dass die Lage ernst war.

Meine Eltern zogen sich auf die vordere Veranda zurück, saßen auf der Treppe und warteten, dass eine Brise Erleichterung von der unbarmherzigen Hitze brächte. Zuerst unterhielten sie sich flüsternd, aber ihre Last war zu schwer und ließ sich nicht unterdrücken. In der Gewissheit, dass ich schlafen würde, sprachen sie lauter als üblich.

Ich schlüpfte aus dem Bett und kroch über den Boden wie eine Schlange, blickte aus dem Fenster und sah sie nicht weit entfernt draußen sitzen. Sie wandten mir den Rücken zu.

Ich horchte auf jedes Wort. Die Sache bei den Lachers war nicht gut gegangen. Libby war irgendwo hinten im Haus mit dem Baby, das pausenlos schrie. Alle Lachers schienen von dem Geschrei genervt und erschöpft. Mr Lacher war wütend auf Percy, weil er zu uns gekommen war, aber noch wütender wurde er, als sie über Libby sprachen. Sie behauptete, dass sie mit Ricky nichts habe anfangen wollen, er jedoch habe sie dazu gebracht. Pappy leugnete es, hatte jedoch keine Beweise dafür. Er leugnete alles und sagte, er bezweifle, dass Ricky Libby überhaupt kenne.

Aber es gab Zeugen. Mr Lacher sagte, dass Ricky zweimal, kurz nach Weihnachten, in Pappys Pick-up auf ihren Hof

gefahren sei und Libby abgeholt habe. Sie waren nach Monette gefahren, wo Ricky Libby ein Soda spendierte.

Sollte diese Geschichte wirklich stimmen, meinte mein Vater jetzt, dann habe sich Ricky für Monette entschieden, weil ihn dort weniger Leute kannten. In Black Oak war er nie mit der Tochter eines kleinen Farmpächters gesehen worden.

»Sie ist ein sehr hübsches Mädchen«, sagte meine Mutter.

Der nächste Zeuge war ein Junge, der gerade mal zehn Jahre alt war. Mr Latcher rief ihn aus der Gruppe, die sich um die Treppe scharte. Er bezeugte, dass er Pappys Pick-up am Ende eines Baumwollfelds neben einem Dickicht habe stehen sehen. Er schlich zu dem Wagen und kam nahe genug, um zu sehen, wie Libby und Ricky sich küssten. Er hatte es aus Angst verschwiegen und war erst ein paar Stunden zuvor mit der Geschichte herausgerückt.

Die Chandlers hatten natürlich keine Zeugen. Auf unserer Seite des Flusses hatte es keinerlei Hinweise auf eine knospende Liebe gegeben. Ricky hatte sicherlich auch niemandem davon erzählt. Pappy hätte ihn geschlagen.

Mr Latcher sagte, dass er schon die ganze Zeit vermutet habe, dass Ricky der Vater sei, aber Libby habe es geleugnet. Und tatsächlich gab es noch zwei andere Jungen, die sich für sie interessiert hatten. Aber jetzt hatte sie alles gestanden - dass Ricky sie gezwungen habe, dass sie das Baby nicht wolle.

»Wollen sie, dass wir es nehmen?«, fragte meine Mutter.

Beinahe hätte ich vor Schmerz laut gestöhnt.

»Nein, das glaube ich nicht«, sagte mein Vater. »Ein Baby mehr fällt bei ihnen nicht auf.«

Meine Mutter meinte, dass das Baby ein gutes Zuhause verdiente. Mein Vater sagte, das komme nicht in Frage, solange Ricky nicht zugebe, der Vater zu sein. Was nicht

wahrscheinlich war, so wie ich Ricky kannte.

»Hast du das Baby gesehen?«, fragte meine Mutter.

»Nein.«

»Es ist Ricky wie aus dem Gesicht geschnitten«, sagte sie.

Ich erinnerte mich an den jüngsten Latcher als an einen kleinen Gegenstand, der kaum menschlich ausgesehen hatte, sondern mehr wie mein Baseballhandschuh. Aber meine Mutter und Gran verbrachten Stunden damit, die Gesichter der Leute zu studieren und zu entscheiden, wer wem nachschlug, von wem die Augen stammten, die Nase, das Haar. In der Kirche betrachteten sie Babys und sagten: »Oh, er ist eindeutig ein Chisenhall.« Oder: »Schaut euch nur seine Augen an, die hat er von seiner Großmutter.«

Ich fand, dass sie alle wie kleine Puppen aussahen.

»Du glaubst also, dass er ein Chandler ist?«, fragte mein Vater.

»Daran gibt es keinen Zweifel.«

Wieder war es Samstag, aber wir waren nicht freudig erregt wie an anderen Samstagen, wenn wir in die Stadt fuhren. Es war klar, dass wir fahren würden, denn wir ließen nie zwei Samstage nacheinander aus. Gran brauchte Lebensmittel, insbesondere Mehl und Kaffee, und meine Mutter musste in den Drugstore. Mein Vater war seit zwei Wochen nicht mehr im Co-op gewesen. Ich hatte in der Angelegenheit nicht mitzureden, aber meine Mutter wusste, wie wichtig die samstägliche Nachmittagsvorstellung für die Entwicklung eines Kindes war, vor allem für ein Farmerskind, das ansonsten wenig Kontakt mit dem Rest der Welt hatte. Ja, wir fuhren in die Stadt, aber ohne die gewohnte Begeisterung. Ein neues Schreckgespenst bedrohte uns, das weit

furchterregender war als die Sache mit Hank Spruill. Was, wenn jemand hörte, was die Latchers erzählten? Es genügte eine Person, ein leises Flüstern an einem Ende der Main Street, und die Geschichte würde in der Stadt wüten wie ein Steppenbrand. Die Frauen im Laden von Pop und Pearl würden ihre Körbe fallen lassen und die Hand ungläubig vor den Mund halten. Die alten Farmer im Co-op würden grinsen und sagen: »Wundert mich nicht.« Die älteren Kinder in der Kirche würden mit dem Finger auf mich zeigen, als wäre ich irgendwie der Schuldige. Die Stadt würde das Gerücht aufgreifen, als wäre es die in den Evangelien verbürgte Wahrheit, und das Chandlersche Blut wäre für immer mit einem Makel behaftet.

Deswegen wollte ich nicht in die Stadt. Ich wollte zu Hause bleiben und Baseball spielen und vielleicht mit Tally spazieren gehen.

Während des Frühstücks wurde kaum geredet. Wir waren noch immer niedergeschlagen, vermutlich weil wir insgeheim alle die Wahrheit kannten. Ricky hatte ein kleines Andenken hinterlassen. Ich fragte mich, ob er von Libby und dem Baby wusste, aber ich wollte das Thema nicht ansprechen. Ich würde irgendwann meine Mutter fragen.

»In der Stadt ist Jahrmarkt«, sagte Pappy. Plötzlich sah der Tag besser aus. Meine Gabel blieb mitten in der Luft stehen.

»Wann fahren wir?«, fragte ich.

»Wie immer. Nach dem Mittagessen«, sagte Pappy.

»Wie lange bleiben wir?«

»Das werden wir sehen«, sagte er.

Der Jahrmarkt bestand aus einer wandernden Truppe Zigeuner mit einem lustigen Akzent, die im Winter in Florida lebten und im Herbst, wenn die Ernte in vollem Gang war und die

Leute Geld in den Taschen hatten, die kleinen Farmstädtchen abklapperten. Normalerweise kamen sie unerwartet an einem Donnerstag an, schlugen auf dem Baseballfeld unerlaubterweise ihre Zelte auf und blieben über das Wochenende. Nichts erregte Black Oak so sehr wie der Jahrmarkt.

Jedes Jahr war er anders. Einmal brachten sie einen Elefanten und eine riesige Karettschildkröte mit. Dann wieder gab es überhaupt keine Tiere, sondern nur Menschen mit Auffälligkeiten - stolpernde Zwerge, das Mädchen mit sechs Fingern an jeder Hand, der Mann mit drei Beinen. Aber jedes Jahr gab es ein Riesenrad, ein Kinderkarussell und zwei oder drei andere Fahrbetriebe, die quietschten und ratterten und alle Mütter in Angst und Schrecken versetzten. Das Kettenkarussell war so ein Fahrbetrieb gewesen, ein Kreis mit an Ketten hängenden Sitzen, der sich schneller und schneller drehte, bis die Fahrgäste hoch über dem Erdboden dahinfliegen und schreien und darum baten, das Karussell anzuhalten. Ein paar Jahre zuvor war in Monette eine Kette gerissen, ein kleines Mädchen wurde durch die Luft geschleudert und knallte gegen einen Wohnwagen. In der nächsten Woche stand das Kettenkarussell in Black Oak, mit neuen Ketten, und die Leute standen Schlange, um damit zu fahren.

Es gab Stände, wo man mit Ringen oder Pfeilen warf oder mit Pistolen schoss, um Preise zu gewinnen. Bei manchen Jahrmärkten waren Wahrsager dabei, bei anderen Fotografen, bei wieder anderen Zauberer. Alle waren laut und farbenprächtig und aufregend. Die Kunde verbreitete sich schnell im ganzen Distrikt, die Menschen kamen scharenweise, und in ein paar Stunden würde Black Oak überlaufen sein. Ich konnte es kaum erwarten.

Vielleicht, so dachte ich, wäre die Aufregung wegen des

Jahrmarkts größer als die Neugier auf Libby Latcher. Ich schlang mein Brötchen hinunter und lief nach draußen.

»In der Stadt ist Jahrmarkt«, flüsterte ich Tally zu, als wir uns am Traktor trafen, um auf die Felder zu fahren.

»Fahrt ihr alle hin?«, fragte sie.

»Na klar. Niemand versäumt den Jahrmarkt.«

»Ich weiß ein Geheimnis«, flüsterte sie und sah sich rasch um.

»Was für eins?«

»Ich hab's gestern Abend gehört.«

»Wo hast du es gehört?«

»Neben eurer Veranda vor dem Haus.«

Ich mochte nicht, wie sie mich hinhielt. »Was hast du gehört?«

Sie beugte sich noch näher zu mir. »Es ging um Ricky und dieses Latcher-Mädchen. Du hast einen neuen Cousin.« Ihre Worte waren grausam, ihr Blick war hinterhältig. Das war nicht die Tally, die ich kannte.

»Was hast du dort gemacht?«, wollte ich wissen.

»Geht dich nichts an.«

Pappy trat aus dem Haus und steuerte auf den Traktor zu.

»Erzähl es besser niemandem«, sagte ich zwischen zusammengebißenen Zähnen.

»Wir behalten doch alle unsere Geheimnisse für uns, weißt du noch?«, sagte sie und entfernte sich. »Ja.«

Ich aß hastig zu Mittag und eilte dann hinaus, um geschrubbt und gewaschen zu werden. Meine Mutter wusste, dass ich so schnell wie möglich in die Stadt wollte, und verschwendete keine Zeit.

Alle zehn Mexikaner drängten sich mit mir und meinem Vater auf die Ladefläche des Pick-ups, und wir fuhren los. Cowboy hatte die ganze Woche mit gebrochenen Rippen Baumwolle

gepflückt, was Pappy und mein Vater sehr wohl bemerkt hatten. Sie bewunderten ihn. »Diese Leute sind hart im Nehmen«, hatte Pappy gesagt.

Die Spruills wuselten herum und versuchten, uns einzuholen. Tally hatte die Kunde vom Jahrmarkt verbreitet, und sogar Trot schien sich zielstrebig zu bewegen.

Als wir über den Fluss fuhren, blickte ich unverwandt den Feldweg entlang, der zum Haus der Latchers führte, aber ihre kleine Hütte war nicht zu sehen. Ich schaute zu meinem Vater. Auch er sah hin, sein Blick hart, nahezu wütend. Wie konnte es dazu kommen, dass diese Leute in unser Leben eindringen?

Wir krochen die Schotterstraße entlang, und bald hatten wir die Felder der Latchers hinter uns gelassen. Als wir die Landstraße erreichten, träumte ich wieder vom Jahrmarkt. Unser Fahrer ließ sich jedoch nicht drängen. Da der Wagen mit Menschen voll beladen war, bezweifelte ich, dass er siebenunddreißig Meilen schaffen würde, und Pappy trieb ihn bestimmt nicht an. Mir schien, wir waren eine Stunde unterwegs.

Sticks Streifenwagen stand neben der Baptistenkirche. Der Verkehr auf der Main Street kam nur langsam voran, die Gehsteige brodelten vor Aktivität. Wir parkten, und die Mexikaner zerstreuten sich. Stick trat unter einem schattigen Baum hervor und kam direkt auf uns zu. Gran und meine Mutter gingen in die Läden. Ich blieb bei den Männern, denn sie hatten ernste Angelegenheiten zu besprechen.

»Hallo, Eli. Jesse«, sagte Stick, den Hut schief auf dem Kopf, einen Grashalm im Mundwinkel.

»Tag, Stick«, sagte Pappy. Mein Vater nickte nur. Sie waren nicht in die Stadt gefahren, um Zeit mit Stick zu

verschwenden, der sie sowieso nur aufbrachte.

»Ich denk dran, den Spruill-Jungen zu verhaften«, sagte Stick.

»Mir egal, was du tust«, konterte Pappy. Er konnte seinen Zorn kaum mehr beherrschen. »Warte bloß, bis die Baumwolle gepflückt ist.«

»Einen Monat kannst du bestimmt warten«, sagte mein Vater. Stick kaute auf dem Grashalm herum, spuckte aus und sagte: »Vermutlich.«

»Er ist ein guter Arbeiter«, sagte mein Vater. »Und wir haben jede Menge Baumwolle. Wenn du ihn jetzt festnimmst, verlieren wir sechs Arbeiter. Du weißt doch, wie diese Leute sind.«

»Vermutlich kann ich warten«, sagte Stick noch einmal. Er schien bestrebt, einen Kompromiss zu finden. »Ich hab mit 'ner Menge Leute geredet und bin mir nicht so sicher, dass euer Junge hier die Wahrheit sagt.« Er sah mich an und scharrte im Kies.

»Zieh ihn da nicht mit hinein, Stick«, sagte mein Vater. »Er ist noch ein Kind.«

»Er ist erst sieben!«, sagte Pappy. »Warum suchst du dir nicht ein paar richtige Zeugen?«

Stick riss die Schultern nach hinten, als wäre er geschlagen worden.

»Hier ist mein Vorschlag«, sagte Pappy. »Du lässt Hank in Ruhe, bis die Baumwolle geerntet ist, dann komm ich in die Stadt und lass dich wissen, dass wir mit ihm fertig sind. Was du dann mit ihm tust, ist mir egal.«

»Könnte funktionieren«, sagte Stick.

»Aber ich glaub noch immer nicht, dass du damit durchkommen wirst. Es waren drei gegen einen, Stick, die Geschworenen werden ihn nicht schuldig sprechen.«

»Wir werden sehen«, sagte Stick selbstzufrieden. Er ging davon, die Daumen in den Hosentaschen, gerade großspurig genug, um uns zu ärgern.

»Darf ich auf den Jahrmarkt?«, fragte ich.

»Natürlich darfst du«, sagte Pappy.

»Wie viel Geld hast du dabei?«, fragte mein Vater.

»Vier Dollar.«

»Wie viel willst du ausgeben?«

»Vier Dollar.«

»Ich denke, zwei reichen.«

»Wie wär's mit drei?«

»Also gut, zwei fünfzig, okay?«

»Ja, Sir.« Ich rannte fort von der Kirche, den Gehsteig entlang, schlängelte mich zwischen Passanten hindurch und war bald beim Baseballfeld, das sich gegenüber dem Co-op, dem Dixie-Kino und dem Billardsalon befand. Der Jahrmarkt nahm das ganze Feld ein, vom Zaun hinter dem Fänger bis zur Begrenzung des Außenfelds. Das Riesenrad stand in der Mitte, umgeben von kleineren Karussells, Ständen und Schaubuden. Schrille Musik dröhnte aus den Lautsprechern der Karussells. Die Leute standen bereits in langen Reihen an. Ich roch Popcorn und Bratwürste und irgendetwas, das in Fett frittiert wurde.

Ich ging zum Stand mit der Zuckerwatte. Sie kostete zehn Cent, aber ich hätte auch erheblich mehr dafür bezahlt. Dewayne fand mich, als ich ein paar älteren Jungen dabei zusah, wie sie mit Luftgewehren auf kleine Enten schossen, die in einem Teich schwammen. Keiner traf, und zwar weil laut Pappy die Visierung falsch eingestellt war.

Kandierte Äpfel kosteten ebenfalls zehn Cent. Jeder von uns

kaufte sich einen, und dann sahen wir uns in aller Ruhe den Jahrmarkt an. Da war eine Hexe in einem langen schwarzen Kleid, mit schwarzen Haaren, alles an ihr war schwarz, und für fünfundzwanzig Cent sagte sie einem die Zukunft voraus. Eine alte Frau mit dunklen Augen tat das Gleiche mit Tarotkarten zum selben Preis. Ein farbenprächtig gekleideter Mann mit einem Mikrofon erriet für zehn Cent das Alter oder das Gewicht einer Person. Wenn er sich um mehr als drei Jahre oder zehn Pfund verschätzte, bekam man einen Preis. Die Schaubuden boten die üblichen Spiele - man konnte mit Bällen auf Milchkannen werfen, mit Basketbällen in zu kleine Körbe, mit Pfeilen auf Luftballons, Ringe über Flaschen.

Wir schlenderten über den Jahrmarkt, genossen den Lärm und die Aufregung. Eine Menschenmenge versammelte sich an einem Ende, und wir wandten uns ebenfalls dorthin. Ein großes Schild verkündete die Anwesenheit von »Samson, dem stärksten Ringer der Welt, direkt aus Ägypten«. Darunter lag eine quadratische Matte, an den Ecken standen gepolsterte Stangen, die mit Seilen verbunden waren. Samson befand sich nicht im Ring, aber er würde in wenigen Augenblicken auftreten, das behauptete jedenfalls Delilah, eine große stattliche Frau mit einem Mikrofon. Ihr Kostüm ließ ihre Beine und viel von ihren Brüsten frei, und bestimmt war nie zuvor so viel Haut öffentlich in Black Oak ausgestellt worden. Sie erklärte einem schweigenden, überwiegend männlichen Publikum, dass die Regeln einfach wären. Samson würde jedem den zehnfachen Einsatz zahlen, der eine Minute bei ihm im Ring blieb. »Nur sechzig Sekunden!«, rief sie. »Und das Geld gehört Ihnen!« Ihr Akzent klang merkwürdig genug, um uns davon zu überzeugen, dass sie wirklich aus einem fremden Land stammten. Ich kannte niemanden aus Ägypten, wusste

aber aus der Sonntagsschule, dass Moses dort einige Abenteuer hatte bestehen müssen.

Sie stolzierte vor dem Ring auf und ab, und die Männer ließen sie nicht aus den Augen. »Auf dieser Tour hat Samson schon dreihundert Kämpfe in Folge gewonnen«, sagte sie herausfordernd. »Zum letzten Mal verlor Samson in Russland, wo ihn drei Männer besiegten, die noch dazu unfair kämpften.« Musik dröhnte aus dem einzelnen Lautsprecher, der an dem Schild befestigt war. »Und jetzt, meine Damen und Herren«, rief sie lauter als die Musik, »präsentiere ich Ihnen den wahren, den einzigen, den stärksten Ringer der Welt, den unglaublichen Samson!«

Ich hielt den Atem an.

Er sprang hinter einem Vorhang hervor und in den Ring, während die Leute halbherzig applaudierten. Warum sollten wir für ihn klatschen? Er war hier, um uns zu verprügeln. Sein Haar fiel mir als Erstes auf. Es war schwarz und gewellt und reichte ihm wie bei einer Frau bis zu den Schultern. Ich hatte Illustrationen des Alten Testaments gesehen, auf denen die Männer so lange Haare hatten, aber das war vor fünftausend Jahren gewesen. Er war ein Riese von einem Mann, von stämmiger Statur, seine Schultern und seine Brust waren muskelbepackt. Seine Arme waren mit schwarzen Haaren bedeckt und wirkten stark genug, um ganze Häuser hochzuheben. Damit wir seine Figur angemessen würdigen konnten, trug er kein Hemd. Obwohl wir Monate auf den Feldern verbracht hatten, war seine Haut noch viel dunkler als unsere, und das überzeugte mich endgültig davon, dass er aus der Fremde stammte. Er hatte gegen Russen gekämpft! Im Rhythmus der Musik marschierte er durch den Ring und

ließ dabei seine ungeheuren Muskeln spielen. Das machte er so lange, bis wir alles gesehen hatten, was er auf zuweisen hatte, was meiner Meinung nach mehr als genug war.

»Wer traut sich als Erster!«, schrie Delilah ins Mikrofon, als die Musik verstummte. »Zwei Dollar Mindesteinsatz!«

Die Menge war plötzlich mucksmäuschenstill. Nur ein Narr würde sich in den Ring wagen.

»Ich hab keine Angst«, rief jemand, und während wir noch ungläubig zusahen, trat ein junger Mann vor, den ich nicht kannte, und reichte Delilah zwei Dollar. Sie nahm das Geld und sagte: »Zehnfacher Einsatz. Sechzig Sekunden im Ring, und Sie haben zwanzig Dollar gewonnen.« Sie hielt dem jungen Mann das Mikrofon hin und sagte: »Wie heißen Sie?«

»Farley.«

»Viel Glück, Farley.«

Er stieg in den Ring, als hätte er keine Angst vor Samson, der ihn völlig unbekümmert beobachtet hatte. Delilah nahm einen kleinen Holzhammer und schlug damit auf eine Glocke seitlich des Rings. »Sechzig Sekunden!«, rief sie.

Farley tänzelte ein bisschen herum und zog sich in eine Ecke zurück, als Samson einen Schritt auf ihn zu machte. Beide Männer musterten einander, Samson blickte verächtlich auf Farley herunter, Farley sah voll Vorfreude zu ihm auf.

»Fünfundvierzig Sekunden!«, schrie Delilah.

Samson ging weiter auf ihn zu, und Farley lief blitzschnell auf die andere Seite des Rings. Er war viel kleiner und viel wendiger und benutzte offensichtlich diese Strategie, um ihm zu entkommen. Samson verfolgte ihn; Farley wich aus.

»Dreißig Sekunden!«

Der Ring war nicht groß genug, um viel herumzurrennen, und

Samson hatte genug verängstigte Kaninchen gefangen. Er stellte Farley einen Fuß, als dieser wieder einmal rannte, und als er ihn hochhob, schlang er den Arm fest um den Kopf des Jungen und nahm ihn in die Kopfschlinge.

»Das sieht ja aus wie die Guillotine!«, zischte Delilah etwas zu dramatisch. »Zwanzig Sekunden!«

Samson hielt sein Opfer fest und verzerrte das Gesicht vor sadistischem Vergnügen, während der arme Farley mit den Armen ruderte.

»Zehn Sekunden!«

Samson wirbelte herum und schleuderte Farley durch den Ring. Bevor Farley aufstehen konnte, ergriff ihn der stärkste Ringer der Welt an den Füßen, hob ihn hoch und über die Seile und ließ ihn zwei Sekunden vor dem Aus auf den Boden krachen. Der Sieg war sein.

»Wow, das war knapp, Samson!«, sagte Delilah ins Mikrofon. Farley war benommen, aber er ging heil und unverletzt von dannen und schien stolz auf sich zu sein. Er hatte seine Männlichkeit furchtlos unter Beweis gestellt; zwei Sekunden länger, und er hätte zwanzig Dollar gewonnen. Auch der nächste Freiwillige war ein Fremder, ein stämmiger junger Mann namens Claude, der drei Dollar bezahlte, um dreißig zu gewinnen. Er wog doppelt so viel wie Farley, war aber viel langsamer, und innerhalb von zehn Sekunden hatte Samson ihn mit einem Flying Dropkick auf der Matte festgenagelt und zu einer Brezel geformt. Zehn Sekunden vor Schluss wuchtete er sich Claude über den Kopf, trug ihn unter großartiger Zurschaustellung seiner Kraft zu den Seilen und warf ihn darüber.

Auch Claude ging stolz davon. Es war offensichtlich, dass

Samson trotz des Theaters, das er veranstaltete, und seines bedrohlichen Auftretens fair war und niemandem wirklich wehtat. Und da die meisten jungen Männer mit Delilah in Kontakt treten wollten, bildete sich rasch eine Schlange. Es war ein ziemliches Spektakel, und Dewayne und ich saßen lange Zeit da und sahen zu, wie Samson ein Opfer nach dem anderen nach allen Regeln der Kunst niedermachte. Der Boston-Krebs, die Schere, die Ramme, der Presslufthammer, der Body Slam. Delilah brauchte nur ein Manöver zu erwähnen, und Samson demonstrierte es.

Nach einer Stunde war Samson schweißgebadet und brauchte eine Pause, und Dewayne und ich rannten los, um zweimal mit dem Riesenrad zu fahren. Wir überlegten, ob wir uns eine zweite Portion Zuckerwatte kaufen sollten, als wir ein paar junge Männer von der Striptease-Show sprechen hörten. »Sie zieht alles aus!«, sagte einer im Vorbeigehen, und wir vergaßen die Zuckerwatte. Wir folgten ihnen an den Schaubuden vorbei bis zu den Wohnwagen der Zigeuner. Dahinter stand ein kleines Zelt, das offenbar dort aufgestellt worden war, damit niemand es sah. Ein paar Männer, die alle schuldbewusst dreinblickten, trieben sich dort herum, rauchten und warteten. Aus dem Zelt drang Musik. Bei manchen Jahrmärkten gab es Striptease-Shows. Im Vorjahr war Ricky dabei beobachtet worden, wie er aus einer herauskam, was niemanden erstaunte, und das hatte in unserem Haus einen ziemlichen Aufruhr zur Folge. Er wäre nicht erwischt worden, wenn nicht auch Mr Ross Lee Hart erwischt worden wäre. Mr Hart war Schatzmeister der Methodistenkirche, ein Farmer und Landbesitzer, ein rechtschaffener Bürger, der mit einer schwatzhaften Frau

verheiratet war. Sie suchte ihn spät an einem Samstagabend auf dem Jahrmarkt und sah ihn aus dem verbotenen Zelt kommen. Sie wehklagte angesichts ihres missratenen Mannes; er versteckte sich hinter den Wohnwagen. Sie verfolgte ihn, schrie und drohte, und Black Oak war um eine Geschichte reicher.

Aus unerfindlichem Grund erzählte Mrs Hart allen, was ihr Mann getan hatte, und der arme Kerl wurde monatelang gemieden. Sie machte ebenfalls bekannt, dass Ricky Chandler gleich nach ihrem Mann das Zelt verlassen hatte. Wir litten schweigend. Suche nie in deiner Heimatstadt eine Striptease-Show auf, lautete die ungeschriebene Regel. Fahr nach Monette oder Lake City oder Caraway, aber tu's nicht in Black Oak.

Dewayne und ich kannten keinen der Männer, die in der Nähe des Zelts herumstanden. Wir schlichen um die Wohnwagen und näherten uns von der entgegengesetzten Seite, aber dort war ein großer Hund angebunden, der vor Schwarzguckern, wie wir es waren, warnte. Wir traten den Rückzug an und beschlossen, auf den Einbruch der Dunkelheit zu warten.

Gegen vier Uhr mussten wir eine schmerzhaft Entscheidung fällen - ins Kino zu gehen oder auf dem Jahrmarkt zu bleiben. Wir neigten zum Film, als Delilah erneut vor den Ring trat. Sie trug jetzt ein zweiteiliges rotes Kostüm, das noch mehr Fleisch entblößte. Die Menge scharte sich um sie, und bald darauf warf Samson wieder Farmersjungen, Hillbillys und gelegentlich auch einen Mexikaner aus dem Ring.

Seine einzige wahre Herausforderung trat ihm gegenüber, als es schon dunkel war. Mr Horsefly Walker hatte einen taubstummen Sohn, der dreihundert Pfund wog. Wir nannten ihn Grünt, nicht weil wir ihn verachteten oder grausam waren

- er war einfach schon immer so genannt worden. Horsefly setzte fünf Dollar, und Grünt stieg langsam in den Ring. »Das ist ein starker Gegner, Samson«, schnurrte Delilah ins Mikrofon.

Samson wusste, dass es etwas länger dauern konnte, dreihundert Pfund aus dem Ring zu schieben, deswegen griff er sofort an. Er tat es mit einem Chinesischen Niederwurf, ein Griff, der die Knöchel des Gegners zusammenschlug und dafür sorgte, dass dieser zu Boden ging. Grünt fiel zwar, aber er fiel auf Samson, der vor Schmerz aufstöhnte. Ein paar Zuschauer jubelten und feuerten Grünt an, der natürlich nichts davon hörte. Beide rollten durch den Ring und traten nacheinander, bis Grünt Samson einen Augenblick lang auf den Boden drückte.

»Vierzig Sekunden!«, sagte Delilah. Die Uhr tickte wesentlich langsamer, wenn Samson flach auf dem Rücken lag. Er trat ein paar Mal vergebens um sich, dann wandte er den Jersey Flip an, eine schnelle Bewegung, bei der die Füße in die Höhe schwingen und Grunts Kopf in den Schwitzkasten nahmen, dann rollte er ihn auf den Rücken. Samson sprang auf, während Delilah die Griffe kommentierte. Ein Flying Dropkick schmetterte Grünt flach zu Boden.

»Fünfzehn Sekunden!«, sagte sie. Die Uhr tickte wieder schneller. Grünt stürzte sich wie ein wütender Stier auf Samson, und beide Männer gingen noch einmal zu Boden. Die Menge jubelte erneut. Horsefly hüpfte wie ein Irrer vor dem Ring hin und her. Sie kämpften eine Weile, dann sagte Delilah: »Zehn Sekunden.«

Die Zeitnehmerin wurde von ein paar Männern ausgebuht. Samson riss und drehte Grünt den Arm auf den Rücken, fasste einen Fuß, schleifte den armen Jungen durch den Ring und

stieß ihn unter dem Seil hindurch. Er landete vor den Füßen seines Vaters. Horsefly brüllte: »Du Dreckskerl, du hast uns betrogen!«

Samson nahm an diesem Kraftausdruck Anstoß und winkte Horsefly in den Ring. Horsefly trat einen Schritt vor, und Samson hielt ihm die Seile auseinander. Delilah, die so etwas offenbar viele Male erlebt hatte, sagte: »Ich an Ihrer Stelle würde es nicht tun. Wenn er wütend ist, tut er den Leuten richtig weh.«

Mittlerweile wollte Horsefly den Rückzug antreten und hielt Ausschau nach einem Grund. Samson sah aus, als wäre er drei Meter groß, wie er da am Rand des Rings stand und auf ihn heruntergrinste. Horsefly beugte sich vor, um nach Grünt zu sehen, der sich die Schulter rieb und den Tränen nahe zu sein schien. Samson lachte sie aus, als sie davongingen, dann stolzierte er wieder durch den Ring und ließ die Muskeln spielen, um uns zu provozieren. Etliche Zuschauer zischten ihn an, und das war genau das, was er wollte.

Er nahm es mit ein paar weiteren Herausforderern auf, dann verkündete Delilah, dass ihr Mann sein Abendessen brauche. Sie wären in einer Stunde zurück für eine letzte Runde.

Es war jetzt dunkel. Die Luft war erfüllt von den Geräuschen des Jahrmarkts: die schrillen Schreie der Kinder auf den Karussells, das Jauchzen und Gejohle der Gewinner an den Buden, die unterschiedlichen Melodien, die aus einem Dutzend krächzender Lautsprecher dröhnten, das pausenlose Geplapper der Ausschreier, die die Leute aufforderten, sich von ihrem Geld zu trennen, um die größte Schildkröte der Welt zu sehen oder einen Preis zu gewinnen, und vor allem die überwältigende Erregung der Menschenmenge. Die Leute drängten sich so dicht, dass man mit einem Kochlöffel nicht

darin hätte umrühren können, wie Gran sich gern ausdrückte. Gruppen scharten sich um die Stände, sahen zu und jubelten. Lange Schlangen standen an den Fahrbetrieben an. Gruppen von Mexikanern schlenderten langsam herum, schauten sich verwundert um, gaben jedoch kaum Geld aus. Nie zuvor hatte ich so viele Menschen an einem Ort gesehen.

Ich fand meine Eltern nahe der Straße; sie tranken Limonade und sahen sich das Spektakel aus sicherer Entfernung an. Pappy und Gran waren schon zum Pick-up gegangen, bereit zu fahren, aber auch willens, noch ein bisschen zu warten. Der Jahrmarkt fand nur einmal im Jahr statt.

»Wie viel Geld hast du noch?«, fragte mein Vater.

»Ungefähr einen Dollar«, sagte ich.

»Das Riesenrad sieht nicht sicher aus, Luke«, sagte meine Mutter.

»Ich bin schon zweimal damit gefahren. Es ist in Ordnung.«

»Ich gebe dir einen Dollar, wenn du nicht noch mal fährst.«

»Abgemacht.«

Sie gab mir einen Dollarschein. Wir kamen überein, dass ich in einer Stunde wieder zurück wäre. Ich stieß wieder auf Dewayne, und wir beschlossen, dass es an der Zeit war, die Striptease-Show zu erkunden. Wir flitzten durch die vielen Leute vor den Schaubuden und wurden langsamer, als wir uns den Wohnwagen der Zigeuner näherten. Dort war es viel dunkler. Vor dem Zelt rauchten ein paar Männer Zigaretten, in der Tür stand eine junge Frau in einem knapp bemessenen Kostüm, schwang die Hüften und tanzte auf unanständige Weise.

Als Baptisten wussten wir, dass jede Art von Tanz nicht nur Teufelswerk war, sondern auch eine regelrechte Sünde. Tanzen stand zusammen mit Trinken und Fluchen ganz oben auf der

Liste schwerwiegender Vergehen.

Die Tänzerin war nicht so attraktiv wie Delilah, auch enthüllte sie nicht so viel Haut und bewegte sich auch nicht so elegant. Aber Delilah hatte natürlich jahrelange Erfahrung und war durch die Welt gereist.

Wir schlichen in den Schatten weiter, näherten uns langsam dem Zelt, als eine unbekannte Stimme aus dem Nirgendwo sagte: »Das ist nah genug. Ihr Jungen verschwindet hier.« Wir erstarrten und sahen uns um, und in diesem Augenblick hörten wir eine vertraute Stimme in unserem Rücken schreien:

»Bereut, ihr Sünder! Bereut!«

Es war Reverend Akers, der mit der Bibel in der einen Hand dastand, während er mit einem krummen Finger der anderen, zur Faust geballten Hand deutete.

»Schlangenbrut!«, brüllte er in voller Lautstärke.

Ich weiß nicht, ob die junge Frau aufhörte zu tanzen oder ob die Männer die Flucht ergriffen. Ich machte mir nicht die Mühe, das zu überprüfen. Dewayne und ich ließen uns auf den Boden fallen und krochen auf allen Vieren wie gejagte Tiere durch das Labyrinth der Wohnwagen und Pick-ups, bis wir das Licht eines Stands sahen. Dort tauchten wir in der Menge unter.

»Meinst du, dass er uns gesehen hat?«, fragte Dewayne, als wir in Sicherheit waren.

»Ich weiß es nicht. Aber ich glaube nicht.«

Wir gingen im Kreis und kehrten zu einer sicheren Stelle in der Nähe der Wohnwagen zurück. Bruder Akers war in Hochform. Er hatte sich bis auf zehn Meter dem Zelt genähert und trieb, so laut er konnte, den Teufel aus. Mit Erfolg. Die Tänzerin war verschwunden, ebenso die Männer, die vor dem Zelt geraucht

hatten. Er hatte ihnen die Show verdorben, allerdings vermutete ich, dass sie sich im Zelt versteckten und darauf warteten, dass er sich zurückzog.

Aber Delilah war wieder da, in einem dritten Kostüm. Es war aus Leopardenfell und bedeckte gerade noch das Notwendigste, und ich wusste, dass Bruder Akers am nächsten Morgen etwas dazu zu sagen hätte. Er liebte den Jahrmarkt, weil er ihm eine Menge Material für die Kanzel lieferte.

Eine große Schar drängte sich um den Ring, begaffte Delilah und wartete auf Samson. Sie kündigte ihn ein weiteres Mal mit den bekannten Worten an. Schließlich sprang er in den Ring. Auch er trug Leopardenfell: eine enge kurze Hose, kein Hemd, glänzende schwarze Lederstiefel. Er stolzierte herum, posierte und versuchte, uns dazu zu bringen, ihn auszubuhnen.

Mein Freund Jackie Moon trat als Erster in den Ring, und wie die meisten Opfer versuchte er es mit der Strategie, auszuweichen. Er tänzelte zwanzig Sekunden erfolgreich herum, dann hatte Samson genug. Eine Guillotine, dann ein Türkischer Roll-Down, wie Delilah erklärte, und Jackie lag auf dem Gras, nicht weit von mir entfernt. Er lachte. »War gar nicht so schlimm.«

Samson wollte niemandem wehtun; das hätte seinem Geschäft geschadet. Aber während seines letzten Auftritts wurde er immer frecher und brüllte uns ständig an. »Gibt es nicht wenigstens einen richtigen Mann unter euch?« Sein Akzent klang exotisch; seine Stimme war tief und Furcht erregend. »Gibt es in Black Oak, Arkansas, keine Krieger?«

Ich wünschte, ich wäre zwei Meter groß. Dann würde ich in den Ring springen und den alten Samson fertig machen, während die Zuschauer durchdrehten. Ich würde ihn verprügeln und durch die Luft schleudern und wäre der größte

Held von Black Oak. Aber im Augenblick konnte ich ihn nur ausbuhen.

Aber jetzt schaltete sich Hank Spruill ein. Er war zwischen den Kämpfen um den Ring geschlendert und lange genug stehen geblieben, um Samson auf sich aufmerksam zu machen. Die Menge verstummte, während die beiden sich anstarrten.

Samson trat an den Rand des Rings und sagte: »Komm schon, Kleiner.«

Hank grinste natürlich nur. Dann ging er zu Delilah und nahm Geld aus seiner Tasche.

»Oh, lä, lä, Samson«, sagte sie und nahm es. »Fünfundzwanzig Dollar!«

Alle murmelten ungläubig vor sich hin. »Fünfundzwanzig Dollar!«, sagte ein Mann ganz hinten. »Das ist ein Wochenlohn.«

»Ja, aber er kann zweihundertfünfzig Dollar gewinnen«, sagte ein anderer Mann.

Die Leute schlossen die Reihen, und Dewayne und ich drängten uns weiter nach vorn, damit wir zwischen den Erwachsenen hindurchblicken konnten.

»Wie heißen Sie?«, fragte Delilah und hielt ihm das Mikrofon hin.

»Hank Spruill«, brummte er. »Zahlen Sie noch immer den zehnfachen Einsatz?«

»So lautet die Abmachung, großer Junge. Wollen Sie wirklich fünfundzwanzig Dollar setzen?«

»Ja. Und ich muss nur eine Minute im Ring bleiben?«

»Ja, sechzig Sekunden. Sie wissen, dass Samson seit fünf Jahren keinen Kampf verloren hat. Das letzte Mal war in Russland, und da wurde er betrogen.«

»Russland ist mir egal«, sagte Hank und zog sein Hemd aus.

»Sonst noch Regeln?«

»Nein.« Sie wandte sich der Menge zu und rief mit so viel Dramatik in der Stimme, wie sie aufbringen konnte: »Meine Damen und Herren. Der große Samson wurde zum größten Kampf aller Zeiten herausgefordert. Mr Hank Spruill hat fünfundzwanzig Dollar gesetzt, um das Zehnfache zu gewinnen. Nie zuvor in der Geschichte hat jemand eine solche Summe riskiert.«

Samson posierte im Ring, schüttelte seinen Lockenkopf und freute sich sichtlich auf den Kampf.

»Ich will das Geld sehen«, brummte Hank Delilah an.

»Hier ist es«, sagte sie ins Mikrofon.

»Nein, ich will die zweihundertfünfzig sehen.«

»Die werden wir nicht brauchen«, sagte sie und lachte, ein Kichern, das eine Spur nervös klang. Sie senkte das Mikrofon, und sie feilschten um die Einzelheiten. Bö und Dale traten aus der Menge, und Hank hieß sie neben dem Tisch Stellung beziehen, auf dem Delilah das Geld aufbewahrte. Als er sich überzeugt hatte, dass das Geld da war, stieg er in den Ring, in dem der große Samson stand, die massigen Arme vor der Brust verschränkt.

»Ist das nicht der, der den Sisco-Jungen totgeschlagen hat?«, fragte jemand in unserem Rücken.

»Das ist er«, lautete die Antwort.

»Er ist fast so groß wie Samson.«

Er war ein paar Zentimeter kleiner, und sein Brustumfang war etwas geringer, aber Hank schien sich keiner Gefahr bewusst. Samson begann auf der einen Ringseite zu tänzeln, während Hank ihn beobachtete und die Arme streckte.

»Seid ihr so weit?«, rief Delilah ins Mikrofon, und die Menge drängte nach vorn. Sie schlug die Glocke. Die Gegner beäugten

einander wütend. Hank blieb in seiner Ecke. Die Uhr befand sich auf seiner Seite. Nach ein paar Sekunden trat Samson vor, der wahrscheinlich wusste, dass er alle Hände voll zu tun haben würde, tänzelte, hüpfte und trippelte wie ein richtiger Ringer. Hank blieb reglos stehen.

»Komm schon, Junge!«, brüllte Samson aus anderthalb Meter Entfernung, aber Hank rührte sich nicht aus seiner Ecke.

»Fünfundvierzig Sekunden«, sagte Delilah.

Samsons Fehler bestand in der Annahme, dass es sich um einen Ringkampf handelte und nicht um eine Schlägerei. Er griff tief an, um einen seiner Griffe anzuwenden, und ließ für den Bruchteil einer Sekunde sein Gesicht ungeschützt. Hanks Schlag traf ihn wie ein Güterzug. Seine rechte Faust schoss so schnell vor, dass man sie kaum sah, und landete glatt auf dem Kiefer des starken Samson.

Samsons Kopf wurde abrupt nach hinten geschleudert, seine hübschen Locken flogen in alle Richtungen. Der Schlag verursachte ein knackendes Geräusch. Stan Musial hätte einen Baseball nicht härter treffen können.

Samsons Augen verdrehten sich in seinem riesigen Kopf. Weil er so groß war, brauchte sein Körper einen Augenblick, um zu begreifen, dass sein Kopf verletzt war. Ein Bein gab nach und knickte im Knie ein. Das zweite Bein folgte, und der stärkste Ringer der Welt, direkt aus Ägypten, fiel krachend auf den Rücken. Der kleine Ring erbebte, die Seile schwangen hin und her. Samson schien tot zu sein.

Hank entspannte sich in seiner Ecke und legte die Arme auf den obersten Seilen ab. Er hatte es nicht eilig. Die arme Delilah war sprachlos. Sie versuchte, uns zu versichern, dass Samsons Verhalten zur Show gehörte, aber gleichzeitig wäre sie am

liebsten in den Ring gesprungen und hätte sich um Samson gekümmert. Die Zuschauer waren wie gelähmt.

Im Ring stöhnte Samson und versuchte, aufzustehen. Er schaffte es auf Hände und Knie und schwankte ein paar Mal vor und zurück, bis es ihm gelang, einen Fuß aufzustellen. Mit größter Anstrengung hievte er sich hoch, aber seine Beine versagten ihm den Dienst. Er langte nach vorn zu den Seilen und konnte so einen erneuten Sturz aufhalten. Er schaute uns an, aber er sah nichts. Seine Augen waren rot und blickten wild um sich, und er schien keine Ahnung zu haben, wo er eigentlich war. Er hing schwankend in den Seilen, versuchte, sich zu orientieren und richtig auf die Beine zu kommen.

Mr Horsefly Walker lief zum Ring und rief Hank zu: »Bring den Dreckskerl um! Na los, mach ihn fertig!«

Aber Hank rührte sich nicht. Stattdessen brüllte er: »Die Zeit!« Aber Delilah hatte die Uhr vergessen.

Ein paar Zuschauer jubelten und lachten höhnisch, aber die meisten waren still. Der Anblick des zappelnden, halb bewusstlosen Samson schockierte sie.

Samson drehte sich um und versuchte, Hank zu fixieren. Er hielt sich an den Seilen fest und stolperte ein paar Schritte nach vorn, dann versuchte er ein letztes verzweifelt Mal, sich auf ihn zu stürzen. Hank duckte sich einfach nur, und Samson knallte schwer gegen die Stange in der Ecke. Die Seile spannten sich unter seinem Gewicht, und die drei anderen Stangen schienen kurz davor zu brechen. Samson ächzte und fuchtelte mit den Armen herum wie ein angeschossener Bär. Er richtete sich auf und drehte sich mühsam um. Er hätte in den Seilen bleiben sollen. Hank näherte sich ihm und holte aus zu einem Schlag, der in der Mitte des Rings begann und Samson genau an der Stelle traf, wo auch der erste gelandet war. Da sein Opfer

wehrlos war, holte er noch einmal aus und schlug ein drittes Mal zu. Samson sackte zusammen. Delilah schrie und sprang in den Ring. Hank entspannte sich in seiner Ecke, Arme auf den Seilen, grinste und kümmerte sich nicht um seinen Gegner. Ich wusste nicht, was ich von der Sache halten sollte, und auch die meisten anderen Zuschauer waren still. Einerseits war es gut, dass ein Junge aus Arkansas den ägyptischen Riesen gründlich in die Schranken gewiesen hatte. Andererseits war es Hank Spruill gewesen, und er hatte seine Fäuste gebraucht. Seinem Sieg haftete ein Makel an, was ihm jedoch vollkommen gleichgültig war. Wir hätten uns alle besser gefühlt, wenn ein junger Mann aus dem Ort Samson die Niederlage auf faire Weise beigebracht hätte.

Als Hank sicher war, dass die Zeit abgelaufen war, duckte er sich unter den Seilen durch und sprang auf die Erde. Bö und Dale hatten das Geld, und die drei verschwanden.

»Er hat Samson totgeschlagen«, sagte jemand hinter mir. Der stärkste Ringer der Welt lag flach auf dem Rücken, Arme und Beine ausgestreckt, über ihm kauerte seine Frau und versuchte, ihn wachzurütteln. Sie taten mir Leid. Sie waren so farbenprächtig und boten eine Show, wie wir sie lange nicht mehr zu Gesicht bekommen würden, vielleicht nie mehr. Ich bezweifelte, dass Samson und Delilah jemals nach Black Oak, Arkansas, zurück kehren würden.

Als er sich aufsetzte, entspannten wir uns. Eine Hand voll guter Menschen applaudierte ihm leise, dann begann sich die Menge aufzulösen.

Warum konnte Hank nicht mit dem Jahrmarkt weiterziehen? Er würde dafür bezahlt, Leute zusammenzuschlagen, und wir wären ihn los. Ich beschloss, Tally diesen Vorschlag zu unterbreiten.

Der arme Samson hatte den ganzen Tag in der Hitze gearbeitet und in einer Sekunde seine ganzen Einkünfte verloren. Was für eine Art, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Das war noch schlimmer, als Baumwolle zu pflücken.

Im Frühjahr und im Winter nutzten wir den Sonntagnachmittag häufig, um Besuche zu machen. Wir aßen zu Mittag, hielten ein Schläfchen, setzten uns anschließend in den Pick-up, fuhren nach Lake City oder Paragould und tauchten ohne Vorwarnung bei Verwandten oder Freunden auf, die sich immer freuten, uns zu sehen. Oder sie kamen zu uns. »Schaut mal vorbei«, lautete der Standardsatz, und das wurde wörtlich genommen. Spezielle Arrangements oder Ankündigungen waren nicht nötig und auch nicht möglich. Wir hatten kein Telefon und unsere Verwandten und Freunde auch nicht.

Aber im Spätsommer und im Herbst hatten Besuche keine Priorität, weil wir hart arbeiteten und es heiß war. Eine Weile lang vergaßen wir Onkel und Tanten in der Gewissheit, dass wir die Besuche später nachholen würden.

Ich saß auf der Veranda vor dem Haus, verfolgte das Cardinals-Spiel im Radio und sah meiner Mutter und Gran zu, die Erbsen und Wachsbohnen pulten, als ich bei der Brücke eine Staubwolke entdeckte. »Da kommt ein Auto«, sagte ich, und sie blickten auf.

Auf unserer Schotterstraße fuhr nur selten ein Auto. Fast immer war es einer der Jeters, die jenseits der Straße wohnten, oder einer der Tollivers, die östlich von uns lebten.

Gelegentlich fuhr ein unbekannter Personenwagen oder Pick-up vorbei, dem wir wortlos nachsahen, bis sich der Staub

wieder gelegt hatte, und während des Abendessens spekulierten wir, wer es gewesen sein könnte und was sie in unserem Teil von Craighead County gewollt hatten. Pappy und mein Vater erwähnten es im Co-op, meine Mutter und Gran erzählten es allen Frauen sonntags vor dem Gottesdienst, und früher oder später fand sich noch jemand, der das unbekannte Fahrzeug gesehen hatte. Für gewöhnlich wurde das Rätsel gelöst, aber manchmal fanden wir nie heraus, wer es gewesen war.

Dieses Auto fuhr langsam. Ich sah etwas Rotes, das größer und leuchtender wurde, und kurz darauf rollte ein glänzender, zweitüriger Wagen auf unsere Einfahrt. Wir drei standen jetzt auf der Veranda und waren zu überrascht, um etwas zu unternehmen. Der Fahrer parkte hinter unserem Pick-up. Auch den Spruills auf dem Hof fielen die Augen aus dem Kopf.

Der Fahrer öffnete die Tür und stieg aus. Gran sagte: »Es ist Jimmy Dale.«

»Sieht ganz so aus«, sagte meine Mutter, und ein Teil der erwartungsvollen Spannung wich von ihr.

»Luke, lauf und hol Pappy und deinen Vater«, sagte Gran. Ich sprintete durchs Haus und rief nach den Männern, aber sie hatten das Zuschlagen der Tür gehört und kamen über den Hof hinter dem Haus.

Wir fanden uns alle vor dem Wagen ein, der neu und sauber und ohne Zweifel das schönste Auto war, das ich je gesehen hatte. Alle umarmten und begrüßten Jimmy Dale, der uns seine frisch angetraute Frau vorstellte, ein dünnes kleines Ding, die jünger aussah als Tally. Sie hieß Stacy und stammte aus Michigan, und wenn sie etwas sagte, sprach sie durch die Nase. Sie redete schnell und abgehackt, und innerhalb von Sekunden

hatte ich eine Gänsehaut.

»Warum spricht sie so?«, flüsterte ich meiner Mutter zu, als wir zur Veranda gingen.

»Sie ist eine Yankee«, lautete ihre simple Erklärung.

Jimmy Dales Vater war Ernest Chandler, Pappys älterer Bruder. Ernest hatte in Leachville eine Farm bewirtschaftet, bis er ein paar Jahre zuvor an einem Herzinfarkt gestorben war. Ich erinnerte mich nicht an Ernest oder Jimmy Dale, aber ich hatte viele Geschichten über sie gehört.

Ich wusste, dass Jimmy Dale von der Farm geflüchtet und nach Michigan gegangen war, wo er in einem Buick-Werk eine Stelle fand und drei Dollar die Stunde verdiente, ein unglaublicher Lohn gemessen an den Standards von Black Oak. Er hatte auch anderen jungen Männern aus der Gegend dort oben gute Jobs verschafft. Zwei Jahre zuvor hatte mein Vater nach einer weiteren schlechten Ernte einen schrecklichen Winter in Flint verbracht und Windschutzscheiben in neue Buicks gebaut. Er hatte tausend Dollar mit nach Hause gebracht und damit Schulden bezahlt.

»Das ist aber ein Wagen«, sagte mein Vater, als sie sich auf die Verandatreppe setzten. Gran war in der Küche und machte Tee mit Eis. Meiner Mutter oblag die unangenehme Aufgabe, mit Stacy zu plaudern, die vom ersten Moment an eine Außenseiterin war.

»Brandneu«, sagte Jimmy Dale stolz. »Hab ihn letzte Woche erst bekommen, gerade noch rechtzeitig, um damit nach Hause zu fahren. Ich und Stacy haben vor einem Monat geheiratet, und das ist unser Hochzeitsgeschenk.«

»Stacy und ich haben geheiratet, nicht ich und Stacy«, mischte sich die junge Frau von der Veranda aus ein. Die Unterhaltung

stockte kurz, während wir die Tatsache verdauten, dass Stacy gerade die Ausdrucksweise ihres Mannes in Anwesenheit anderer Personen korrigiert hatte. Nie zuvor hatte ich so etwas Ungeheuerliches gehört.

»Ist es ein zweiundfünfziger Modell?«, fragte Pappy.

»Nein, dreiundfünfzig, das Neuste, was es gibt. Hab's selbst gebaut.«

»Sag bloß.«

»Ja. Buick baut unsere eigenen Wagen nach unseren Wünschen, und wir können zusehen, wenn sie auf dem Fließband zusammengesetzt werden. Ich hab das Armaturenbrett eingebaut.«

»Wie viel hat es gekostet?«, fragte ich und glaubte, dass mir meine Mutter gleich an die Gurgel springen würde.

»Luke!«, rief sie. Mein Vater und Pappy sahen mich streng an, und ich wollte gerade etwas sagen, als Jimmy Dale herausplatzte: »Zweitausendsiebenhundert Dollar. Das ist kein Geheimnis. Jeder Händler im Land weiß, wie viel es kostet.« Mittlerweile inspizierten die Spruills den Wagen - alle Spruills außer Tally, die nirgendwo zu sehen war. Es war Sonntagnachmittag und, so wie ich es sah, an der Zeit, ein kühles Bad im Siler's Creek zu nehmen. Ich hatte auf der Veranda darauf gewartet, dass sie auftauchte.

Trot watschelte um den Wagen, auch Bö und Dale umrundeten ihn. Hank spähte ins Wageninnere, sah wahrscheinlich nach, ob der Schlüssel steckte. Mr und Mrs Spruill bewunderten ihn aus der Ferne.

Jimmy Dale ließ sie nicht aus den Augen. »Leute aus den Bergen?«

»Ja. Sie kommen aus Eureka Springs.«

»Nette Leute?«

»Überwiegend«, sagte Pappy.

»Was macht der Große?«

»Weiß man nicht.«

In der Kirche hatten wir am Morgen erfahren, dass Samson schließlich wieder auf die Beine gekommen und aus dem Ring gewankt war. Hank hatte demnach seiner Liste keinen weiteren Toten hinzugefügt. Bruder Akers hatte eine Stunde lang über die Sündhaftigkeit von Jahrmärkten gepredigt - Wetten, Ringkämpfe, Lüsternheit, ordinäre Kostüme, Zigeuner, alle möglichen liederlichen Verlockungen. Dewayne und ich hörten gespannt zu, aber er erwähnte uns mit keinem Wort.

»Warum leben sie so?«, fragte Stacy und blickte zum Lager der Spruills. Ihre knappen Worte durchschnitten die Luft.

»Wie sollten sie sonst leben?«, fragte Pappy. Auch er hatte bereits beschlossen, dass er die neue Mrs Jimmy Dale Chandler nicht mochte. Sie saß wie ein kleiner Vogelauf der Kante eines Schaukelstuhls und machte einen hochnäsigen Eindruck.

»Könnt ihr ihnen denn keine Zimmer zur Verfügung stellen?«, fragte sie.

Ich merkte, dass Pappy innerlich zu kochen begann.

»Jedenfalls lässt uns Buick die Wagen in vierundzwanzig Monatsraten abbezahlen«, sagte Jimmy Dale.

»Tatsache?«, sagte mein Vater und starrte unverwandt das Auto an. »Ich glaube, das ist das schönste Auto, das ich je gesehen habe.«

Gran kam mit einem Tablett auf die Veranda und reichte jedem ein großes Glas Tee mit Eis und Zucker. Stacy lehnte ab.

»Tee mit Eis?«, sagte sie. »Nicht für mich. Gibt es keinen heißen Tee?«

Heißer Tee? Wer hatte schon jemals so etwas Albernese gehört?

»Nein, heißen Tee trinken wir hier nicht«, sagte Pappy auf der Hollywoodschaukel und starrte Stacy finster an.

»Also, wir in Michigan trinken keinen Tee mit Eis«, sagte sie.

»Wir sind hier nicht in Michigan«, konterte Pappy.

»Möchtest du meinen Gemüsegarten sehen?«, fragte meine Mutter unvermittelt.

»Ja, das ist eine gute Idee«, sagte Jimmy Dale. »Geh nur, Liebling, Kathleen hat den schönsten Gemüsegarten in ganz Arkansas.«

»Ich komme mit«, sagte Gran in dem Bemühen, das Mädchen von der Veranda und allen Streitigkeiten aus dem Weg zu scheuchen. Die drei Frauen gingen, und Pappy wartete nur einen Augenblick, bevor er sagte: »Wo in Gottes Namen hast du die aufgetrieben, Jimmy Dale?«

»Sie ist ein süßes Mädchen, Onkel Eli«, sagte er nicht sehr überzeugt.

»Sie ist eine verdammte Yankee.«

»Yankees sind so schlimm auch wieder nicht. Sie waren schlau genug, der Baumwolle aus dem Weg zu gehen. Sie leben in hübschen Häusern mit Bädern, Telefonen und Fernsehapparaten. Sie verdienen gutes Geld und bauen gute Schulen. Stacy war zwei Jahre auf dem College. Ihre Familie hat seit drei Jahren einen Fernseher. Erst letzte Woche habe ich das Spiel der Indians gegen die Tigers gesehen. Kannst du dir das vorstellen, Luke? Baseball im Fernsehen?«

»Nein, Sir.«

»Ich hab's gesehen. Bob Lemon hat für die Indians geworfen. Die Tigers haben nicht viel hergemacht, sie sind wieder auf dem letzten Platz.«

»Die American League ist mir egal«, sagte ich und wiederholte, was mein Vater und mein Großvater seit Menschengedenken

sagten.

»Das ist aber eine Überraschung«, sagte Jimmy Dale und lachte.

»Du redest wie ein wahrer Cardinals-Fan. Ich war genauso, bis ich nach Norden ging. Dieses Jahr habe ich elf Spiele im Tiger Stadium gesehen, und die American League wächst einem irgendwie ans Herz. Die Yankees waren vor zwei Wochen in der Stadt, das Stadion war ausverkauft. Sie haben diesen Neuen, Mickey Mantle, einer der besten Spieler, die ich je gesehen habe. Unglaublich stark und schnell, er schlägt oft daneben, aber wenn er trifft, ist der Ball verschwunden. Der wird ganz groß werden. Und sie haben Berra und Rizzuto.«

»Ich mag sie trotzdem nicht«, sagte ich, und wieder lachte Jimmy Dale.

»Willst du noch immer für die Cardinals spielen?«, fragte er.

»Ja, Sir.«

»Und nicht auf der Farm bleiben?«

»Nein, Sir.«

»Schlauer Junge.«

Ich hatte die Erwachsenen über Jimmy Dale reden gehört. Er bildete sich einiges darauf ein, dass es ihm gelungen war, der Baumwolle zu entkommen und im Norden mehr zu verdienen. Er sprach gern über sein Geld. Er hatte ein besseres Leben gefunden und gab Farmerjungen im Distrikt bereitwillig Ratschläge.

Pappy war der Ansicht, dass Farmarbeit die einzig ehrenwerte Arbeit für einen Mann war. Als Ausnahme akzeptierte er nur professionelle Baseballspieler.

Wir nippten an unserem Tee, dann sagte Jimmy Dale: »Und wie steht's mit der Baumwolle?«

»Bislang gut«, sagte Pappy. »Der erste Durchgang war gut.«

»Jetzt fangen wir wieder von vorne an«, fügte mein Vater

hinzu. »In einem Monat sind wir wahrscheinlich fertig.« Tally tauchte aus den Tiefen von Camp Spruill auf, ein Handtuch oder ein Stück Stoff in der Hand. Sie machte einen großen Bogen um das rote Auto, um das ihre Familie noch immer ganz verzückt stand; sie bemerkten sie nicht. Sie blickte aus der Ferne zu mir, gab mir jedoch kein Zeichen. Baseball, Baumwolle und Autos langweilten mich plötzlich, aber ich konnte nicht einfach davonlaufen. Es wäre unhöflich, die Gesellschaft einfach so zu verlassen, und mein Vater würde Verdacht schöpfen. Deswegen blieb ich sitzen und sah zu, wie Tally ums Haus verschwand.

»Wie geht's Luther?«, fragte mein Vater.

»Dem geht's gut«, sagte Jimmy Dale. »Ich hab ihm eine Stelle im Werk verschafft. Er verdient drei Dollar die Stunde, vierzig Stunden die Woche. Luther hat noch nie so viel Geld gehabt.« Luther war ein weiterer Cousin, ein um zig Ecken verwandter Chandler. Ich hatte ihn einmal auf einer Beerdigung gesehen.

»Er wird also nicht mehr nach Hause kommen?«, fragte Pappy.

»Ich bezweifle es.«

»Wird er auch eine Yankee heiraten?«

»Hab ich ihn nicht gefragt. Wahrscheinlich wird er tun, wonach immer ihm der Sinn steht.« Es trat eine Pause ein, und die Spannung schien sich für einen Augenblick zu lösen. Dann sagte Jimmy Dale: »Man darf ihm nicht übel nehmen, dass er dort oben bleibt. Himmel, sie haben ihre Farm verloren. Er hat hier für andere Leute Baumwolle gepflückt, tausend Dollar im Jahr verdient und keinen Pfennig gehabt. Jetzt kriegt er über sechstausend im Jahr und einen Bonus, und er zahlt in die Pensionskasse.«

»Ist er in der Gewerkschaft?«, fragte mein Vater.

»Na klar. Ich habe alle Jungs von hier in die Gewerkschaft

geschickt.«

»Was ist eine Gewerkschaft?«, fragte ich.

»Luke, geh nachsehen, was deine Mutter macht«, sagte Pappy.

»Na los.«

Wieder einmal hatte ich eine unschuldige Frage gestellt und wurde dafür verbannt. Ich verließ die Veranda und rannte ums Haus in der Hoffnung, Tally noch zu sehen. Aber sie war verschwunden. Bestimmt war sie am Bach und badete ohne ihren treuen Wachposten.

Gran lehnte neben dem Gartentor am Zaun und sah meiner Mutter und Stacy zu, die von einer Pflanze zur nächsten gingen. Ich stellte mich neben sie, und sie fuhr mir durchs Haar. »Pappy hat gesagt, dass sie eine verdammte Yankee ist«, sagte ich leise.

»Du sollst nicht fluchen.«

»Ich fluche nicht. Ich sag nur nach, was Pappy gesagt hat.«

»Es sind gute Leute, sie sind nur nicht so wie wir.« Gran war mit den Gedanken woanders. In diesem Sommer redete sie manchmal mit mir, ohne mich zu sehen. Ihre müden Augen blickten in die Ferne, wenn ihre Gedanken unsere Farm verließen. »Warum spricht sie so komisch?«, fragte ich. »Sie meint, wir reden komisch.«

»Wirklich?«

»Natürlich.«

Das verstand ich nicht.

Eine grüne Schlange, die keine dreißig Zentimeter lang war, steckte den Kopf zwischen den Gurken hervor und kroch dann auf dem Weg direkt auf meine Mutter und Stacy zu. Sie sahen sie im gleichen Augenblick. Meine Mutter deutete darauf und sagte ganz ruhig: »Da ist eine kleine grüne Schlange.«

Stacy reagierte anders.

Sie riss den Mund auf, war aber so entsetzt, dass es etwas dauerte, bis ein Ton herauskam. Dann stieß sie einen Schrei aus, der bis zu den Latchers zu hören gewesen sein muss, ein Schrei, der einem das Blut in den Adern gefrieren ließ und mir mehr Angst einjagte als die tödlichste aller Schlangen.

»Eine Schlange!«, schrie sie und sprang hinter meine Mutter.

»Jimmy Dale! Jimmy Dale!«

Die Schlange hatte angehalten und schien sie zu mustern. Es war eine harmlose, kleine grüne Schlange. Wie konnte man sich vor ihr fürchten? Ich lief durch den Gemüsegarten und hob sie auf in dem Bemühen, behilflich zu sein. Aber der Anblick eines kleinen Jungen, der ein todbringendes Geschöpf in der Hand hielt, war mehr, als Stacy ertragen konnte. Sie wurde ohnmächtig und fiel in die Wachsbohnen, als die Männer angerannt kamen.

Jimmy Dale hob sie hoch, während wir zu erklären versuchten, was geschehen war. Die arme Schlange war ebenfalls ganz schlaff, wahrscheinlich war sie auch ohnmächtig geworden.

Pappy konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen, als wir Jimmy Dale und seiner Frau auf die Veranda hinter dem Haus folgten, wo er sie auf eine Bank legte. Gran holte ihre Arzneien. Stacy kam wieder zu sich, ihr Gesicht blass, ihre Haut feucht. Gran stand vor ihr mit einem nassen Tuch und Riechsalz.

»Gibt es in Michigan keine Schlangen?«, fragte ich meinen Vater flüsternd.

»Offenbar nicht.«

»Es war eine ganz kleine grüne Schlange«, sagte ich.

»Gott sei Dank war es keine Rattenschlange, sonst wäre sie jetzt tot«, sagte mein Vater.

Meine Mutter machte Wasser heiß und goss es in eine Tasse mit einem Teebeutel. Stacy setzte sich auf und nippte daran, und zum ersten Mal in der Geschichte wurde auf unserer Farm heißer Tee getrunken. Sie wollte allein sein und sich ausruhen, und so kehrten wir auf die vordere Veranda zurück.

Kurz darauf inspizierten die Männer den Buick. Sie hatten die Motorhaube geöffnet und begutachteten den Motor. Als mich niemand mehr beachtete, schlich ich mich von der Veranda und hinter das Haus, um nach Tally Ausschau zu halten. Ich versteckte mich in der Nähe des Silos, an einer meiner Lieblingsstellen, wo ich nicht gesehen werden konnte.

Ich hörte, wie ein Motor angelassen wurde, ein rundes sattes Geräusch, das nicht von unserem alten Pick-up stammen konnte. Sie machten eine Probefahrt, und ich hörte, wie mein Vater nach mir rief. Als ich nicht antwortete, fuhren sie los. Ich gab Tally auf und ging zurück zum Haus. Stacy saß unter einem Baum auf einem Stuhl, blickte traurig über unsere Felder, die Arme verschränkt, als wäre sie sehr unglücklich. Der Buick war weg.

»Du bist nicht mitgefahren?«, fragte sie mich.

»Nein, Ma'am.«

»Warum nicht?«

»Einfach so.«

»Bist du schon mal mit einem Auto gefahren?« Ihr Ton war spöttisch, deswegen log ich.

»Nein, Ma'am.«

»Wie alt bist du?«

»Sieben.«

»Du bist sieben Jahre alt und noch nie mit einem Auto gefahren?«

»Nein, Ma'am.«

»Hast du schon mal einen Fernsehapparat gesehen?«
»Nein, Ma'am.«
»Hast du schon mal telefoniert?«
»Nein, Ma'am.«
»Unglaublich.« Sie schüttelte angewidert den Kopf, und ich wünschte, ich wäre beim Silo geblieben. »Gehst du in die Schule?«
»Ja, Ma'am.«
»Gott sei Dank. Kannst du lesen?«
»Ja, Ma'am. Und ich kann auch schreiben.«
»Wirst du die Highschool zu Ende machen?«
»Klar.«
»War dein Vater auf der Highschool?«
»Ja.«
»Und dein Großvater?«
»Nein, Ma'am.«
»Das habe ich mir schon gedacht. Geht jemand aus eurer Gegend aufs College?«
»Noch nicht.«
»Was soll das heißen?«
»Meine Mutter sagt, dass ich aufs College gehen werde.«
»Das bezweifle ich. Wie sollt ihr euch das leisten können?«
»Meine Mutter sagt es aber.«
»Du wirst aufwachsen und ein armer Baumwollfarmer werden wie dein Vater und dein Großvater.«
»Das kannst du nicht wissen«, sagte ich. Sie schüttelte frustriert den Kopf.
»Ich war zwei Jahre lang auf dem College«, sagte sie stolz. Das hat dich auch nicht klüger gemacht, hätte ich am liebsten gesagt.

Wir schwiegen lange. Ich wäre gern gegangen, wusste aber nicht, wie ich mich angemessen zurückziehen sollte. Sie saß auf der Stuhlkante, blickte in die Ferne und sammelte mehr Gift.

»Ich kann gar nicht glauben, wie rückständig ihr hier seid«, sagte sie.

Ich betrachtete meine Füße. Abgesehen von Hank Spruill hatte ich noch nie einen Menschen kennen gelernt, den ich so wenig mochte wie Stacy. Was würde Ricky tun? Er würde sie wahrscheinlich verfluchen, und da ich das nicht durfte, beschloss ich, einfach davonzugehen.

Der Buick kehrte mit meinem Vater am Lenkrad zurück. Er hielt an, und alle stiegen aus. Jimmy Dale rief nach den Spruills. Er lud Bö, Dale und Trot auf den Rücksitz, Hank setzte sich neben ihn, und schon fuhren sie los, rasten auf unserem Weg entlang zum Fluss.

* * *

Es war spät am Nachmittag, als Jimmy Dale endlich von Aufbruch sprach. Uns war es recht, wenn sie sich verabschiedeten, denn meine größte Sorge war es gewesen, dass sie womöglich zum Abendessen bleiben würden. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, am Tisch zu sitzen und zu essen, wenn Stacy unser Essen und unsere Gewohnheiten kommentierte. Bislang hatte sie alles in unserem Leben mit Verachtung überzogen, warum sollte sie beim Abendessen Nachsicht üben?

Wir schlenderten zum Buick, die ausführliche Verabschiedung dauerte wie gewöhnlich ewig.

Wie üblich hatte es niemand je eilig, wenn es an der Zeit war aufzubrechen. Zuerst verkündete jemand, dass es spät sei, was

mehrmals wiederholt wurde, dann machte jemand während der ersten Welle von Abschiedsgrüßen den ersten Schritt Richtung Fahrzeug. Hände wurden geschüttelt, Umarmungen und Versprechen ausgetauscht. Irgendwann stand die ganze Gruppe um das Fahrzeug, und da fiel jemandem noch schnell eine Geschichte ein. Es folgten weitere Umarmungen und das Versprechen, bald wiederzukommen. Nach erheblichen Mühen saßen die Gäste endlich sicher in ihrem Wagen, woraufhin die Gastgeber noch einmal die Köpfe hineinsteckten und sich erneut verabschiedeten. Vielleicht erzählte jemand noch rasch eine Geschichte. Nach ein paar Protesten sprang der Motor an, das Fahrzeug setzte sich langsam in Bewegung, und alle winkten.

Sobald das Haus dann außer Sichtweite war, sagte einer der Beifahrer stets: »Warum hatten wir es plötzlich so eilig?« Und vor dem Haus sagte einer, der noch immer winkte: »Warum hatten sie es plötzlich so eilig?«

Als wir jetzt zum Buick gingen, flüsterte Stacy Jimmy Dale etwas zu. Er wandte sich anschließend an meine Mutter und sagte leise: »Sie muss auf die Toilette.«

Meine Mutter schien besorgt. Wir hatten kein Bad und keine Toilette. Wir erledigten unsere Notdurft in einem Außenklo, ein kleines hölzernes Kabuff über einem tiefen Loch hinter dem Geräteschuppen, auf halber Strecke zwischen hinterer Veranda und Scheune.

»Komm mit«, sagte meine Mutter zu ihr, und sie kehrten um. Jimmy Dale fiel plötzlich noch eine Geschichte ein über einen Jungen aus unserer Gegend, der in Flint wegen Trunkenheit vor einer Bar verhaftet worden war. Ich schlich mich davon, ging durchs Haus und lief über die hintere Veranda zu einer Stelle zwischen den beiden Hühnerställen, wo ich sehen

konnte, wie meine Mutter Stacy zu unserem Häuschen führte. Stacy blieb stehen, blickte darauf und schien widerwillig. Aber sie hatte keine Wahl. Meine Mutter ließ sie allein und kehrte zu den anderen zurück.

Ich zögerte keinen Augenblick. Kaum war meine Mutter außer Sichtweite, klopfte ich an die Tür des Klos. Ich hörte einen leisen Schrei, dann sagte sie verzweifelt: »Wer ist da?«

»Miss Stacy, ich bin's, Luke.«

»Ich bin hier drin!«, sagte sie. Ihre schnellen, sonst klar verständlichen Worte wurden von der drückenden Feuchtigkeit dieses Orts gedämpft. Im Inneren war es dunkel, nur durch die Ritzen zwischen den Brettern fiel ein bisschen Licht hinein.

»Komm jetzt bloß nicht raus!«, sagte ich mit so viel Panik in der Stimme, wie ich aufbringen konnte.

»Was?«

»Hier ist eine große schwarze Schlange!«

»O Gott!«, keuchte sie. Sie wäre wieder ohnmächtig geworden, hätte sie nicht schon gegessen.

»Du musst dich ganz ruhig verhalten!«, sagte ich. »Sonst kriegt sie mit, dass du da drin bist.«

»Um Gottes willen!«, sagte sie mit brechender Stimme. »Mach was!«

»Kann ich nicht. Sie ist groß und beißt.«

»Was will sie denn?«, sagte sie flehentlich, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen.

»Weiß ich nicht. Es ist die Kackschlange, die sich immer hier in der Nähe rumtreibt.«

»Hol Jimmy Dale!«

»Okay, aber komm nicht raus. Sie ist ganz nah bei der Tür. Ich glaub, sie weiß, dass du da drin bist.«

»O Gott«, sagte sie noch einmal und fing an zu weinen. Ich duckte mich zwischen den Hühnerställen durch und machte einen Bogen um den Gemüsegarten östlich des Hauses. Dann ging ich langsam und leise an der Hecke entlang, die unsere Farm begrenzte, und versteckte mich in einem Dickicht, von dem aus ich den Hof vor dem Haus im Blick hatte.

Jimmy Dale lehnte an seinem Wagen, erzählte eine Geschichte und wartete darauf, dass seine junge Frau ihr Geschäft erledigte.

Die Minuten verstrichen. Meine Eltern, Pappy und Gran hörten zu und kicherten, als eine Geschichte zur nächsten führte. Gelegentlich warf einer von ihnen einen Blick Richtung Hof hinter dem Haus.

Meine Mutter löste sich schließlich von der Gruppe, um nach Stacy zu sehen. Kurz darauf hörte ich laute Stimmen, und Jimmy Dale lief zum Klo. Ich kroch tiefer in mein Versteck. Es war schon fast dunkel, als ich das Haus betrat. Aus sicherer Entfernung hinter dem Silo hatte ich das Geschehen beobachtet und wusste, dass meine Mutter und Gran das Abendessen vorbereiteten. Ich steckte bereits in großen Schwierigkeiten - zum Essen zu spät zu kommen hätte meine Lage noch verschlimmert.

Sie saßen am Tisch, und Pappy wollte gerade das Dankgebet sprechen, als ich durch die Verandatür trat und mich still auf meinen Platz setzte. Alle sahen mich an, ich dagegen starrte auf meinen Teller. Pappy betete schnell, und das Essen wurde herumgereicht. Nach einem Schweigen, das lange genug dauerte, um die Spannung zu steigern, sagte mein Vater: »Wo warst du, Luke?«

»Am Bach.«

»Was hast du dort gemacht?«

»Nichts. Nur geschaut.«

Das klang verdächtig genug, aber sie ließen es durchgehen. Als alle still waren, sagte Pappy genau zum richtigen Zeitpunkt und mit einem teuflischen Unterton in der Stimme: »Hast du am Bach Kackschlangen gesehen?«

Kaum hatte er die Frage ausgesprochen, begann er zu lachen. Ich sah mich um. Gran biss die Zähne zusammen, als wäre sie entschlossen, nicht zu lächeln. Meine Mutter bedeckte den Mund mit ihrer Serviette, aber ihre Augen verrieten sie; auch sie hätte am liebsten gelacht. Mein Vater hatte einen großen Bissen im Mund und kaute, ohne die Miene zu verziehen. Aber Pappy lachte schallend am Kopfende des Tisches, während die anderen um Fassung kämpften. »Das hast du gut gemacht, Luke!«, sagte er und rang nach Atem. »Geschieht ihr ganz recht.«

Schließlich lachte ich auch, aber nicht über das, was ich getan hatte. Der Anblick von Pappy, der sich vor Lachen schüttelte, während die anderen angestrengt versuchten, es nicht zu tun, war einfach zu komisch.

»Jetzt reicht's, Eli«, sagte Gran und bewegte endlich wieder ihren Unterkiefer.

Ich aß einen großen Bissen Erbsen und starrte erneut auf meinen Teller. Die Lage beruhigte sich, und wir aßen eine Weile, ohne zu reden.

* * *

Nach dem Essen ging mein Vater mit mir zum Geräteschuppen. An der Tür dort hing eine Gerte aus Walnussholz, die er selbst geschnitten und poliert hatte. Sie war für mich reserviert.

Mir war beigebracht worden, Züchtigungen wie ein Mann über

mich ergehen zu lassen. Weinen war verboten, zumindest in der Öffentlichkeit. In diesen schrecklichen Augenblicken war mir Ricky immer ein Vorbild. Ich hatte Horrorgeschichten gehört von den Schlägen, die Pappy ihm versetzt hatte, und laut seinen und meinen Eltern hatte er niemals geweint. Schläge waren für Ricky als Kind eine Herausforderung gewesen.

»Du warst sehr gemein zu Stacy«, begann mein Vater. »Sie war Gast auf unserer Farm, und sie ist mit deinem Cousin verheiratet.«

»Ja, Sir.«

»Warum hast du das getan?«

»Weil sie gesagt hat, dass wir dumm und rückständig sind.« Eine kleine Ausschmückung konnte nicht schaden.

»Das hat sie gesagt?«

»Ja, Sir. Ich mag sie nicht, und du und die anderen, ihr mögt sie auch nicht.«

»Das kann sein, trotzdem musst du denjenigen, die älter sind als du, Respekt entgegenbringen. Wie viele Hiebe glaubst du, dass du dafür verdienst?« Verbrechen und Strafe wurden immer diskutiert. Wenn ich mich vorbeugte, wusste ich stets, wie viele Schläge es setzen würde.

»Einen«, sagte ich. Das war im Allgemeinen meine Einschätzung.

»Ich denke zwei«, sagte er. »Was ist mit dem Kraftausdruck?«

»Ich finde nicht, dass er so schlimm war«, sagte ich.

»Du hast ein Wort benutzt, das nicht hinnehmbar ist.«

»Ja, Sir.«

»Wie viele Hiebe dafür?«

»Einen.«

»Können wir uns auf insgesamt drei einigen?«, fragte er. Er

schlug mich nie, wenn er wütend war, deswegen gab es immer einen kleinen Verhandlungsspielraum. Drei schienen fair, aber ich versuchte immer zu handeln. Schließlich war ich das Opfer. Warum also nicht feilschen?

»Zwei sind fairer«, sagte ich.

»Drei. Jetzt beug dich vor.«

Ich schluckte schwer, biss die Zähne zusammen, drehte mich um, beugte mich vornüber und fasste meine Knöchel. Er schlug dreimal mit der Walnussgerte auf meinen Hintern. Es brannte wie die Hölle, aber er war nicht mit dem Herzen dabei. Ich war schon viel fester geschlagen worden.

»Und jetzt geh sofort ins Bett«, sagte er, und ich rannte ins Haus.

Da Hank jetzt zweihundertfünfzig Dollar von Samson in der Tasche hatte, legte er noch weniger Begeisterung für das Baumwollpflücken an den Tag. »Wo ist Hank?«, fragte Pappy Mr Spruill, als wir am Montagmorgen unsere Säcke nahmen und zu arbeiten anfangen. »Schläft noch«, lautete die knappe Antwort. Mehr wurde bei dieser Gelegenheit nicht gesprochen.

Er kam irgendwann am Vormittag auf die Felder. Wann genau wusste ich nicht, weil ich mich am Ende einer Reihe befand, aber bald hörte ich Stimmen, weil die Spruills wieder einmal miteinander stritten.

Eine Stunde vor Mittag verdunkelte sich der Himmel, und aus westlicher Richtung wehte eine leichte Brise. Als die Sonne verschwand, hielt ich inne und betrachtete die Wolken.

Hundert Meter weiter sah ich Pappy das Gleiche tun - die Hände in die Hüften gestemmt, Strohhut nach hinten

geschoben, die Stirn in Falten gelegt. Der Wind wurde stärker, der Himmel dunkler, und bald darauf kühlte es merklich ab. Alle Gewitter kamen bei uns aus Richtung Jonesboro; die Strecke war auch als Tornado Alley bekannt.

Als Erstes hagelte es, harte winzige Körner so groß wie Erbsen, und ich setzte mich Richtung Traktor in Bewegung. Der Himmel im Südwesten war dunkelblau, nahezu schwarz, und die tief hängenden Wolken trieben auf uns zu. Die Spruills liefen schnell zum Traktor. Die Mexikaner rannten zur Scheune.

Auch ich begann zu laufen. Die Hagelkörner trafen mich im Nacken, und ich legte einen Zahn zu. Der Wind heulte in den Bäumen am Fluss und zerrte an den Baumwollsträuchern. In meinem Rücken krachte irgendwo ein Blitz, und ich hörte einen der Spruills, Bö wahrscheinlich, laut schreien.

»Wir sollten nicht zum Anhänger«, sagte Pappy, als ich bei ihm ankam. »Nicht, wenn es so blitzt.«

»Wir fahren besser zum Haus«, sagte mein Vater.

Wir kletterten rasch alle auf die Ladefläche, und als Pappy den Traktor wendete, fing es wie aus Kübeln an zu schütten. Der Regen war kalt und hart, und der Wind peitschte ihn auf uns zu. Wir waren sofort durchnässt, als hätten wir ein Bad im Bach genommen.

Die Spruills kauerten sich zusammen, Tally in der Mitte. Gleich daneben drückte mein Vater mich an seine Brust, als würde mich der Wind sonst forttragen. Meine Mutter und Gran hatten die Felder verlassen, kurz bevor das Gewitter über uns hereinbrach.

Der Regen ergoss sich in Wellen auf uns. Er fiel so heftig, dass ich die Baumwollreihen, die nur ein paar Meter entfernt waren, kaum mehr sah. »Beeil dich, Pappy!«, sagte ich immer

wieder. Der Wind heulte so laut, dass ich das vertraute Tuckern des Traktormotors nicht mehr hörte. Wieder blitzte es, diesmal viel näher, so nahe, dass es mir in den Ohren wehtat. Ich dachte, wir würden alle sterben.

Wir brauchten ewig bis zum Haus, aber als wir dort ankamen, hörte der Regen schlagartig auf. Der Himmel war jetzt noch dunkler, schwarz in allen Richtungen. »Ein Tornado!«, sagte Mr Spruill, als wir abstiegen. Im Westen, weit jenseits des Flusses und hoch über den Bäumen, sank eine schmale trichterförmige Wolke nach unten. Sie war hellgrau, nahezu weiß vor dem schwarzen Himmel, und sie wurde größer und lauter, als sie sich ganz langsam bis zum Boden ausstreckte. Sie war mehrere Meilen entfernt, und deswegen schien sie uns auch nicht besonders gefährlich.

Tornados waren in unserem Teil von Arkansas nichts Ungewöhnliches, und zeit meines Lebens hatte ich Geschichten darüber gehört. Vor Jahrzehnten hatte Grans Vater angeblich einen schrecklichen Twister überlebt, der Kreise gezogen und dieselbe kleine Farm mehrmals heimgesucht hatte. Es war eine unglaubliche Geschichte, die Gran ohne große Überzeugung erzählte. Twisters gehörten zum Leben, aber bislang hatte ich noch keinen mit eigenen Augen gesehen. »Kathleen!«, rief mein Vater in Richtung Haus. Er wollte nicht, dass meine Mutter dieses Spektakel versäumte. Ich blickte zur Scheune, wo die Mexikaner so still und verwundert dastanden wie wir. Ein paar zeigten mit dem Finger in die entsprechende Richtung.

Wir betrachteten den Tornado mit wortloser Faszination, ohne Furcht oder Grauen, weil er nicht in der Nähe unserer Farm war und davon wegzog, nach Nordosten. Er bewegte sich langsam, als suchte er nach dem idealen Ort, um den Boden zu

berühren. Das spitze Ende war über dem Horizont deutlich sichtbar, weit über dem Erdboden, und es hüpfte durch die Luft, tanzte, während es sich zu entscheiden versuchte, wo und wann es zuschlagen sollte. Der obere Teil zog sich fest zusammen, ein vollkommener, auf den Kopf gestellter Kegel, der sich in einer wilden Spirale drehte.

Hinter uns fiel die Fliegengittertür zu. Meine Mutter und Gran standen auf der Treppe und wischten sich die Hände an Geschirrtüchern ab.

»Zieht zur Stadt«, sagte Pappy mit großer Autorität, als könnte er das Verhalten von Tornados präzise voraussagen.

»Glaub ich auch«, fügte mein Vater hinzu, der plötzlich ebenfalls zu einem Meteorologen geworden war.

Die Spitze sank immer tiefer und hüpfte nicht länger. Es schien, als hätte sie irgendwo weit weg den Boden berührt, weil wir ihr Ende nicht länger sahen.

Die Kirche, die Entkörnungsanlage, das Kino, der Lebensmittelladen von Pop und Pearl - ich wog den Schaden ab, als der Tornado plötzlich nach oben schoss und völlig zu verschwinden schien.

Doch dann dröhnte es auf einmal in unserem Rücken. Jenseits der Straße, mitten auf der Farm der Jeters war ein weiterer Tornado angekommen. Er hatte sich angeschlichen, während wir den ersten beobachteten. Er war ein, zwei Meilen entfernt und schien direkt zu unserem Haus zu ziehen. Wir sahen entsetzt zu, einen Augenblick lang unfähig, etwas zu unternehmen.

»In die Scheune!«, rief Pappy. Ein paar Spruills liefen bereits zu ihrem Lager, als ob sie in einem Zelt sicher wären. »Hier rüber!«, schrie Mr Spruill und zeigte auf die Scheune. Plötzlich

schrieten und zeigten und rannten alle. Mein Vater fasste mich bei der Hand, und schon liefen wir los. Die Erde bebte, und der Wind brüllte. Die Mexikaner stürzten in alle Richtungen; die einen hielten es für das Beste, auf den Feldern Zuflucht zu suchen, andere liefen zu unserem Haus, bis sie sahen, dass wir zur Scheune rannten. Hank stürmte mit Trot auf dem Rücken an uns vorbei. Auch Tally überholte uns.

Bevor wir es bis zur Scheune schafften, löste sich der Twister vom Boden und erhob sich rasch in den Himmel. Pappy blieb stehen und sah zu, alle anderen taten es ihm nach. Der Tornado zog östlich an unserer Farm vorbei, und anstatt uns frontal anzugreifen, bescherte er uns nur dicke braune Regentropfen und ein paar Schlammbrocken. Wir beobachteten, wie er in der Luft herumhüpfte und nach einer anderen Stelle suchte, um zuzuschlagen, genau wie der erste. Ein paar Minuten lang waren wir zu verdattert und zu erschrocken, um viel zu sagen. Ich betrachtete die Wolken in allen Richtungen, entschlossen, mich nicht wieder kalt erwischen zu lassen. Ich war nicht der Einzige, der sich gründlich umsah.

Es begann erneut zu regnen, und wir gingen ins Haus.

* * *

Das Gewitter wütete zwei Stunden lang und griff uns mit nahezu allem an, was das Arsenal der Natur aufzuweisen hatte: Sturmböen und prasselnde Regenschauer, Tornados, Hagel und so nahe und grelle Blitze, dass wir uns bisweilen unter unseren Betten versteckten. Die Spruills suchten in unserem Wohnzimmer Zuflucht, während wir uns im Rest des Hauses verkrochen. Meine Mutter ließ mich nicht aus ihrer Nähe. Sie hatte entsetzliche Angst vor Gewittern, und das machte alles noch schlimmer.

Ich war nicht sicher, wie wir sterben würden - vom Wind

mitgerissen oder vom Blitz getroffen oder vom Wasser fortgeschwemmt -, aber es lag auf der Hand, dass das Ende gekommen war. Mein Vater schlief die meiste Zeit, und seine Gleichgültigkeit war mir ein großer Trost. Er hatte in Schützengräben gelegen und die Deutschen hatten auf ihn geschossen, ihn erschreckte nichts mehr. Wir lagen zu dritt auf dem Boden im Schlafzimmer meiner Eltern - mein Vater schnarchte, meine Mutter betete, und ich horchte zwischen ihnen auf die Geräusche des Gewitters. Ich dachte an Noah und die vierzig Tage Regen und wartete darauf, dass sich unser Haus von der Erde löste und davonschwamm.

Als Regen und Wind schließlich aufhörten, gingen wir hinaus, um die Schäden zu besichtigen. Abgesehen davon, dass die Baumwolle nass war, war überraschend wenig passiert - ein paar Äste waren abgebrochen, die üblichen Rinnen waren ausgewaschen und ein paar Tomatenpflanzen im Gemüsegarten entwurzelt worden. Die Baumwolle wäre am nächsten Morgen wieder trocken und könnte gepflückt werden.

Während des späten Mittagessens sagte Pappy: »Glaub, ich schau mir besser mal die Entkörnungsanlage an.« Wir wollten unbedingt in die Stadt. Was, wenn der Tornado sie dem Erboden gleichgemacht hätte?

»Ich möchte die Kirche sehen«, sagte Gran.

»Ich auch«, sagte ich.

»Warum willst du die Kirche sehen?«, fragte mein Vater.

»Ob der Tornado sie erwischt hat.«

»Fahren wir«, sagte Pappy, und wir sprangen von den Stühlen auf. Das Geschirr wurde ungewaschen in die Spüle gestellt, etwas nie Dagewesenes.

Unsere Straße war aufgeweicht und an manchen Stellen völlig ausgewaschen. Wir schlitterten und rutschten ein paar hundert Meter, bis wir zu einem Krater kamen. Pappy schaltete herunter und versuchte durch den Graben links davon zu fahren, gleich neben der Baumwolle der Jeters.

Der Pick-up blieb stehen, sank ein, und wir saßen hoffnungslos fest. Mein Vater ging zum Haus zurück, um den John Deere zu holen; wir warteten. Wie gewöhnlich fuhr ich auf der Ladefläche und hatte jede Menge Platz. Meine Mutter saß vorn bei Pappy und Gran. Ich glaube, es war Gran, die sagte, dass es vielleicht doch keine so gute Idee gewesen sei, in die Stadt zu fahren. Pappy kochte vor Wut.

Als mein Vater zurückkehrte, befestigte er eine sieben Meter lange Eisenkette an der vorderen Stoßstange und zog uns langsam aus dem Graben. Die Männer beschlossen, dass es am besten wäre, wenn der Traktor uns bis zur Brücke zöge.

Dort angekommen, machte Pappy die Kette los, und mein Vater fuhr mit dem Traktor über die Brücke. Dann folgten wir im Pick-up. Der Zustand der Straße auf der anderen Seite war noch schlechter, das meinten jedenfalls die Männer, deswegen befestigten sie die Kette wieder, und der Traktor zog den Pick-up die zwei Meilen bis zur Kiesstraße.

Dort stellten wir den John Deere ab und machten uns auf den Weg in die Stadt, falls sie überhaupt noch existierte. Gott allein wusste, was für ein Blutbad uns dort erwartete. Ich konnte meine Aufregung kaum verbergen.

Als wir schließlich den Highway erreichten und uns Richtung Black Oak wandten, hinterließen wir eine lange Schmutzspur auf dem Asphalt. Warum waren nicht alle Straßen geteert? Alles wirkte normal. Keine umgestürzten Bäume oder platt gewalzten Baumwollfelder, kein über Meilen hergetragener

Unrat, keine klaffenden Löcher in der Landschaft. Die Häuser sahen intakt aus. Niemand war auf den Feldern, weil die Baumwolle nass war, aber nichts schien ernsthaft Schaden genommen zu haben.

Ich stand hinten auf dem Pick-up neben meinem Vater und blickte angestrengt über die Fahrerkabine, um endlich die Stadt zu sehen. Was bald der Fall war. Die Entkörnungsanlage dröhnte wie immer. Gott hatte die Kirche beschützt. Die Läden entlang der Main Street waren unversehrt. »Gott sei Dank«, sagte mein Vater. Ich war nicht unglücklich, dass alle Gebäude intakt waren, aber die Lage hätte etwas interessanter sein können.

Wir waren nicht die einzigen Schaulustigen. In der Main Street herrschte reger Verkehr, Menschen drängten sich auf den Gehsteigen. So etwas hatte es an einem Montag noch nicht gegeben. Wir parkten neben der Kirche, und nachdem wir uns vergewissert hatten, dass sie das Unwetter unbeschadet überstanden hatte, schlenderte ich zum Laden von Pop und Pearl, vor dem sich besonders viele Passanten eingefunden hatten. Mr Red Fletcher stand im Mittelpunkt einer Gruppe, der ich mich gerade rechtzeitig anschloss.

Mr Red, der westlich der Stadt lebte, hatte seiner eigenen Aussage zufolge gewusst, dass ein Tornado bevorstand, weil sich sein alter Beagle unter den Küchentisch verkrochen hatte, ein höchst unheilvolles Omen. Mr Red folgte dem Hinweis seines Hundes, studierte den Himmel und war nicht überrascht, als er immer schwärzer wurde. Er hörte den Tornado, bevor er ihn sah. Der Twister senkte sich aus dem Nirgendwo herab, steuerte direkt auf seine Farm zu und hielt lange genug Bodenkontakt, um zwei Hühnerställe platt zu machen und Mr Reds Haus abzudecken. Eine Glasscherbe traf

seine Frau und brachte ihr eine blutende Wunde bei, sodass wir endlich ein richtiges Opfer hatten. Hinter meinem Rücken flüsterten Leute aufgeregt, dass sie zur Farm der Fletchers fahren und die Zerstörung besichtigen wollten.

»Wie sah er aus?«, fragte jemand.

»Schwarz wie Kohle«, sagte Mr Red. »Hat sich angehört wie ein Güterzug.«

Das war noch aufregender, weil unsere Twister hellgrau, nahezu weiß gewesen waren. Seiner dagegen schwarz. Offenbar hatten alle möglichen Tornados in der Gegend gewütet.

Mrs Fletcher tauchte an der Seite ihres Mannes auf, ihr Arm dick bandagiert und in einer Schlinge. Alle starrten sie an. Sie sah aus, als würde sie gleich hier auf dem Gehsteig ohnmächtig werden. Sie hob ihren Arm und erregte höchste

Aufmerksamkeit, bis Mr Red klar wurde, dass er sein Publikum verloren hatte. Er trat vor und nahm seine Erzählung wieder auf. Er erklärte, dass sich sein Tornado vom Boden zurückgezogen habe und herumgehüpft sei. Daraufhin sprang er in seinen Wagen und versuchte ihm zu folgen. Er jagte ihn durch den Hagelsturm und hätte ihn fast eingeholt, als der Tornado einen Bogen schlug.

Mr Reds Pick-up war noch älter als der von Pappy. Ein paar Leute begannen sich ungläubig umzusehen. Ich wünschte, einer der Erwachsenen würde fragen: »Und wenn du ihn erwischt hättest, was hättest du dann mit ihm gemacht?« Mr Red gab nach eigener Aussage die Verfolgung jedoch bald auf und kehrte nach Hause zurück, um nach Mrs Fletcher zu sehen. Als er einen letzten Blick darauf warf, steuerte sein Tornado direkt auf die Stadt zu.

Pappy erzählte mir später, dass Mr Fletcher sogar dann log, wenn mit der Wahrheit mehr Eindruck zu schinden war.

An diesem Nachmittag wurde in Black Oak viel gelogen oder vielleicht auch nur übertrieben. Von einem Ende der Main Street bis zum anderen wurden Twister-Geschichten erzählt. Vor dem Co-op beschrieb Pappy, was wir erlebt hatten, und größtenteils hielt er sich an die Tatsachen. Die Geschichte von unseren zwei Tornados erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, bis Mr Dutch Lamb vortrat und behauptete, drei gesehen zu haben! Seine Frau bestätigte es, und Pappy ging zu seinem Wagen.

Als wir die Stadt verließen, erschien es wie ein Wunder, dass nicht Hunderte von Menschen umgekommen waren. Bei Einbruch der Dunkelheit war der Himmel wieder wolkenlos, aber die Hitze kehrte nicht zurück. Nach dem Essen saßen wir auf der Veranda und warteten auf das Spiel der Cardinals. Die Luft war klar und frisch - eine erste Andeutung des Herbstes.

Es standen noch sechs Spiele aus, drei gegen die Reds und drei gegen die Cubs, alle Heimspiele im Sportsman's Park, aber da die Dodgers sieben Spiele voraus und an erster Stelle waren, war die Saison gelaufen. Stan the Man Musial führte die Liga nach Trefferzahl an, und er hatte mehr Läufe zur ersten und zweiten Base zu verzeichnen als alle anderen. Die Cardinals würden nicht Meister werden, aber wir hatten immer noch den besten Spieler. Nach einer Reise nach Chicago waren die Jungs froh, wieder in St. Louis zu sein, laut Harry Caray, der oft Grüße ausrichtete und Klatschgeschichten zum Besten gab, als würden sämtliche Spieler bei ihm zu Hause wohnen.

Musial schaffte es als Schläger einmal bis zur ersten und einmal bis zur dritten Base, und nach neun Innings stand es drei zu drei. Es war spät, aber wir waren nicht müde. Das Unwetter hatte uns von den Feldern gejagt, und wir genossen die kühle

Witterung. Die Spruills saßen um ein Feuer, unterhielten sich leise und freuten sich über einen Abend ohne Hank. Er verschwand oft nach dem Abendessen.

In der zweiten Hälfte des zehnten Innings schaffte es Red Schoendienst zur ersten Base, und als Stan Musial das Feld betrat, drehten die Fans durch, zumindest behauptete das Harry Caray, der zuweilen laut Pappy ein Spiel sah und ein anderes beschrieb. Es waren weniger als zehntausend Zuschauer im Stadion; wir hörten, dass es nicht sehr viele waren. Aber Harry Caray machte Lärm für weitere zwanzigtausend. Nach 148 Spielen war er noch genauso aufgeregt wie am ersten Tag der Saison. Musial kam bis zur zweiten Base, sein dritter Treffer in diesem Spiel, Schoendienst punktete, und wir gewannen das Spiel vier zu drei. Einen Monat zuvor hätten wir mit Harry Caray auf der Veranda gefeiert. Ich wäre im Hof auf die zweite Base gerutscht, genau wie Stan the Man. Nach so einem dramatischen Sieg wären wir alle glücklich ins Bett gegangen, obwohl Pappy nach wie vor den Manager hätte feuern wollen. Aber jetzt war alles anders. Der Sieg bedeutete wenig; die Saison ging zu Ende, die Cardinals waren auf dem dritten Platz. Die Spruills hatten den Hof besetzt. Der Sommer war vorbei. Als sich Harry beruhigte, schaltete Pappy das Radio aus. »Baumholtz kann ihn unmöglich noch einholen«, sagte er. Frankie Baumholtz von den Cubs lag sechs Punkte hinter Musial im Rennen um den Titel des besten Schlagmanns. Mein Vater brummte zustimmend. Die Männer waren während des Spiels ruhiger als gewöhnlich gewesen. Die Tornados und die kühle Witterung waren über sie gekommen wie eine Krankheit. Der Herbst nahte, aber noch immer war

ein Drittel der Baumwolle nicht gepflückt. Sieben Monate lang hatten wir nahezu perfektes Wetter gehabt; das würde sich jetzt bestimmt ändern.

Der Herbst dauerte nicht einmal vierundzwanzig Stunden. Gegen Mittag des nächsten Tages war es wieder heiß, die Baumwolle war trocken, der Boden hart, und all die schönen Träume von kühlen Tagen und fallenden Blättern waren vergessen. Wir waren für den zweiten Durchgang an den Fluss zurückgekehrt. Später im Herbst kam es vielleicht noch zu einem dritten, dem so genannten »Weihnachtspflücken«, bei dem die letzten Reste Baumwolle eingesammelt würden. Die Leute aus den Bergen und die Mexikaner wären dann schon lange fort.

Die meiste Zeit über blieb ich in der Nähe von Tally und strengte mich an, mit ihr mitzuhalten. Aus irgendeinem Grund verhielt sie sich sehr zurückhaltend, und ich wollte unbedingt erfahren warum. Die Spruills waren angespannt, sie sangen und lachten nicht mehr auf den Feldern und sprachen nur selten miteinander. Hank kam immer erst im Lauf des Vormittags und pflückte in gemächlichem Tempo. Der Rest der Spruills schien ihn zu meiden.

Spät am Nachmittag schleppte ich mich zum Anhänger - wie ich hoffte zum letzten Mal an diesem Tag. Es war eine Stunde vor Feierabend, und ich blickte mich nach meiner Mutter um. Stattdessen sah ich Hank zusammen mit Bö und Dale auf der anderen Seite des Anhängers, wo sie im Schatten auf Pappy oder meinen Vater warteten, um ihre Baumwolle wiegen zu lassen. Ich verkroch mich zwischen den Sträuchern, damit sie mich nicht bemerkten, und wartete auf freundlichere

Stimmen.

Hank redete wie gewöhnlich sehr laut. »Ich hab's satt, Baumwolle zu pflücken«, sagte er. »Verdammt satt! Hab über 'nen neuen Job nachgedacht, und mir ist 'ne andere Möglichkeit eingefallen, wie ich Geld verdienen kann. Jede Menge Geld. Ich werd dem Jahrmarkt nachreisen, von einer Stadt zur nächsten, mich nicht sehen lassen, während der alte Samson und seine Frau Geld einstreichen. Ich warte, bis es genug ist, schau zu, wie er die kleinen Bauernlummel aus dem Ring wirft, und dann spätabends, wenn er fertig und müde ist, tauch ich aus dem Nirgendwo auf, lege fünfzig Dollar hin, mach ihn wieder fertig und hau mit seinem ganzen Geld ab. Wenn ich das einmal pro Woche mach, sind das zweitausend Dollar im Monat, vierundzwanzigtausend im Jahr. Alles in bar. Mann, ich werd reich.«

Sein Tonfall war scherzhaft, und Bö und Dale lachten, als er ausgeredet hatte. Auch ich musste zugeben, dass die Idee lustig klang.

»Was, wenn Samson nicht mitmacht?«, fragte Bö.

»Bist du verrückt? Er ist der stärkste Ringer der Welt, direkt aus Ägypten. Samson hat vor niemand Angst. Mann, womöglich nehm ich mir sogar seine Frau. Die hat doch ziemlich gut ausgesehen, oder?«

»Du musst ihn ab und zu mal gewinnen lassen«, sagte Bö.

»Sonst kämpft er nicht mehr mit dir.«

»Mir gefällt die Sache mit seiner Frau«, sagte Dale. »Die hatte echt Klassebeine.«

»Der Rest von ihr war auch nicht schlecht«, sagte Hank.

»Wartet mal - ich hab's! Ich werf ihn raus und werd der neue Samson! Ich lass mir die Haare bis zum Hintern wachsen, färb sie schwarz, kauf mir eine kurze Hose aus Leopardenfell, red'

echt komisch, und diese blöden Rednecks hier werden glauben, dass ich wirklich aus Ägypten bin. Delilah wird ganz wild auf mich sein.«

Sie lachten laut und lang, und ihre Heiterkeit war ansteckend. Ich musste kichern, als ich mir vorstellte, wie Hank in einer engen kurzen Hose herumstolzierte und die Leute glauben machen wollte, er sei aus Ägypten. Aber er war zu dumm, um zu schauspielern. Er würde den Leuten wirklich wehtun und alle Herausforderer vertreiben.

Pappy kam zum Anhänger und wog die Baumwolle. Auch meine Mutter tauchte auf und flüsterte mir zu, dass sie bereit war, zum Haus zurückzukehren. Das galt auch für mich. Wir gingen gemeinsam, schweigend und froh, dass der Arbeitstag fast vorüber war.

* * *

Am Haus war weiter gestrichen worden. Wir bemerkten es im Gemüsegarten, und bei näherer Betrachtung stellten wir fest, dass unser Maler - wir nahmen immer noch an, dass es Trot war - sich bis zum fünften Brett von unten hochgearbeitet und den ersten Anstrich auf einer Fläche, die ungefähr so groß war wie ein kleines Fenster, angebracht hatte. Meine Mutter fasste vorsichtig hin; die Farbe klebte an ihrem Finger.

»Sie ist noch frisch«, sagte sie und blickte zum Hof vor dem Haus, wo wie üblich keine Spur von Trot zu sehen war.

»Meinst du immer noch, dass er es ist?«, fragte ich.

»Ja, das meine ich.«

»Woher hat er die Farbe?«

»Tally kauft sie ihm von ihrem Verdienst.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe Mrs Foley von der Eisenwarenhandlung gefragt. Sie hat gesagt, ein verkrüppelter Junge aus den Bergen und seine

Schwester hätten zwei Liter weißer Lackfarbe für einen Hausanstrich und einen kleinen Pinsel gekauft. Sie fand es merkwürdig - Leute aus den Bergen, die Hausfarbe kaufen.«

»Wie viel kann man damit streichen?«

»Nicht sehr viel.«

»Wirst du es Pappy erzählen?«

»Ja, das werde ich.«

Wir machten eine schnelle Runde durch den Garten und ernteten nur das Wichtigste - Tomaten, Gurken und zwei rote Paprika, die ihr ins Auge stachen. Der Rest der Pflücker käme bald von den Feldern zurück, und ich konnte kaum das Feuerwerk erwarten, das Pappy abbrennen würde, sobald er erführe, dass sein Haus angestrichen wurde.

Ein paar Minuten später wurde draußen geflüstert und leise diskutiert. Ich musste in der Küche Gurken schneiden, eine Taktik, um mich aus der Debatte herauszuhalten. Gran hörte die Nachrichten im Radio, während meine Mutter kochte. Mein Vater und Pappy gingen auf die Ostseite des Hauses und inspizierten Trots noch nicht vollendete Arbeit.

Als sie zurückkehrten, setzten wir uns, beteten und aßen. Es wurde über nichts anderes als das Wetter gesprochen. Wenn sich Pappy über den Anstrich ärgerte, ließ er sich nichts anmerken. Vielleicht war er auch nur zu müde.

Am nächsten Morgen hielt mich meine Mutter zurück und beschäftigte sich so lange wie möglich im Haus. Sie spülte das Frühstücksgeschirr und wusch ein bisschen Wäsche. Beide ließen wir den Hof vor dem Haus nicht aus den Augen. Gran zog los auf die Felder, aber meine Mutter und ich blieben zurück, erledigten kleine Arbeiten und taten geschäftig. Trot war nirgendwo zu sehen. Er war vom Hof verschwunden. Gegen acht torkelte Hank aus einem Zelt, stieß Dosen und

Krüge um, bis er übrig gebliebene Brötchen fand. Er aß sie auf, dann rülpste er und blickte zu unserem Haus, als wollte er es nach Essbarem durchsuchen. Schließlich schlurfte er am Silo vorbei Richtung Baumwollanhänger.

Wir warteten und spähten durch das Fenster. Immer noch keine Spur von Trot. Schließlich gaben wir auf und gingen ebenfalls auf die Felder. Als meine Mutter drei Stunden später zurückkehrte, um das Mittagessen vorzubereiten, war eine kleine Fläche unter dem Fenster meines Zimmers frisch gestrichen. Trot arbeitete sich langsam zur Rückseite des Hauses vor, sein Vorankommen abhängig von seiner Reichweite und seinem Wunsch, allein zu sein. Bei seinem derzeitigen Tempo hätte er die halbe Ostseite gestrichen, bis es Zeit wurde, dass die Spruills zusammenpackten und in die Berge zurückkehrten.

* * *

Nach drei Tagen Frieden und harter Arbeit war es wieder an der Zeit für einen Konflikt. Miguel sprach Pappy nach dem Frühstück neben dem Traktor an, und beide gingen zur Scheune, vor der ein paar weitere Mexikaner warteten. Im Halbdunkel schlich ich ihnen nach, nah genug, um sie zu hören, ohne jedoch bemerkt zu werden. Luis saß auf einem Baumstumpf, den Kopf gesenkt, als wäre ihm schlecht. Pappy sah ihn sich genau an. Er hatte eine Verletzung im Gesicht. Miguel sprach schnell und erklärte in gebrochenem Englisch, dass während der Nacht jemand Erdklumpen gegen die Scheune geworfen hatte. Der erste landete an der Wand des Heubodens, kaum hatten sich die Mexikaner hingelegt. Es klang wie ein Gewehrschuss - die Planken krachten, und die ganze Scheune erbebt. Nach ein paar Minuten landete ein zweiter Klumpen. Dann ein dritter. Zehn Minuten vergingen,

und sie dachten schon, dass es vielleicht vorbei wäre, als wieder einer aufprallte, diesmal auf dem Blechdach genau über ihren Köpfen. Sie waren wütend, hatten Angst, und an Schlaf war nicht mehr zu denken.

Durch die Spalten zwischen den Brettern beobachteten sie das Baumwollfeld hinter der Scheune. Ihr Peiniger war irgendwo dort draußen, tief in der Baumwolle, unsichtbar im Dunkel der Nacht, und versteckte sich wie ein Feigling.

Luis öffnete vorsichtig die Luke, um besser sehen zu können, und in diesem Augenblick traf ihn ein Geschoss mitten ins Gesicht. Es war ein Stein von der Schotterstraße vor unserem Haus. Wer immer ihn warf, hatte ihn sich für diese Gelegenheit aufgehoben, ein direkter Angriff auf einen der Mexikaner. Erdklumpen waren gut genug, um Lärm zu machen, aber der Stein war benutzt worden, um jemanden zu verletzen.

Luis' Nase war aufgeschlagen, gebrochen und auf doppelte Größe angeschwollen. Pappy rief meinem Vater zu, er solle Gran holen.

Miguel fuhr mit seiner Geschichte fort. Kaum hatten sie Luis notdürftig versorgt, begann das Bombardement von neuem.

Alle zehn Minuten, gerade als sie wieder am Einschlafen waren, flog ein weiteres Geschoss durch die Dunkelheit. Sie schauten durch die Spalten, konnten aber nichts erkennen. Es war einfach zu dunkel. Schließlich wurde der Angreifer seiner Spielchen überdrüssig und beendete seine Attacke. Die meisten hatten nur unruhig geschlafen.

Gran kam und übernahm. Pappy stürmte leise vor sich hin fluchend davon. Ich war zwischen zwei Dramen hin und her gerissen: Sollte ich zusehen, wie Gran Luis verarztete, oder wollte ich miterleben, wie Pappy Dampf abließ?

Ich folgte Pappy zurück zum Traktor, wo er meinem Vater etwas zuknurrte, was ich nicht verstand. Dann stürzte er zum Anhänger, auf dem die Spruills völlig verschlafen warteten.

»Wo ist Hank?«, fuhr er Mr Spruill an.

»Schläft wahrscheinlich noch.«

»Will er heute arbeiten?«, fragte Pappy grimmig.

»Fragen Sie ihn«, entgegnete Mr Spruill und stand auf, um Pappy von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten.

Pappy machte einen Schritt auf ihn zu. »Die Mexikaner konnten letzte Nacht nicht schlafen, weil jemand Erdklumpen gegen die Scheune geworfen hat. Können Sie sich denken, wer es war?«

Mein Vater, der einen wesentlich kühleren Kopf bewahrt hatte, stellte sich zwischen die beiden.

»Nee. Wollen Sie jemand beschuldigen?«, fragte Mr Spruill.

»Weiß ich nicht«, sagte Pappy. »Alle arbeiten hart, schlafen fest, sind abends todmüde. Alle außer Hank. Sieht so aus, als wäre er der Einzige, der jede Menge Zeit hat. Und es ist genau die Dummheit, die zu Hank passt.«

Mir gefiel dieser offene Konflikt mit den Spruills nicht. Sie hatten Hank so satt wie wir, aber sie waren immer noch seine Familie. Und sie waren aus den Bergen - wenn man sie gegen sich aufbrachte, würden sie einfach zusammenpacken. Pappy war nahe daran, zu viel zu sagen.

»Ich werde mit ihm reden«, sagte Mr Spruill etwas milder, als wäre er sich darüber im Klaren, dass Hank wahrscheinlich der Täter war. Er senkte das Kinn ein paar Zentimeter und blickte zu Mrs Spruill. Die Familie befand sich wegen Hank in Aufruhr, und sie waren nicht gewillt, ihn zu verteidigen.

»Fahren wir«, sagte mein Vater. Sie wollten die Konfrontation

beenden. Ich sah zu Tally, aber sie starrte in die Ferne; verloren in ihren Gedanken, nahm sie weder mich noch die anderen wahr. Pappy kletterte auf den Traktor, und wir brachen auf, um Baumwolle zu pflücken.

Luis lag den ganzen Vormittag auf der Veranda hinter dem Haus, eine Eispackung auf dem Gesicht. Gran wuselte um ihn herum und versuchte wiederholt, ihm ihre Mittel aufzudrängen, aber Luis blieb hart. Gegen Mittag hatte er genug von dieser amerikanischen Art ärztlicher Behandlung und wollte unbedingt auf die Felder zurück, gebrochene Nase hin oder her.

Hanks Ertrag war von vierhundert Pfund Baumwolle am Tag auf unter zweihundert Pfund gesunken. Pappy war deswegen fuchsteufelswild. Während sich die Tage hinzogen, verschlechterte sich die Stimmung, und die Erwachsenen flüsterten miteinander. Pappy hatte noch nie wie Hank einfach so zweihundertfünfzig Dollar besessen.

»Wie viel hat er heute gepflückt?«, fragte er meinen Vater beim Abendessen. Wir hatten gebetet und reichten gerade das Essen herum.

»Hundertneunzig Pfund.«

Meine Mutter schloss frustriert die Augen. Das Abendessen sollte eine willkommene Gelegenheit sein, um zu plaudern und nachzudenken. Sie hasste Kontroversen beim Essen.

Müßiges Geplauder - Klatschgeschichten über Leute, die wir kannten oder auch nicht - war in Ordnung, aber Konflikte waren es nicht. Das Essen wurde nur richtig verdaut, wenn der Körper entspannt war.

»Ich hätte große Lust, morgen in die Stadt zu fahren und Stick Powers zu erklären, dass ich mit dem Jungen fertig bin«, sagte Pappy und fuchtelte mit der Gabel herum.

Das würde er auf keinen Fall tun, und wir wussten es. Er wusste es ebenfalls. Wenn Stick es irgendwie schaffte, Hank Spruill Handschellen anzulegen und ihn auf den Rücksitz seines Streifenwagens zu verfrachten - ein Showdown, dessen Zeuge ich gern geworden wäre -, würden die anderen Spruills innerhalb von Minuten packen und verschwinden. Pappy würde seine Ernte nicht wegen eines Dummkopfs wie Hank aufs Spiel setzen. Wir mussten vielmehr die Zähne zusammenbeißen und versuchen, seine Anwesenheit auf unserer Farm zu überstehen. Wir mussten hoffen und beten, dass er niemanden mehr umbrachte und auch selbst nicht umgebracht wurde, und in ein paar kurzen Wochen wäre die Ernte beendet und er nicht mehr hier.

»Du weißt nicht mit Sicherheit, dass er es war«, sagte Gran.

»Niemand hat gesehen, wie er die Scheune beworfen hat.«

»Manche Dinge sieht man nie«, schoss Pappy zurück. »Wir haben Trot nicht mit dem Pinsel in der Hand gesehen, aber wir wollen glauben, dass er das Haus anstreicht. Stimmt's?«

Meine Mutter sagte genau zum richtigen Zeitpunkt: »Luke, gegen wen spielen die Cardinals?« Es war ihr Standardsatz, ein ziemlich unverblümter Hinweis, dass sie in Ruhe essen wollte.

»Gegen die Cubs«, sagte ich.

»Wie viele Spiele stehen noch aus?«, fragte sie.

»Nur noch drei.«

»Wie weit vorn liegt Musial?«

»Sechs Punkte. Er hat dreihundertsechsdreißig. Baumholtz hat dreihundertdreißig. Er kann ihn nicht mehr einholen.«

An dieser Stelle wurde von meinem Vater erwartet, dass er seiner Frau zu Hilfe kam und die Unterhaltung von ernsten Themen fern hielt. Er räusperte sich und sagte: »Letzten Samstag habe ich Lou Jeffcoat getroffen - ich hab vergessen, es

euch zu erzählen. Er hat behauptet, dass die Methodisten für das Spiel am Sonntag einen neuen Pitcher haben.«

Pappy hatte sich so weit beruhigt, um zu erwidern: »Er lügt. Das behaupten sie jedes Jahr.«

»Warum sollten sie einen neuen Pitcher brauchen?«, fragte Gran mit einem leisen Lächeln, und ich dachte, meine Mutter würde laut herauslachen.

Am Sonntag sollte das Herbstpicknick stattfinden, ein glorreiches Ereignis, das ganz Black Oak in helle Aufregung versetzte. Nach dem Gottesdienst - für gewöhnlich ein sehr langer Gottesdienst, zumindest für uns Baptisten - würden wir uns neben der Schule mit den Methodisten treffen. Die Frauen würden im Schatten der Bäume genug zum Essen ausbreiten, um den ganzen Staat zu verköstigen, und nach einem langen Mittagessen stand ein Baseballspiel auf der Tagesordnung. Es war kein gewöhnliches Spiel, denn es ging um das Recht, mit dem Sieg zu prahlen. Die Gewinner hänselten die Verlierer ein ganzes Jahr lang. Mitten im Winter hatte ich gehört, wie sich die Männer im Tea Shoppe wegen des Spiels gegenseitig aufzogen.

Die letzten vier Jahre hatten die Methodisten gewonnen, und regelmäßig setzten sie das Gerücht in die Welt, einen neuen Werfer aufzustellen.

»Wer wirft für uns?«, fragte mein Vater. Pappy war der Trainer der Baptistenmannschaft, aber nach vier eindeutigen Niederlagen begannen die Leute zu murren.

»Ridley wahrscheinlich«, sagte Pappy, ohne zu zögern. Seit einem Jahr dachte er über das Spiel nach.

»Sogar ich kann gegen Ridley schlagen!«, sagte ich.

»Hast du eine bessere Idee?«, fuhr Pappy mich an.

»Ja, Sir.«

»Na los, red schon, ich kann's gar nicht erwarten.«

»Lass Cowboy werfen«, sagte ich, und alle lächelten. Was für eine wunderbare Idee.

Aber die Mexikaner durften nicht mitspielen, genauso wenig wie die Leute aus den Bergen. Es wurden nur ausgewiesene Kirchenmitglieder aufgestellt - keine Saisonarbeiter, keine Verwandten aus Jonesboro, keine Ringer aus Ägypten. Es gab so viele Regeln, dass das Regelwerk dicker gewesen wäre als die Bibel, hätte man sie aufgeschrieben. Die Schiedsrichter kamen aus Monette und erhielten fünf Dollar und so viel zum Mittagessen, wie sie essen konnten. Angeblich kannte niemand die Schiedsrichter, aber nach der Niederlage im letzten Jahr hieß es gerüchteweise, zumindest in unserer Kirche, dass sie entweder selbst Methodisten oder aber mit Methodistinnen verheiratet waren.

»Das wäre gut, nicht wahr?«, sagte mein Vater und träumte davon, wie Cowboy unsere Gegner niedermachte. Ein gegnerischer Spieler nach dem anderen musste vom Feld. Angeschnittene Bälle prasselten aus allen Richtungen auf sie hernieder.

Da sich die Unterhaltung wieder auf adäquatem Terrain bewegte, übernahmen die Frauen. Baseball wurde vergessen, während sie über das Picknick sprachen, das Essen, die Kleider der Methodistenfrauen und so weiter. Das Abendessen ging ruhig zu Ende, und wir versammelten uns auf der Veranda.

* * *

Ich hatte beschlossen, Ricky einen Brief zu schreiben und ihm von Libby Latcher zu erzählen. Von den Erwachsenen würde es bestimmt keiner tun; sie waren zu sehr damit beschäftigt, das Geheimnis zu begraben. Aber Ricky musste erfahren, wessen Libby ihn beschuldigte. Er musste auf irgendeine Weise

reagieren. Wenn er Bescheid wusste, könnte er sich vielleicht nach Hause schicken lassen, um die Situation zu klären. Je früher, desto besser. Bislang blieben die Latchers unter sich und sprachen mit niemandem darüber, aber in Black Oak war so etwas nur schwer geheim zu halten.

Bevor Ricky nach Korea gegangen war, hatte er uns von einem Freund erzählt, einem jungen Mann aus Texas, den er in einem Ausbildungslager kennen gelernt hatte. Der Junge war erst achtzehn, aber schon verheiratet, und seine Frau war schwanger. Die Armee schickte ihn für ein paar Monate nach Kalifornien, wo er Papierkram erledigte, damit er nicht erschossen wurde. Er war eine Art Härtefall, und der Junge sollte nach Texas zurückkehren, bevor seine Frau niederkam. Ricky war jetzt auch ein Härtefall; er wusste es nur nicht. Aber ich würde es ihm mitteilen. Ich entschuldigte mich auf der Veranda unter dem Vorwand, müde zu sein, und ging in Rickys Zimmer, wo ich meine Big-Chief-Schreibunterlage aufbewahrte. Ich nahm sie mit in die Küche - dort war das Licht besser - und begann in großen Druckbuchstaben zu schreiben.

Ich schrieb kurz über Baseball, das Rennen um die Meisterschaft, den Jahrmarkt und Samson und ein paar Sätze über die Tornados zu Beginn der Woche. Ich hatte weder Zeit noch die Nerven, mich über Hank auszulassen, und kam zum Kern der Geschichte. Ich schrieb, dass Libby Latcher ein Baby bekommen hatte, erwähnte jedoch nicht, dass ich ganz nahe am Ort des Geschehens gewesen war.

Meine Mutter kam von der Veranda herein und fragte mich, was ich tat. »Ich schreibe Ricky«, sagte ich.

»Wie nett von dir«, sagte sie. »Aber du musst jetzt ins Bett.«

»Ja, Ma'am.« Ich hatte eine volle Seite geschrieben und war

ziemlich stolz auf mich. Morgen würde ich eine weitere Seite schreiben. Übermorgen vielleicht noch eine. Ich war entschlossen, dass es der längste Brief werden sollte, den Ricky bislang erhalten hatte.

Ich näherte mich dem Ende einer langen Reihe Baumwolle in der Nähe von Siler's Creek, als ich Stimmen hörte. Die Sträucher wuchsen hier besonders hoch, und ich war gut verborgen im dichten Blattwerk. Mein Sack war halb voll, und ich träumte von einem Nachmittag in der Stadt, einem Film im Dixie, einem Coca-Cola und Popcorn. Die Sonne stand fast senkrecht; es musste gegen Mittag gehen. Ich wollte umkehren und zum Anhänger zurück, fleißig pflücken und den Arbeitstag schwungvoll beenden.

Als ich die Stimmen hörte, ließ ich mich zuerst auf ein Knie nieder und setzte mich dann vorsichtig und lautlos auf den Boden. Lange Zeit hörte ich überhaupt nichts mehr, und ich glaubte schon, dass ich mich vielleicht getäuscht hatte, als die Stimme eines Mädchens ganz leise in mein Versteck drang. Sie war irgendwo rechts von mir; ich konnte nicht sagen, wie weit entfernt.

Ich stand langsam wieder auf und spähte durch die Baumwolle, sah aber nichts. Dann duckte ich mich und begann, zum Ende der Reihe zu kriechen, den Sack ließ ich zurück. Lautlos kroch ich ein Stück und hielt an, kroch weiter und hielt erneut an, bis ich sie wieder hörte. Sie war ein paar Reihen weiter, versteckt in der Baumwolle. Ich blieb eine Weile reglos sitzen, bis ich sie lachen hörte, ein leises Lachen, das von der Baumwolle gedämpft wurde, und ich wusste, dass es Tally war.

Ich schaukelte auf allen Vieren vor und zurück und versuchte,

mir einen Grund auszudenken, warum sie sich hier versteckte, so weit wie möglich vom Anhänger entfernt. Dann hörte ich eine zweite Stimme, die eines Mannes. Ich beschloss, näher zu kriechen.

Ich fand die zwei am weitesten auseinander stehenden Sträucher und zwängte mich auf Katzenpfoten durch die erste Reihe. Es wehte kein Wind, der in den Blättern und Samenkapseln raschelte, deswegen musste ich mich völlig geräuschlos bewegen. Und Geduld haben. Dann schlich ich durch die zweite Reihe und wartete auf die Stimmen. Sie schwiegen lange, und ich machte mir allmählich Sorgen, dass sie mich vielleicht gehört hätten. Dann kicherten sie, beide gleichzeitig, und unterhielten sich mit leisen gedämpften Stimmen. Ich legte mich flach auf den Bauch und betrachtete die Lage vom Boden aus, wo die Zweige am dicksten waren und es keine Samenkapseln und Blätter gab. Fast meinte ich, etwas zu sehen, ein paar Reihen weiter, vielleicht Tallys dunkles Haar, vielleicht auch nicht. Ich beschloss, dass ich nahe genug war.

Niemand war in der Nähe. Die anderen - die Spruills und die Chandlers - arbeiteten sich zum Anhänger zurück. Die Mexikaner waren weit weg, von ihnen war nichts außer den Strohhütten zu sehen.

Obwohl ich im Schatten lag, schwitzte ich stark. Mein Herz raste, mein Mund war trocken. Tally versteckte sich tief in der Baumwolle mit einem Mann und tat etwas Schlimmes, warum sollte sie sich sonst verstecken? Ich wollte etwas unternehmen, um sie aufzuhalten, aber dazu hatte ich kein Recht. Ich war nur ein kleines Kind, ein Spion, der sie belauschte. Ich dachte daran, mich wieder zurückzuziehen, aber die Stimmen hielten

mich fest.

Die Schlange war eine Mokassinschlange, eine von vielen in unserem Teil von Arkansas. Sie lebten in der Nähe von Bächen und Flüssen und krochen gelegentlich landeinwärts, um sich zu sonnen oder zu fressen. Jedes Frühjahr, wenn wir säten, störten wir sie mit unserem Pflug auf. Sie waren kurz, schwarz, dick, aggressiv und voller Gift. Ihr Biss war nur selten tödlich, aber ich hatte viele unglaubliche Geschichten über schreckliche Todeskämpfe gehört.

Wenn man eine sah, erschlug man sie einfach mit einem Stock, einer Hacke oder dem nächstbesten Gegenstand. Sie waren nicht so schnell wie Klapperschlangen, noch hatten sie deren Reichweite, aber sie waren böse und gemein.

Diese kroch direkt auf mich zu und war keine anderthalb Meter mehr von mir entfernt. Wir sahen einander in die Augen. Ich war so mit Tally und dem, was immer sie gerade tat, beschäftigt gewesen, dass ich alles andere um mich herum vergessen hatte. Ich stieß einen Entsetzenslaut aus, sprang auf und rannte durch eine Reihe Baumwolle und dann durch eine zweite.

Ein Mann sagte etwas mit lauter Stimme, aber im Augenblick hatte ich mehr Angst vor der Schlange. Neben meinem Sack warf ich mich zu Boden, schnallte ihn mir über die Schulter und begann, in Richtung des Anhängers zu kriechen. Als ich sicher war, mich weit genug von der Mokassinschlange entfernt zu haben, hielt ich an und horchte. Nichts. Vollkommene Stille. Niemand verfolgte mich.

Vorsichtig stand ich auf und spähte durch die Sträucher. Zu meiner Rechten, mehrere Reihen entfernt und den Rücken mir zugewandt, sah ich Tally, den Sack über der Schulter, den

Strohhut schief auf dem Kopf; als wäre nichts geschehen, arbeitete sie sich langsam voran.

Und zu meiner Linken schlich sich, geduckt und heimlich wie ein Dieb, Cowboy durch die Baumwolle.

An den meisten Samstagen fand Pappy irgendeinen Grund, die Fahrt in die Stadt hinauszuzögern. Wir aßen zu Mittag, ich ließ das unwürdige Bad über mich ergehen, und dann suchte er sich etwas zu tun, weil er entschlossen war, uns warten zu lassen.

Der Traktor hatte ein Zipperlein, um das er sich plötzlich kümmern musste. Er kroch mit seinen alten

Schraubenschlüsseln darum herum, beteuerte wiederholt, dass diese Arbeit nicht aufzuschieben war, weil er die nötigen Ersatzteile in der Stadt kaufen wollte. Oder der Pick-up lief nicht richtig, und Samstagnachmittag nach dem Mittagessen war genau der richtige Zeitpunkt, um am Motor herumzutüfteln. Oder die Wasserpumpe bedurfte seiner Zuwendung. Bisweilen setzte er sich an den Küchentisch und erledigte die wenige Papierarbeit, die auf der Farm anfiel.

Endlich, wenn alle richtig wütend waren, nahm er ein langes Bad, und dann brachen wir auf.

Meine Mutter wollte unbedingt den jüngsten Bewohner von Craighead County sehen, auch wenn es ein Latcher war.

Während Pappy im Geräteschuppen herumstöberte, luden wir vier Kisten mit Gemüse auf den Pick-up und fuhren über den Fluss. Mein Vater hatte es irgendwie geschafft, sich um den Ausflug zu drücken. Der mutmaßliche Vater des Babys war sein Bruder, und das bedeutete natürlich, dass er der mutmaßliche Onkel des Kindes war, und mein Vater war schlichtweg noch nicht bereit, das zu akzeptieren. Und er hatte bestimmt kein Interesse an einer weiteren Aussprache mit Mr Latcher.

Meine Mutter fuhr, und ich betete, und irgendwie schafften wir es unversehrt über die Brücke. Auf der anderen Seite des Flusses rollten wir aus. Der Motor bockte und starb ab. Als sie tief Luft holte, sagte ich: »Mom, ich muss dir etwas sagen.«
»Kann das nicht warten?«, fragte sie und griff nach dem Zündschlüssel.

»Nein.«

Wir saßen in dem heißen Wagen, gleich hinter der Brücke, auf einem einspurigen Feldweg, kein Haus oder anderes Fahrzeug in Sicht. Das schien mir der perfekte Ort und der richtige Zeitpunkt für ein wichtiges Gespräch.

»Um was geht es?«, sagte sie, verschränkte die Arme, als stünde für sie bereits fest, dass ich etwas Schreckliches angestellt hatte.

Ich hatte so viele Geheimnisse. Hank und die Schlägerei mit den Siscos. Tally am Bach. Die Geburt von Libbys Baby. Aber die waren für eine Weile weggepackt. Ich war ein Meister darin geworden, sie wirklich geheim zu halten. Etwas jedoch musste ich meiner Mutter anvertrauen.

»Ich glaube, Tally und Cowboy mögen sich«, sagte ich und fühlte mich sofort erleichtert.

»Ja?«, sagte sie lächelnd, als ob ich nicht viel wissen könnte, nur weil ich ein Kind war. Als sie darüber nachdachte, erlosch das Lächeln. Ich fragte mich, ob auch sie etwas über die heimliche Romanze wusste.

»Ja, Ma'am.«

»Und wie kommst du darauf?«

»Ich hab sie heute Vormittag in der Baumwolle erwischt.«

»Was haben sie denn getan?«, fragte sie und schien ein wenig erschrocken, dass ich vielleicht etwas gesehen hatte, was ich nicht hätte sehen sollen.

»Weiß ich nicht, aber sie waren zusammen.«

»Hast du sie gesehen?«

Ich erzählte ihr die Geschichte, von den Stimmen über die Mokassinschlange bis zu Tallys und Cowboys Flucht. Ich ließ kein Detail aus und übertrieb erstaunlicherweise auch nicht. Höchstens die Größe der Schlange, aber ansonsten hielt ich mich an die Wahrheit.

Sie hörte zu und schien aufrichtig verblüfft.

»Was haben sie getan, Mom?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht. Du hast nichts gesehen, oder?«

»Nein, Ma'am. Meinst du, dass sie sich geküsst haben?«

»Wahrscheinlich«, sagte sie sofort.

Wieder langte sie zum Zündschlüssel, dann sagte sie: »Na gut, ich werde mit deinem Vater darüber reden.«

Wir fuhren eilig weiter. Nach einer Weile wusste ich nicht mehr, ob ich mich wirklich besser fühlte. Viele Male hatte sie mir eingeschärft, dass kleine Jungs vor ihren Müttern keine Geheimnisse haben sollten. Aber jedes Mal, wenn ich ihr eins anvertraute, tat sie es immer schnell ab und sagte, dass sie mit meinem Vater darüber reden würde. Ich war mir nicht sicher, was für einen Vorteil ich davon hatte, wenn ich so freimütig war. Aber mehr konnte ich nicht tun. Jetzt wussten die Erwachsenen von Tally und Cowboy. Sollten sie sich darüber den Kopf zerbrechen.

Die Latchers pflückten in der Nähe ihres Hauses, und als wir anhielten, hatten wir ein Publikum. Mrs Latcher kam aus dem Haus und lächelte zaghaft, dann half sie uns dabei, die Gemüsekisten auf die Veranda zu tragen.

»Sie wollen wahrscheinlich das Baby sehen«, sagte sie leise zu meiner Mutter. Auch ich wollte es sehen, aber ich wusste, dass meine Chancen gering waren. Die Frauen gingen ins Haus. Ich

fand einen Platz unter einem Baum neben dem Pick-up und wollte dort auf meine Mutter warten und mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Ich wollte mit keinem der Latchers etwas zu tun haben. Die Tatsache, dass wir jetzt wahrscheinlich blutsverwandt waren, machte mich ganz krank. Plötzlich tauchten drei von ihnen hinter dem Pick-up auf - drei Jungen, angeführt von Percy. Die anderen beiden waren jünger und kleiner, aber ebenso dünn und drahtig wie er. Sie kamen wortlos auf mich zu.

»Hallo, Percy«, sagte ich und versuchte, zumindest höflich zu sein.

»Was willst du hier?«, knurrte er. Er stand zwischen seinen Brüdern, und alle drei bauten sich vor mir auf.

»Ich bin mit meiner Mutter da«, sagte ich.

»Du hast hier nichts verloren«, zischte er durch die Zähne, und ich hätte am liebsten den Schwanz eingezogen und wäre davongelaufen.

»Ich warte auf meine Mutter«, sagte ich.

»Wir werden dich windelweich prügeln«, sagte Percy, und alle drei ballten die Fäuste.

»Warum?«, brachte ich gerade noch heraus.

»Weil du ein Chandler bist und dein Ricky Libby so was angetan hat.«

»Kann ich nichts für«, sagte ich.

»Egal.« Der Kleinste blickte besonders wild drein. Er kniff die Augen zusammen und verzog die Mundwinkel, als wollte er mich anknurren, und ich dachte, dass ich von ihm den ersten Schlag zu erwarten hätte.

»Drei gegen einen ist nicht fair«, sagte ich.

»Was Libby passiert ist, war auch nicht fair«, sagte Percy, und

dann boxte er mich, schnell wie eine Katze, in den Magen. Ein Pferd hätte nicht fester zutreten können, und ich fiel mit einem Schrei zu Boden.

In der Schule hatte ich ein paar Geplänkel erlebt - Stöße und Schläge im Pausenhof, die von den Lehrern unterbunden wurden, bevor es ernsthaft zur Sache ging. Mrs Emma Enos, die Lehrerin der dritten Klasse, hatte mir drei Hiebe verpasst, weil ich versucht hatte, Joey Stallcup zu verprügeln. Pappy wäre sehr stolz auf mich gewesen. Und Ricky fasste mich auch nicht mit Samthandschuhen an, raufte mit mir und boxte mich. Gewalttätigkeit war mir nicht fremd. Pappy liebte Schlägereien, und als ich auf dem Boden lag, dachte ich an ihn. Jemand trat mich; ich fasste nach dem Fuß, und sofort balgte sich ein Haufen kleiner Krieger auf der Erde, trat, klammerte und fluchte. Ich zerzte den Mittelgroßen an den Haaren, während die beiden anderen mich in den Rücken boxten. Ich war entschlossen, ihm den Kopf abzureißen, als Percy mir einen gemeinen Schlag auf die Nase versetzte. Einen Augenblick lang war ich geblendet, und sie fielen, kreischend wie wilde Tiere, erneut über mich her.

Ich hörte die Frauen auf der Veranda schreien. Höchste Zeit!, dachte ich. Mrs Latcher war als Erste bei uns und begann, die Jungen von mir herunterzuzerren, und beschimpfte sie lauthals, als sie sie wegstieß. Da ich zuunterst lag, stand ich als Letzter auf. Meine Mutter sah mich entsetzt an. Meine sauberen Kleider waren völlig verdreckt. Aus meiner Nase lief warmes Blut.

»Luke, alles in Ordnung?«, sagte sie und fasste mich an der Schulter.

Meine Augen waren wässrig, und allmählich setzten die Schmerzen ein. Ich nickte, ja, kein Problem.

»Schneid mir eine Gerte!«, schrie Mrs Latcher Percy an. Sie stöhnte und schüttelte noch immer die beiden kleineren.

»Warum verprügelt ihr den kleinen Jungen? Er hat euch nichts getan!«

Jetzt floss das Blut richtig und tropfte von meinem Kinn auf mein Hemd. Auf Geheiß meiner Mutter legte ich mich auf den Boden und bog den Kopf nach hinten, um die Blutung zu stillen, und währenddessen brachte Percy einen Stock an.

»Ich will, dass du zusiehst«, sagte Mrs Latcher zu mir.

»Nein, Darla«, sagte meine Mutter. »Wir fahren.«

»Nein, ich will, dass Ihr Junge zusieht«, sagte Mrs Latcher.

»Beug dich vor, Percy.«

»Nein, das mach ich nicht, Ma«, sagte Percy, der offensichtlich Angst hatte.

»Beug dich vor, oder ich hole deinen Vater. Ich werd dir Manieren beibringen. Einen kleinen Jungen zu verprügeln, einen Gast.«

»Nein«, sagte Percy, und sie schlug ihm mit der Gerte ins Gesicht. Er schrie auf, und sie schlug ihn aufs Ohr.

Sie befahl ihm noch einmal, sich nach vorn zu beugen und sich an den Knöcheln zu fassen. »Wenn du loslässt, schlage ich dich eine Woche lang«, drohte sie ihm. Er weinte bereits, als sie mit den Schlägen anfang. Meine Mutter und ich staunten über ihre Wut und Brutalität. Nach acht oder zehn heftigen Schlägen begann Percy zu jaulen. »Halt den Mund«, schrie sie ihn an. Ihre Arme und Beine waren so dürr wie der Stecken, aber was ihr an Kraft fehlte, machte sie durch Behändigkeit wett. Ihre Schläge folgten aufeinander wie Maschinengewehrfeuer, schnell und scharf, die Gerte schnalzte wie ein Ochsenziemer. Zehn, zwanzig, dreißig Schläge und Percy brüllte. »Bitte, hör auf, Ma! Es tut mir Leid!«

Sie schlug immer weiter zu, weit über das als Bestrafung übliche Maß hinaus. Als ihr der Arm erlahmte, stieß sie ihn auf den Boden, und Percy rollte sich zusammen und heulte. Die anderen weinten bereits. Sie riss den Mittleren, den sie Rayford nannte, an den Haaren und sagte: »Beug dich vor.« Rayford fasste langsam seine Knöchel und überstand irgendwie den Ansturm der Schläge.

»Gehen wir«, flüsterte meine Mutter mir zu. »Du kannst dich auf die Ladefläche legen.«

Sie half mir hinauf, und mittlerweile zerrte Mrs Latcher den Jüngsten an den Haaren und schüttelte ihn. Percy und Rayford lagen auf dem Boden, Opfer der Schlacht, die sie angezettelt hatten. Meine Mutter wendete den Pick-up, und als wir losfahren, schlug Mrs Latcher auf den Kleinsten ein. Ich hörte laute Stimmen und setzte mich so weit auf, dass ich Mr Latcher ums Haus laufen sah, in seinem Schlepptau weitere Kinder. Er schrie seiner Frau etwas zu; sie ignorierte ihn und schlug weiter zu. Als er bei ihr war, hielt er ihren Arm fest. Überall liefen Kinder herum; alle schienen entweder zu schreien oder zu weinen.

Staub wirbelte hinter uns auf, und ich sah sie nicht mehr. Ich legte mich flach und versuchte es mir möglichst bequem zu machen; ich betete, dass ich nie wieder einen Fuß auf ihre Farm würde setzen müssen. Ich wollte keinen von ihnen je Wiedersehen. Und ich betete lange und inbrünstig, dass niemandem das Gerücht zu Ohren käme, dass die Chandlers und die Lachers verwandt waren.

Meine Heimkehr wurde zu einem Triumph. Die Spruills waren sauber und bereit, in die Stadt zu fahren. Sie saßen zusammen mit Pappy, Gran und meinem Vater unter einem Baum und tranken Tee mit Eis, als wir keine sieben Meter

neben ihnen anhielten. Ich stand auf, nahm eine möglichst dramatische Pose ein und beobachtete dann mit großer Zufriedenheit, wie schockiert sie auf meinen Anblick reagierten. Da war ich wieder - geschlagen, blutüberströmt, schmutzig, meine Sachen zerrissen, aber ich stand aufrecht auf meinen Beinen.

Ich kletterte herunter, und alle scharten sich um mich. Meine Mutter stürmte zu uns und sagte sehr zornig: »Ihr werdet nicht glauben, was passiert ist! Drei von ihnen haben sich auf Luke gestürzt! Percy und zwei andere haben ihn sich vorgenommen, als ich im Haus war. Die kleinen Verbrecher! Wir bringen ihnen Gemüse, und so danken sie es uns.«

Auch Tally war besorgt, und ich glaube, dass sie mich am liebsten berührt hätte, um sich zu vergewissern, dass ich in Ordnung war.

»Sie waren zu dritt?«, sagte Pappy mit funkelnden Augen.

»Ja, und sie waren alle größer als Luke«, sagte meine Mutter, und dann setzte die Legendenbildung ein. Meine drei Kontrahenten wurden von Tag zu Tag, von Monat zu Monat größer.

Gran sah mir ins Gesicht, starrte auf meine Nase, die ein bisschen aufgeschlagen war. »Könnte gebrochen sein«, sagte sie, und obwohl ich das gern hörte, freute ich mich nicht gerade auf ihre Behandlung.

»Du bist nicht davongelaufen, oder?«, fragte Pappy. Auch er trat näher.

»Nein, Sir«, sagte ich stolz. Hätte ich auch nur die geringste Chance gehabt, wäre ich immer noch am Laufen.

»Ist er nicht«, sagte meine Mutter ernst. »Er hat genauso hart um sich getreten und geschlagen wie die anderen.«

Pappy strahlte, und mein Vater lächelte.

»Wir fahren morgen wieder hin und machen sie fertig«, sagte Pappy.

»Das werdet ihr nicht tun«, sagte meine Mutter. Dass Pappy Schlägereien liebte, ärgerte sie. Da sie aus einem Haus voller Mädchen stammte, hatte sie kein Verständnis für Raufereien.

»Hast du einen guten Schlag gelandet?«, fragte Pappy.

»Als wir gefahren sind, haben alle geweint«, sagte ich. Meine Mutter verdrehte die Augen.

Hank drängte sich durch die Gruppe und beugte sich zu mir, um den Schaden zu begutachten. »Waren sie wirklich zu dritt?«, knurrte er.

»Ja, Sir«, sagte ich und nickte.

»Gut für dich, Junge. So wirst du hart.«

»Ja, Sir«, sagte ich.

»Wenn du willst, zeige ich dir ein paar Tricks, was man macht, wenn es drei gegen einen sind«, sagte er lächelnd.

»Wir müssen dich waschen«, sagte meine Mutter.

»Ich glaube, sie ist gebrochen«, sagte Gran.

»Alles okay, Luke?«, fragte Tally.

»Klar«, sagte ich so hartgesotten wie möglich.

Sie führten mich in einem Triumphmarsch davon.

Das Herbstpicknick fand immer am letzten Sonntag im September statt, obgleich niemand wusste warum. Es gehörte zu den Traditionen von Black Oak, war ein Ritual wie der Jahrmarkt und die Erweckungsversammlung im Frühling. Es sollte die bevorstehende Jahreszeit, die allmählich zu Ende gehende Ernte und den Abschluss der Baseballsaison irgendwie miteinander in Verbindung bringen. Ob man das mit einem einzigen Picknick bewerkstelligte, war unklar, aber zumindest

bemühte man sich.

Wir verbrachten den Tag mit den Methodisten, unseren Freunden und freundlich gesonnenen Rivalen. Black Oak war zu klein, um sich ernsthaft in zwei Lager zu spalten. Es gab keine ethnischen Minderheiten, keine Schwarzen, Juden oder Asiaten, keine Außenseiter. Wir waren alle anglo-irischer Abstammung, hier und da vielleicht mit einem Schuss deutschen Bluts, und alle waren entweder Farmer oder verkauften an sie. Wir waren Christen oder behaupteten, es zu sein. Misshelligkeiten gab es, wenn ein Cubs-Fan im Tea Shoppe den Mund zu weit aufriss oder irgendein Idiot erklärte, John-Deere-Traktoren wären nicht so gut wie Traktoren einer anderen Marke, aber überwiegend verlief das Leben friedlich. Samstags schlugen sich die älteren Jungen und jüngeren Männer hinter dem Co-op, aber das waren in erster Linie sportliche Veranstaltungen. Eine Schlägerei, wie sie sich Hank mit den Siscos geliefert hatte, war so selten, dass sie noch immer Stadtgespräch war.

Persönliche Abneigungen währten ein Leben lang; Pappy hatte davon mehr als genug. Aber es gab keine echten Feindschaften. Die soziale Hierarchie war klar, die kleinen Farmpächter, die überhaupt kein Land besaßen, waren ganz unten angesiedelt, die Händler ganz oben, und von jedem wurde erwartet, dass er seinen Platz kannte. Aber die Leute kamen miteinander aus. Die Trennungslinie zwischen den Baptisten und den Methodisten war keine richtige und verlief auch nicht gerade. Ihr Gottesdienst war etwas anders, und die größte Abweichung von der Heiligen Schrift war in unseren Augen, dass sie Babys mit Wasser besprenkelten. Und sie kamen nicht so oft zusammen, was natürlich hieß, dass sie ihren Glauben nicht so ernst nahmen wie wir unseren. Niemand diente Gott so häufig

wie wir Baptisten. Wir waren sehr stolz darauf. Pearl Watson, meine liebste Methodistin, sagte, dass sie gern Baptistin wäre, aber körperlich nicht dazu in der Lage sei.

Ricky hatte mir einmal insgeheim erzählt, dass er vielleicht Katholik würde, wenn er die Farm verlasse, weil sie nur einmal in der Woche einen Gottesdienst abhielten. Ich wusste nicht, wodurch sich die Katholiken auszeichneten, und er versuchte es mir zu erklären, aber was Theologie anging, stand Ricky auf wackligen Beinen.

Am Sonntagmorgen bügeln meine Mutter und Gran unsere Kleider gründlicher als sonst. Und ich wurde selbstverständlich noch fester geschrubbt. Zu meiner großen Enttäuschung war meine Nase nicht gebrochen, sie war nicht einmal angeschwollen, die aufgeschlagene Stelle war kaum mehr zu sehen.

Wir mussten so gut wie nur irgend möglich aussehen, denn die Methodistinnen besaßen die etwas hübscheren Kleider. Trotz des ganzen Theaters war ich aufgeregt und konnte es kaum erwarten, in die Stadt zu fahren.

Wir hatten die Spruills eingeladen. Das taten wir aus Freundlichkeit und christlicher Nächstenliebe, mir wäre jedoch eine Auswahl lieber gewesen. Tally war willkommen; der Rest konnte von mir aus hier bleiben. Aber als ich nach dem Frühstück zu ihrem Camp blickte, entdeckte ich keinerlei Aktivität. An ihren Pick-up waren noch immer die Myriaden von Drähten und Seilen befestigt, die ihre Zelte festhielten. »Sie kommen nicht«, berichtete ich Pappy, der die Lektion für die Sonntagsschule studierte.

»Gut«, sagte er leise.

Die Aussicht, dass Hank sich auf dem Picknick herumtrieb, von einem Tisch nach dem anderen aß und sich voll stopfte

und nach einer Schlägerei Ausschau hielt, war nicht erfreulich. Die Mexikaner hatten keine Wahl. Meine Mutter hatte Miguel früher in der Woche eine Einladung übermittelt und ihn, je näher der Sonntag rückte, mehrmals sachte daran erinnert. Mein Vater hatte ihm erklärt, dass für sie ein Gottesdienst in Spanisch abgehalten würde, anschließend gäbe es jede Menge köstlichen Essens. Außerdem hatten sie am Sonntagnachmittag sowieso nichts zu tun.

Neun Mexikaner drängten sich auf die Ladefläche; nur Cowboy fehlte. Das regte meine Fantasie an. Wo war er und was tat er? Wo war Tally? Ich sah sie nicht im Hof, als wir losfuhren. Mein Herz wurde schwer, als ich daran dachte, wie sich die beiden auf den Feldern versteckt und getan hatten, was immer sie wollten. Statt mit uns in die Kirche zu gehen, trieb sich Tally wahrscheinlich wieder irgendwo herum und machte schlimme Sachen. Benutzte sie jetzt Cowboy als Wachtposten, wenn sie im Siler's Creek badete? Dieser Gedanke gefiel mir ganz und gar nicht, und auf dem Weg in die Stadt machte ich mir ununterbrochen Sorgen um sie.

Bruder Akers stieg auf die Kanzel und lächelte ausnahmsweise. Die Kirche war überfüllt, die Leute saßen in den Gängen und standen hinten an der Wand. Die Fenster waren geöffnet, und auf der Nordseite der Kirche hatten sich die Mexikaner unter einer großen Eiche versammelt und die Hüte abgenommen. Ihre Köpfe sahen aus wie ein dunkles Meer.

Er hieß unsere Gäste, unsere Besucher aus den Bergen und die Mexikaner willkommen. Es waren ein paar Leute aus den Bergen da, wenn auch nicht viele. Wie immer bat er sie, aufzustehen und sich vorzustellen. Sie kamen aus Orten wie Hardy, Mountain Home und Calico Rock, und sie hatten sich

so in Schale geworfen wie wir.

In einem Fenster war ein Lautsprecher aufgestellt worden, sodass Bruder Akers' Worte in Richtung der Mexikaner übertragen wurden, wo Mr Carl Durbin sie ins Spanische übersetzte. Mr Durbin war ein pensionierter Missionar aus Jonesboro. Er hatte dreißig Jahre in den Bergen von Peru unter echten Indios gearbeitet, und während der Missionswoche war er häufig gekommen und hatte uns Fotos und Dias des seltsamen Landes gezeigt, in dem er gelebt hatte. Außer spanisch sprach er auch noch einen indianischen Dialekt, was mich ungeheuer faszinierte.

Mr Durbin stand unter dem Baum, die Mexikaner saßen im Gras um ihn herum. Er trug einen weißen Anzug und einen weißen Strohhut, und seine Stimme drang bis in die Kirche und war dort fast ebenso laut zu hören wie die des alten Bruder Akers über den Lautsprecher. Ricky hatte einmal - an einem Sonntag während des Abendessens - behauptet, dass Mr Durbin über wesentlich mehr gesunden Menschenverstand verfüge als Bruder Akers, und damit wieder einmal für Ärger gesorgt. Es war eine Sünde, den eigenen Prediger zu kritisieren, zumindest wenn man es laut tat.

Ich saß am Ende der Bank neben dem Fenster und sah und hörte Mr Durbin zu. Ich verstand kein Wort, aber ich hörte, dass er spanisch langsamer als die Mexikaner sprach. Sie redeten so schnell, dass ich mich oft fragte, wie sie einander verstanden. Er sprach fließend und bedachtsam und mit einem unüberhörbaren Arkansas-Akzent. Obwohl ich keine Ahnung hatte, was er sagte, war er fesselnder als Bruder Akers. Da sich so viele Menschen eingefunden hatten, war es keine Überraschung, dass der Gottesdienst ein Eigenleben entwickelte und zu einem Marathon wurde. Wenig Leute,

kurze Predigt. Viele Leute wie an Ostern, am Muttertag oder zum Herbstpicknick und Bruder Akers verspürte das Bedürfnis zu einem großen Auftritt. Irgendwann während seiner weitschweifigen Ausführungen begann Mr Durbin sich zu langweilen. Er ignorierte die Botschaft, die aus der Kirche übertragen wurde, und gab seine eigene Predigt zum Besten. Als Bruder Akers innehielt, um Luft zu schöpfen, predigte Mr Durbin weiter. Und als Bruder Akers Höllenfeuer und Schwefeldämpfe beschwor, ruhte sich Mr Durbin bei einem Glas Wasser aus. Er setzte sich zu den Mexikanern auf den Boden und wartete, bis das Geschrei in der Kirche ein Ende fand.

Auch ich wartete. Ich vertrieb mir die Zeit, indem ich von dem Essen träumte, das wir bald zu uns nehmen würden - voll beladene Platten mit Brathuhn und Berge hausgemachter Eiscreme.

Die Mexikaner warfen verstohlene Blick auf die Kirchenfenster. Sie dachten bestimmt, dass Bruder Akers verrückt geworden war. Entspannt euch, hätte ich ihnen am liebsten gesagt, das ist ganz normal.

Wir sangen zum Abschluss fünf Strophen von »Just As I Am«. Da sich niemand erhob, musste Bruder Akers uns widerwillig entlassen. An der Tür stieß ich auf Dewayne, und wir rannten zusammen die Straße entlang zum Baseballfeld, um nach den Methodisten zu sehen. Sie waren natürlich schon da; sie dienten Gott nie so lange wie wir.

Hinter dem Fängerzaun, unter den drei Ulmen, die schon eine Million ins Aus geschlagener Bälle gefangen hatten, wurde das Essen auf Picknicktischen angerichtet, die mit rotweiß karierten Tischdecken bedeckt waren. Die Methodisten liefen herum, Männer und Kinder brachten das Essen, die Frauen

arrangierten es auf den Tischen. Ich fand Pearl Watson und begrüßte sie. »Ist Bruder Akers immer noch nicht fertig?«, fragte sie grinsend.

»Er hat uns gerade rausgelassen«, sagte ich. Sie gab Dewayne und mir jeweils einen Schokokeks. Ich hatte meinen mit zwei Bissen gegessen.

Schließlich kamen die Baptisten und wurden mit einem Chor von »Hallo«, »Wo wart ihr so lange?« und »Was hat euch aufgehalten?« begrüßt. Personenwagen und Pick-ups wurden Stoßstange an Stoßstange entlang der Zäune um das Feld geparkt. Mindestens ein bis zwei würden von Bällen getroffen werden, die ins Aus flogen. Zwei Jahre zuvor war Mr Wilber Shiffletts brandneuer Chrysler seiner Windschutzscheibe verlustig gegangen, als Ricky einen Homerun über den Zaun am linken Feldrand schlug. Der Krach war sensationell gewesen - ein lauter Aufprall, dann das Bersten von Glas. Aber Mr Shifflett hatte Geld, deswegen war niemand allzu bekümmert gewesen. Er kannte das Risiko, wenn er seinen Wagen dort abstellte. Auch damals hatten uns die Methodisten besiegt, sieben zu fünf, und Ricky war der Meinung gewesen, dass der Manager, Pappy, im dritten Inning den Werfer hätte auswechseln sollen.

Woraufhin sie eine Weile nicht mehr miteinander sprachen. Die Tische waren bald mit großen Schüsseln mit Gemüse, Platten mit gebratenen Hühnerteilen und Körben mit Maisbrot, Brötchen und anderen Brotsorten bedeckt. Unter der Aufsicht der Frau des Methodistenpfarrers, Mrs Orr, wurde das Essen hier und dort verteilt, bis eine gewisse Ordnung Gestalt annahm. Auf einem Tisch standen nur rohe Gemüse - ein Dutzend verschiedene Tomatensorten, Gurken, weiße und

gelbe Zwiebeln, in Essig eingelegt. Daneben Bohnen - Schwarzaugenbohnen, Buschbohnen, grüne Stangenbohnen mit Speck, Wachsbohnen. Bei jedem Picknick gab es Kartoffelsalat, und jede Köchin hatte ihr eigenes Rezept. Dewayne und ich zählten elf große Schüsseln, und keine zwei glichen sich. Gefüllte Eier waren fast ebenso beliebt, und Platten davon bedeckten einen halben Tisch. Am wichtigsten jedoch waren die Brathühnchen. Es war genug da, um die Stadt einen Monat lang zu ernähren.

Die Frauen liefen herum, machten sich am Essen zu schaffen, während die Männer sich unterhielten und lachten und einander begrüßten, ohne die Brathühnchen aus den Augen zu lassen. Überall waren Kinder, und Dewayne und ich schlenderten zu einem Baum, unter dem die Frauen die Desserts aufstellten. Ich zählte sechzehn verschiedene Sorten von hausgemachter Eiscreme, alle in Handtücher gewickelt und mit Eis gekühlt.

Nachdem die Vorbereitungen zu Mrs Orrs Zufriedenheit gediehen waren, bezog ihr Mann, Reverend Vernon Orr, zusammen mit Bruder Akers Stellung zwischen den Tischen, und die Menge verstummte. Im Vorjahr hatte Bruder Akers Gott für Seinen Segen gedankt; in diesem Jahr hatten die Methodisten die Ehre. Das Picknick verlief nach unausgesprochenen Regeln. Wir senkten die Köpfe und hörten zu, als Reverend Orr Gott für Seine Güte dankte, für das wunderbare Essen, das Wetter, die Baumwolle und viele andere Dinge. Er ließ nichts aus; Black Oak war in der Tat für alles dankbar.

Ich roch das Brathuhn. Die Schokoladenkekse und das Eis machten mir den Mund wässrig. Dewayne trat mich mit dem Fuß, und ich hätte ihn am liebsten geschubst. Aber ich tat es

nicht, weil ich sonst Schläge bekommen hätte wegen ungehörigen Verhaltens während des Gebets.

Als Reverend Orr endlich fertig war, holten die Männer die Mexikaner, damit sie sich als Erste zum Essen anstellten. Das war Tradition; zuerst kamen die Mexikaner, dann die Leute aus den Bergen, die Kinder als dritte, schließlich die Erwachsenen. Stick Powers tauchte aus dem Nirgendwo auf, natürlich in Uniform, und drängte sich zwischen die Mexikaner und die Leute aus den Bergen. Ich hörte, wie er erklärte, dass er im Dienst sei und nicht viel Zeit habe. Er trug zwei Teller davon - einen mit Huhn, den anderen bedeckt mit allem, was darauf passte. Wir wussten, dass er sich voll stopfen und anschließend unter einem Baum am Stadtrand einen Verdauungsschlaf halten würde.

Mehrere Methodisten fragten mich nach Ricky - wie es ihm ging, ob wir von ihm gehört hatten. Ich versuchte, freundlich zu sein und die Fragen zu beantworten, aber uns Chandlers war die Aufmerksamkeit nicht recht. Und jetzt, da wir wegen des Latcher-Geheimnisses sowieso schon angespannt waren, jagte es uns einen Schrecken ein, wenn Rickys Name öffentlich erwähnt wurde.

»Richtet ihm aus, dass wir an ihn denken«, sagten sie. Das sagten sie immer, als hätten wir ein Telefon und würden jeden Abend mit ihm sprechen.

»Wir beten für ihn«, sagten sie.

»Danke«, erwiderte ich stets.

Eine unerwartete Frage zu Ricky konnte ein wunderbares Ereignis wie das Herbstpicknick ruinieren. Er war im Krieg, in Korea, kämpfte in den Schützengräben, wick Kugeln aus und tötete Menschen, und wusste nicht, ob er je wieder nach Hause kommen, mit uns in die Kirche gehen, mit der ganzen

Stadt picknicken und gegen die Methodisten spielen würde. Mitten in der Aufregung fühlte ich mich plötzlich sehr allein und hatte Angst.

»Reiß dich zusammen«, hätte Pappy gesagt. Das Essen half gewaltig. Dewayne und ich setzten uns mit unseren Tellern hinter die erste Base auf einen schattigen Grasstreifen. Um das gesamte Außenfeld lagen Quilts, und die Familien saßen zusammen in der Sonne. Sonnenschirme wurden aufgestellt, die Frauen fächelten sich, ihren kleinen Kindern und ihren Tellern Kühlung zu. Die Mexikaner drängten sich unter einen Baum am rechten Feldrand, ein Stück entfernt von allen anderen. Juan hatte mir im Jahr zuvor anvertraut, dass sie nicht so recht wussten, ob sie Brathuhn überhaupt mochten. So einen Blödsinn hatte ich noch nie zuvor gehört. Es schmeckte viel besser als Tortillas, hatte ich damals gedacht. Meine Eltern und Großeltern aßen zusammen auf einer Decke nahe der dritten Base. Nach ausgiebigem Feilschen und Verhandeln war mir die Erlaubnis erteilt worden, gemeinsam mit meinen Freunden zu essen, ein großer Schritt für einen Siebenjährigen.

Die Schlange vor den Tischen nahm kein Ende. Wenn die Männer sich am letzten Tisch bedienten, stellten sich die Jungen bereits zum zweiten Mal an. Mir reichte ein Teller. Ich wollte Platz für das Eis freihalten. Bald spazierten wir zum Tisch mit den Desserts, wo Mrs Irene Flanagan Wache hielt, um Vandalismus von unseresgleichen zu verhindern.

»Wie viele Schüsseln mit Schokoladeneis gibt es?«, fragte ich und betrachtete die Eiscremebehälter, die im Schatten standen.

Sie lächelte und sagte: »Ach, ich weiß nicht. Mehrere.«

»Hat Mrs Cooper ihr Erdnussbuttereis mitgebracht?«, fragte

Dewayne.

»Hat sie«, sagte Mrs Flanagan und deutete auf einen Behälter in der Mitte. Mrs Cooper mischte Schokolade und Erdnussbutter, und das Ergebnis war unglaublich. Die Leute schrieten das ganze Jahr über danach. Im Vorjahr hätten sich zwei Jugendliche, ein Baptist und ein Methodist, beinahe wegen der Frage geschlagen, wer von ihnen die nächste Portion bekommen würde. Während Reverend Orr für Frieden sorgte, gelang es Dewayne, zwei Schalen davon zu ergattern. Er lief damit die Straße hinunter und versteckte sich hinter einem Schuppen, wo er jeden Tropfen davon verschlang. Einen Monat lang sprach er kaum von etwas anderem.

Mrs Cooper war Witwe. Sie wohnte in einem hübschen Haus zwei Querstraßen hinter dem Laden von Pearl und Pop, und wenn in ihrem Garten etwas getan werden musste, machte sie einfach eine Schüssel mit Erdnussbuttereis. Von überall her tauchten Teenager auf, und sie hatte den schönsten Garten in der Stadt. Sogar erwachsene Männer hatten bei ihr schon Unkraut gezupft.

»Ihr werdet warten müssen«, sagte Mrs Flanagan.

»Wie lange?«, fragte ich.

»Bis alle gegessen haben.«

Wir warteten eine Ewigkeit. Ein paar der älteren Jungen und jungen Männer begannen die Muskeln zu strecken und sich im Außenfeld Bälle zuzuwerfen. Die Erwachsenen unterhielten sich und besuchten einander und redeten und gingen zum Nächsten, und ich war überzeugt, dass das Eis schmolz. Die beiden Schiedsrichter aus Monette trafen ein, und eine Welle der Aufregung schwappte durch die Menge. Aber natürlich mussten sie zuerst essen, und eine Weile lang galt ihr Hauptaugenmerk dem Brathuhn und nicht dem Baseballspiel.

Allmählich wurden die Decken und Sonnenschirme aus dem Feld geräumt. Das Picknick ging zu Ende. Bald würde das Spiel beginnen.

Die Frauen scharten sich um den Desserttisch und teilten das Eis aus. Endlich bekam Dewayne sein Erdnussbuttereis. Ich entschied mich für zwei Kugeln Schokoeis über einem von Mrs Lou Kiners Schokokekse. Zwanzig Minuten lang tobte die Schlacht um den Nachttisch, aber ein gewisses Maß von Ordnung wurde aufrechterhalten. Die beiden Pfarrer standen mitten unter uns und aßen so viel Eis wie alle anderen. Die Schiedsrichter lehnten ab und führten die Hitze als Grund an, dass sie nicht mehr essen konnten.

Jemand rief: »Jetzt wird gespielt!«, und die Leute zogen sich hinter den Fängerzaun zurück. Die Methodisten wurden von Mr Duffy Lewis trainiert, einem Farmer, der westlich der Stadt lebte und laut Pappy nur über beschränkte Baseballkenntnisse verfügte. Aber nach vier Niederlagen in Folge äußerte Pappy seine schlechte Meinung zu Mr Lewis kaum mehr. Die Schiedsrichter riefen die beiden Trainer zu einer Besprechung hinter das Schlagmal, und lange Zeit diskutierten sie über Black Oaks Version der Baseballregeln. Sie deuteten auf Zäune, Stangen und Äste, die über das Feld hingen - alles hatte seine eigenen Regeln und seine Geschichte. Pappy war mit dem meisten, was die beiden Schiedsrichter sagten, nicht einverstanden, und das Gefeilsche dauerte ewig.

Im Jahr zuvor waren die Baptisten die Gastgeber gewesen, deswegen schlugen wir diesmal als Erste. Der Pitcher der Methodisten war Bück Prescott, Sohn von Mr Sap Prescott, einer der größten Landbesitzer im Craighead County. Bück war Anfang zwanzig und zwei Jahre lang auf das Arkansas State College gegangen - eine Seltenheit. Auch im College hatte er

sich als Pitcher versucht, aber es hatte Probleme mit dem Trainer gegeben. Er war Linkshänder, warf nur Bälle mit Effet und hatte uns im Vorjahr geschlagen, neun zu zwei. Als er zum Wurfmal ging, wusste ich, dass uns ein langer Tag bevorstand. Sein erster Wurf war ein langsamer hoher Kurvenball, der die Strike Zone verfehlte, aber trotzdem als Strike gezählt wurde. Pappy legte sich bereits mit dem Schiedsrichter an. Während Bück warf, durften zwei Schlagmänner zur ersten Base vorrücken, weil er jeweils viermal die Strike Zone nicht traf. Die nächsten beiden Schlagmänner machte er aus, dann schickte er auch meinen Vater mit einem hohen Ball vom Feld.

Unser Pitcher war Duke Ridley, ein junger Farmer mit sieben Kindern und einem Fastball, den sogar ich traf. Er behauptete, im Krieg einmal in Alaska geworfen zu haben, aber das war nie bestätigt worden. Pappy hielt es für eine Lüge, und nachdem ich im Jahr zuvor gesehen hatte, wie er auseinander genommen wurde, hatte auch ich meine Zweifel. Die ersten drei Schlagmänner konnten bis zur ersten Base vorrücken, während er nur einen gültigen Ball warf, der nicht getroffen wurde, und ich dachte, dass Pappy gleich auf ihn losgehen und ihn zusammenschlagen würde. Ihr nächster Schlagmann schlug einen hohen Ball, den der Catcher fangen konnte. Der nächste schlug einen hohen Ball nach links. Wir hatten Glück mit ihrem Schlagmann Nummer sechs, Mr Lester Hurdle, mit zweiundfünfzig der älteste Spieler überhaupt. Er schlug einen langen hohen Ball nach rechts, wo ihn unser Feldspieler, Bennie Jenkins, der ohne Handschuhe und barfuß spielte, mit bloßen Händen fing.

Das Spiel wurde zu einem Duell der Pitcher, nicht, weil so scharf geworfen wurde, sondern weil kein Spieler der beiden

Mannschaften schlagen konnte. Wir spazierten zum Eis zurück, wo gerade die letzten schmelzenden Überreste verteilt wurden. Bis zum dritten Inning hatten die Frauen beider Glaubensrichtungen kleine Gruppen gebildet und plauderten; für sie zumindest hatte das Spiel an Bedeutung verloren. In der Nähe lief ein Autoradio, und ich hörte Harry Caray. Die Cardinals spielten im letzten Spiel der Saison gegen die Cubs. Als Dewayne und ich uns mit der letzten Portion Eis vom Desserttisch entfernten, kamen wir an einer Decke vorbei, auf der schwatzend ein halbes Dutzend junger Frauen saß. »Wie alt ist Libby?«, hörte ich eine sagen.

Ich blieb stehen, nahm einen Mund voll und blickte an ihnen vorbei auf das Spielfeld, als würde ich mich überhaupt nicht für sie interessieren.

»Sie ist erst fünfzehn«, sagte eine andere.

»Sie ist eine Latcher. Sie wird bald noch eins kriegen.«

»Ist es ein Junge oder ein Mädchen?«

»Soviel ich gehört habe, ein Junge.«

»Und der Vater?«

»Keine Ahnung. Sie sagt es nicht.«

»Komm schon«, sagte Dewayne und stieß mich mit dem Ellenbogen. Wir gingen weiter bis zur ersten Base. Ich wusste nicht, ob ich erleichtert oder entsetzt sein sollte. Es hatte sich herumgesprochen, dass Libby Latcher ein Baby bekommen hatte, aber niemand wusste, wer der Vater war.

Das wird nicht lange dauern, dachte ich. Und wir wären ruiniert. Ich hatte einen Cousin, der ein Latcher war, und alle wüssten es.

Das Kopf-an-Kopf-Wurfduell endete im fünften Inning, als beide Teams plötzlich sechs Läufe machten. Eine halbe Stunde lang flogen überall Bälle - flach und parallel zum Boden,

ungenau Würfe, die nicht gefangen wurden, Bälle ins Außenfeld. Wir wechselten zweimal den Pitcher, und ich wusste, dass wir in Schwierigkeiten waren, als Pappy zum Wurfmal ging und auf meinen Vater zeigte. Er war kein Pitcher, aber wir hatten niemand anders mehr. Er warf flache Bälle, und bald war das Inning vorbei.

»Musial wirft!«, schrie jemand. Es war entweder ein Witz oder ein Irrtum. Stan Musial tat eine Menge Dinge, aber ein Pitcher war er noch nie gewesen. Wir liefen hinter die Tribünen, wo die Autos standen. Eine kleine Schar sammelte sich um den Dodge Baujahr 48, der Mr Rafe Henry gehörte. Er hatte das Radio voll aufgedreht, und Harry Caray war am Überschnappen - Stan the Man stand tatsächlich auf dem Wurfmal und warf gegen die Cubs, gegen Frankie Baumholtz, gegen den er das ganze Jahr um den Titel des besten Schlagmanns gekämpft hatte. Die Menschenmenge im Sportsman's Park war vollkommen von den Socken. Harry brüllte ins Mikrofon. Der Gedanke, dass Musial warf, schockierte uns.

Baumholtz schlug einen über den Boden rollenden Ball zur dritten Base, und Musial musste zurück in die Mitte des Felds. Ich lief zu unserer Bank an der ersten Base und erzählte Pappy, dass Stan the Man tatsächlich geworfen hatte, aber er glaubte mir nicht. Ich erzählte es meinem Vater, aber auch er war skeptisch. Die Methodisten führten acht zu sechs gegen Ende des siebten Innings, und auf der Spielerbank der Baptisten herrschte höchste Anspannung. Wegen einer ansehnlichen Überschwemmung hätten sie sich weniger Sorgen gemacht, zumindest in diesem Augenblick.

Es waren mindestens fünfunddreißig Grad. Die Spieler waren schweißnass, ihre sauberen Overalls und weißen

Sonntagshemden klebten ihnen am Leib. Sie bewegten sich langsam - das war der Preis für das Brathühnchen und den Kartoffelsalat - und strengten sich weniger an, als Pappy lieb gewesen wäre.

Dewaynes Vater spielte nicht mit, deswegen ging seine Familie nach zwei Stunden. Ein paar andere schlossen sich ihnen an.

Die Mexikaner waren noch immer unter ihrem Baum am rechten Spielfeldrand, aber jetzt lagen sie flach und schienen zu schlafen. Die Frauen interessierten sich nur noch für Klatschgeschichten; ihnen war es völlig gleichgültig, wer das Spiel gewann.

Ich saß allein da und sah zu, wie die Methodisten im achten Inning drei weitere Punkte machten. Ich träumte von dem Tag, an dem ich selbst auf dem Spielfeld stehen und Homeruns schlagen und unglaubliche Spielzüge machen würde. Diese armseligen Methodisten hätten keine Chance, wenn ich endlich groß genug war.

Sie gewannen elf zu acht, und zum fünften Mal in Folge hatte Pappy die Baptisten zu einer Niederlage geführt. Die Spieler schüttelten einander die Hände und lachten, als das Spiel vorbei war, dann suchten sie schattige Plätze auf, wo Tee mit Eis auf sie wartete. Weder lächelte Pappy, noch lachte er, und er schüttelte auch niemandem die Hand. Er verschwand für eine Weile, und mir war klar, dass er eine Woche schmallen würde.

Auch die Cardinals verloren, drei zu null. Sie beendeten die Saison vier Spiele hinter den Giants und acht Spiele hinter den Brooklyn Dodgers, die den Yankees in einer World Series gegenüberzutreten würden, in der zwei New Yorker Mannschaften unter sich waren.

Die Überreste wurden eingesammelt und zu den Autos

gebracht. Die Tische wurden geputzt, der Abfall wurde aufgehoben. Ich half Mr Duffy Lewis, das Wurf- und das Schlagmal zu rechnen, und als wir damit fertig waren, sah das Feld so ordentlich aus wie zuvor. Es dauerte eine Stunde, bis wir uns von allen verabschiedet hatten. Das Verliererteam sprach die üblichen Drohungen aus, was im nächsten Jahr passieren würde, und die Gewinner hielten die üblichen Spottreden. Soweit ich es überblicken konnte, war niemand enttäuscht außer Pappy.

Auf dem Nachhauseweg dachte ich über das Ende der Baseballsaison nach. Im Frühjahr, wenn wir säten und große Hoffnungen hatten, begann die neue Saison. Den Sommer über hielt Baseball uns aufrecht und war oft unsere einzige Ablenkung von der Plackerei auf den Feldern. Wir verfolgten jede Begegnung im Radio, anschließend sprachen wir über das Spiel, die Spieler und die Strategien - bis zum nächsten Spiel. Sechs Monate lang war Baseball ein wichtiger Teil unseres Lebens, und dann war es vorbei. Genau wie mit der Baumwolle.

Als wir zu Hause ankamen, war ich niedergeschlagen. Keine Spiele mehr, die wir auf der Veranda anhörten. Sechs Monate ohne die Stimme von Harry Caray. Sechs Monate ohne Stan Musial. Ich holte meinen Handschuh, machte einen langen Spaziergang auf einem Feldweg, warf den Ball in die Luft und fragte mich, was ich bis April tun würde.

Zum ersten Mal in meinem Leben hatte Baseball mein Herz gebrochen.

In den ersten Oktobertagen ließ die Hitze nach. Nachts war es kühl, und auf den frühmorgendlichen Fahrten auf die Felder

froren wir. Die Schwüle und die Feuchtigkeit waren verschwunden, die Sonne hatte ihr Gleißern verloren. Mittags war es wieder heiß, aber nicht so wie im August, und wenn es dunkel wurde, war die Luft klar. Wir warteten, aber die Hitze kehrte nicht zurück. Die Jahreszeit veränderte sich, die Tage wurden kürzer.

Da uns die Sonne nicht mehr so viel Kraft kostete, arbeiteten wir härter und pflückten mehr. Natürlich war der Wetterwechsel alles, was Pappy brauchte, um sich noch mehr Sorgen zu machen. Da der Winter jeden Tag über uns hereinbrechen konnte, erinnerte er sich jetzt an Geschichten, als er an Weihnachten auf Reihen über Reihen schmutziger, faulender ungepflückter Baumwolle gestarrt hatte.

Nach einem Monat auf den Feldern vermisste ich die Schule. Ende Oktober würde der Unterricht wieder beginnen, und ich dachte daran, wie angenehm es wäre, den ganzen Tag die Schulbank zu drücken, umgeben von Freunden statt von Baumwollsträuchern, und sich nicht mehr wegen der Spruills Sorgen machen zu müssen. Jetzt, da die Baseballsaison vorbei war, musste ich von etwas anderem träumen. Der Tribut an meine Verzweiflung bestand darin, dass ich jetzt nur noch die Schule hatte, nach der ich mich sehnen konnte.

Meine Rückkehr in die Schule wäre ruhmreich, da ich meine glänzende neue Cardinals-Baseballjacke tragen würde.

Versteckt in der Zigarrenschachtel in der obersten Schublade meiner Kommode befand sich die unglaubliche Summe von vierzehn Dollar fünfzig, der Ertrag harter Arbeit und sparsamen Wirtschaftens. Widerwillig spendete ich Geld in der Kirche und investierte es klug in einen Film und Popcorn am Samstagnachmittag, aber der größte Teil meines Lohns lag sicher neben meiner Baseballkarte von Stan Musial und dem

Taschenmesser mit dem Perlmuttergriff, das Ricky mir an dem Tag geschenkt hatte, als er nach Korea aufbrach.

Ich wollte die Jacke bei Sears-Roebuck bestellen, aber meine Mutter bestand darauf, dass ich wartete, bis die Ernte beendet wäre. Darüber verhandelten wir noch. Der Versand dauerte zwei Wochen, und ich war entschlossen, im Rot der Cardinals in die Schule zurückzukehren.

Stick Powers wartete spät eines Nachmittags auf uns. Ich kam mit Gran und meiner Mutter ein paar Minuten früher als die anderen von den Feldern zurück. Wie immer saß Stick unter einem Baum, und sein verschlafener Blick verriet uns, dass er gedöst hatte. Er tippte sich an den Hut und sagte: »Guten Tag, Ruth, Kathleen.«

»Hallo, Stick«, sagte Gran. »Was können wir für Sie tun?«
»Bin auf der Suche nach Eli oder Jesse.« »Die werden gleich kommen. Ist was passiert?« Stick kaute auf einem Grashalm herum, der ihm aus dem Mund ragte, und schaute lange auf die Felder, als trüge er schwer an Neuigkeiten, die vielleicht nicht für Frauenohren geeignet waren.

»Was ist los, Stick?«, fragte Gran. Mit einem Sohn im Krieg war jeder Besuch eines uniformierten Mannes Furcht erregend. 1944 hatte ihr einer von Sticks Vorgängern die Nachricht überbracht, dass mein Vater in Anzio verwundet worden war. Stick sah zu den Frauen und entschied, dass sie vertrauenswürdig waren. Er sagte: »Der älteste Junge der Siscos, Grady, der im Gefängnis ist, weil er einen Mann in Jonesboro umgebracht hat, ist letzte Woche ausgebrochen. Es heißt, er treibt sich hier in der Gegend rum.«

Einen Augenblick lang schwiegen die Frauen. Gran war erleichtert, dass Sticks Besuch nichts mit Ricky zu tun hatte. Meine Mutter langweilte diese ganze Sisco-Geschichte. »Sie

erzählen es besser Eli«, sagte Gran. »Wir müssen das Abendessen machen.«

Sie entschuldigten sich und gingen ins Haus. Stick sah ihnen nach und dachte dabei zweifellos ans Essen.

»Wen hat er umgebracht?«, fragte ich Stick, sobald die Frauen im Haus waren. »Weiß ich nicht.«

»Wie hat er ihn umgebracht?«

»Hab gehört, dass er ihm mit 'ner Schaufel den Kopf eingeschlagen hat.«

»Wow, das muss aber eine Schlägerei gewesen sein.«

»Vermutlich.«

»Meinen Sie, dass er hinter Hank her ist?«

»Hör mal, ich muss mit Eli reden. Wo genau ist er?«

Ich deutete auf eine Stelle weit in den Feldern. Der Baumwollanhänger war gerade noch zu sehen.

»Ziemlich weit weg«, murmelte Stick. »Komm ich da mit dem Wagen hin?«

»Klar«, sagte ich und marschierte zum Streifenwagen. Wir stiegen ein.

»Rühr bloß nichts an«, sagte Stick, als wir saßen. Ich glotzte auf die Schalter und das Funkgerät, und Stick ließ sich die Gelegenheit natürlich nicht entgehen. »Das hier ist das Funkgerät«, sagte er und nahm das Mikrofon in die Hand.

»Hiermit schaltet man die Sirene an, der Schalter dort ist fürs Licht.« Er fasste nach einem Griff am Armaturenbrett. »Und der hier ist für den Suchscheinwerfer.«

»Mit wem sprechen Sie über das Funkgerät?«

»Meistens mit dem Revier.«

»Wo ist das Revier?«

»In Jonesboro.«

»Können Sie jetzt mit ihnen sprechen?«

Widerwillig hielt er sich das Mikrofon an den Mund, legte den Kopf schief, runzelte die Stirn und sagte: »Hier Einheit vier, Zentrale bitte melden.«

Er sprach leiser und schneller als sonst und mit größerem Nachdruck.

Wir warteten.

Als sich das Revier nicht meldete, legte er den Kopf auf die andere Seite, drückte auf den Knopf am Mikrofon und wiederholte: »Hier Einheit vier, Zentrale bitte melden.«

»Sind Sie Einheit vier?«, fragte ich.

»So ist es.«

»Wie viele Einheiten gibt es?«

»Kommt drauf an.«

Ich starrte auf das Funkgerät und wartete darauf, dass die Zentrale sich meldete. Es erschien mir unmöglich, dass jemand, der in Jonesboro saß, direkt mit Stick sprechen konnte und er mit ihm.

Theoretisch hätte es so sein sollen, aber offenbar interessierte sich das Revier nicht für Stick.

Zum dritten Mal sagte er in das Mikrofon: »Hier Einheit vier, Zentrale bitte melden.« Jetzt hatte seine Stimme etwas mehr Biss.

Und das Revier ignorierte ihn zum dritten Mal. Nach einer Weile knallte er das Mikrofon wieder auf das Funkgerät und sagte: »Wahrscheinlich schläft der alte Theodore wieder mal.«

»Wer ist Theodore?«, fragte ich.

»Jemand in der Funkzentrale. Schläft meistens.«

Wie du, dachte ich. »Können Sie die Sirene anschalten?«, fragte ich.

»Nee. Könnte deine Mom erschrecken.«

»Und den Suchscheinwerfer?«

»Nee. Davon wird die Batterie leer.« Er griff zum Zündschlüssel; der Motor ächzte und krachte, sprang jedoch nicht an.

Er versuchte es noch einmal, und bevor der Motor den Geist völlig aufgab, sprang er an, spitzte und heulte. Das Revier hatte Stick offensichtlich den schlechtesten Wagen der Flotte gegeben. Black Oak war nicht gerade eine Brutstätte krimineller Aktivität. Bevor er den Gang einlegen konnte, sah ich den Traktor langsam den Feldweg entlang fahren. »Da kommen sie«, sagte ich. Er blinzelte und reckte sich, dann schaltete er den Motor wieder aus. Wir stiegen aus und gingen zum Baum zurück.

»Möchtest du mal Sheriff werden?«, fragte mich Stick. Und einen klapprigen Streifenwagen fahren, den halben Tag verschlafen und mich mit Hank Spruill und den Siscos herumärgern? »Ich will Baseball spielen«, sagte ich.

»Wo?«

»St. Louis.«

»Verstehe«, sagte er mit diesem merkwürdigen Lächeln, das Erwachsene für kleine verträumte Kinder übrig haben. »Alle kleinen Jungs wollen Cardinals werden.«

Ich hätte Stick noch viele Fragen stellen wollen, die meisten davon betrafen seine Waffe und die dazugehörigen Kugeln. Und ich hatte schon immer seine Handschellen inspizieren wollen, um zu wissen, wie man sie schloss und wieder öffnete. Während er zum Traktor sah, betrachtete ich seinen Revolver und das Holster und konnte kaum mehr an mich halten. Aber Stick hatte genug von mir. Er wollte, dass ich ihn in Ruhe ließ. Ich hielt mich mit Fragen zurück.

Als der Traktor anhielt, kletterten die Spruills und ein paar Mexikaner vom Anhänger. Pappy und mein Vater kamen direkt auf uns zu, und als sie bei uns waren, war die Spannung mit Händen zu greifen.

»Was willst du, Stick?«, knurrte Pappy. Insbesondere Pappy ärgerte sich über Stick und seine ständige Anwesenheit in unserem Leben. Wir mussten eine Ernte einbringen; kaum etwas anderes war von Bedeutung. Stick verfolgte uns, in der Stadt und hier auf unserer Farm.

»Was ist los, Stick?«, sagte Pappy. Seiner Stimme war die Verachtung anzuhören. Er hatte in zehn Stunden fünfhundert Pfund Baumwolle gepflückt, und er wusste, dass unser Sheriff seit Jahren keine körperliche Anstrengung mehr auf sich genommen hatte.

»Der älteste Sohn der Siscos, Grady, der wegen Mord ins Gefängnis musste, ist letzte Woche ausgebrochen, und ich glaube, er ist wieder zu Hause.«

»Dann hol ihn dir doch«, sagte Pappy.

»Ich such ihn. Ich hab gehört, sie wollen für Ärger sorgen.«

»Zum Beispiel?«

»Das kann man bei den Siscos nie sagen. Aber vielleicht sind sie hinter Hank her.«

»Sollen ruhig kommen«, sagte Pappy, der ganz wild auf eine gute Schlägerei war.

»Wie ich höre, sind sie bewaffnet.«

»Wir haben auch Gewehre, Stick. Richte den Siscos aus, dass ich jedem von ihnen, der sich hier in der Nähe rumtreibt, die Rübe wegschießen werde«, zischte Pappy Stick an. Auch mein Vater schien sich für die Vorstellung zu erwärmen, sein Land und seine Familie zu verteidigen.

»Hier draußen wird nichts passieren«, sagte Stick. »Sag deinem Jungen, er soll sich von der Stadt fern halten.«

»Sag du's ihm«, fuhr Pappy ihn an. »Er ist nicht mein Junge. Mir ist egal, was mit ihm passiert.«

Stick blickte zum Hof, wo die Spruills ihr Abendessen vorbereiteten. Er wollte nicht mit ihnen reden.

Er sah Pappy an und sagte: »Sag's ihm, Eli.« Dann drehte er sich um und ging zu seinem Wagen.

Der Motor stotterte und spitzte und sprang schließlich an, und wir sahen zu, wie er zurücksetzte und davonfuhr.

Nach dem Abendessen leistete ich meinem Vater Gesellschaft, der den Schlauch eines Traktorreifens flickte, als Tally in der Ferne auftauchte. Es war spät, aber noch nicht dunkel, und sie hielt sich in den langen Schatten, als sie Richtung Silo ging. Ich ließ sie nicht aus den Augen, bis sie stehen blieb und mich herbeiwinkte.

Mein Vater murrte, das Flicken wollte nicht recht gelingen, und ich ging zum Haus. Dann lief ich um unseren Pick-up herum, tauchte in die Schatten ein, und kurz darauf schlenderten Tally und ich den Feldweg entlang Richtung Siler's Creek.

»Wohin gehst du?«, fragte ich schließlich, nachdem klar war, dass sie nicht zuerst sprechen würde.

»Ich weiß nicht. Einfach nur spazieren.«

»Gehst du zum Bach?«

Sie lachte leise und sagte: »Das würde dir gefallen, stimmt's, Luke? Du willst mich noch einmal sehen, oder?«

Meine Wangen brannten, und mir fiel nichts ein, was ich hätte sagen können.

»Vielleicht später«, sagte sie.

Ich wollte sie nach Cowboy fragen, aber dieses Thema erschien

mir so unangemessen und intim, dass ich mich nicht traute. Und ich wollte sie fragen, woher sie wusste, dass Libby Latcher erzählte, Ricky sei der Vater ihres Kindes, aber auch das wagte ich nicht anzusprechen. Tally tat immer geheimnisvoll, wirkte immer bedrückt, und ich betete sie an.

Als ich mit ihr den schmalen Weg entlangging, kam ich mir zwanzig Jahre älter vor.

»Was wollte der Sheriff?«, fragte sie.

Ich erzählte es ihr. Stick hatte uns kein Geheimnis anvertraut. Die Siscos rissen den Mund auf, und sie waren verrückt genug, um irgendeine Dummheit zu begehen. Ich nahm kein Blatt vor den Mund.

Sie dachte darüber nach, während wir weitergingen, dann fragte sie: »Wird Stick Hank verhaften, weil er den Jungen umgebracht hat?«

Ich musste aufpassen. Die Spruills waren untereinander zerstritten, aber sie würden die Reihen schließen, sobald sich eine Bedrohung von außen andeutete. »Pappy macht sich Sorgen, dass ihr alle weggeht«, sagte ich.

»Was hat das mit Hank zu tun?«

»Wenn er verhaftet wird, dann geht ihr vielleicht.«

»Wir werden nicht gehen, Luke. Wir brauchen das Geld.«

Wir waren stehen geblieben. Sie sah mich an, und ich starrte auf meine nackten Füße. »Ich glaube, Stick will warten bis nach der Ernte«, sagte ich.

Sie nahm das wortlos hin, dann drehte sie sich um und ging zum Haus zurück. Ich trottete hinter ihr her, sicher, dass ich zu viel gesagt hatte. Am Silo wünschte sie mir eine gute Nacht und verschwand in der Dunkelheit.

Stunden später, als ich eigentlich schlafen sollte, hörte ich

durch das offene Fenster, wie die Spruills einander anknurrten und anfuhrten. Hank befand sich wie üblich im Mittelpunkt. Ich verstand nicht immer, was sie sagten oder warum sie meckerten, aber es schien, dass jedes neue Scharmützel Hank anzulasten war. Sie waren müde; er nicht. Sie standen vor Sonnenaufgang auf und verbrachten mindestens zehn Stunden auf den Feldern; er schlief, so lange er wollte, und pflückte dann gemütlich Baumwolle.

Und offenbar trieb er sich nachts wieder herum.

Miguel wartete auf uns neben der Hintertreppe, als mein Vater und ich am nächsten Morgen aus der Küche kamen, um Eier und Milch fürs Frühstück zu holen. Er bat um Hilfe. Jemand hatte in der Nacht zuvor die Scheune wieder bis nach Mitternacht mit schweren Erdklumpen beworfen. Die Mexikaner waren erschöpft und wütend, irgendeine große Auseinandersetzung stand bevor.

Das war das einzige Gesprächsthema während des Frühstücks, und Pappy war so wütend, dass er fast nichts essen konnte. Es wurde beschlossen, dass Hank gehen musste, und wenn die anderen Spruills mit ihm gehen wollten, dann würden wir es auch ohne sie schaffen. Zehn ausgeruhte und hart arbeitende Mexikaner waren weitaus mehr wert als die Spruills.

Pappy wollte aufstehen, in den Hof gehen und den Spruills ein Ultimatum stellen, aber mein Vater beruhigte ihn. Es wurde beschlossen, dass wir bis nach Feierabend warten würden, damit die Spruills noch einen vollen Tag für uns arbeiteten.

Außerdem wäre es unwahrscheinlich, dass sie kurz vor Einbruch der Dunkelheit ihr Lager abbrachen.

Ich hörte nur zu. Ich hätte mich am liebsten eingemischt und ihnen mein Gespräch mit Tally geschildert, insbesondere dass sie gesagt hatte, ihre Familie brauche das Geld. Meiner

Meinung nach würden sie auf keinen Fall aufbrechen, sondern wären hochofrenut, Hank los zu sein. Allerdings war meine Meinung während dieser angespannten familiären Diskussionen nicht gefragt. Ich kaute mein Brötchen und horchte auf jedes Wort.

»Was ist mit Stick?«, fragte Gran.

»Was soll mit ihm sein?«, fuhr Pappy sie an.

»Du wolltest es Stick doch sagen, wenn du mit dem Jungen fertig bist.«

Pappy steckte sich ein Stück Schinken in den Mund und dachte darüber nach.

Gran war ihm einen Schritt voraus, aber sie war im Vorteil, weil sie nicht wütend war und deswegen besser nachdenken konnte. Sie nippte an ihrem Kaffee und sagte: »Mir scheint, das Beste wäre es, Mr Spruill zu sagen, dass Stick Hank holen wird. Soll der Junge in der Nacht verschwinden. Er wird weg sein - das ist das Wichtigste -, und die Spruills werden es dir danken, wenn du verhinderst, dass er verhaftet wird.«

Grans Plan hörte sich höchst sinnvoll an. Meine Mutter grinste kurz. Wieder einmal hatten die Frauen die Lage schneller durchschaut als die Männer.

Pappy sagte kein Wort mehr. Mein Vater aß schnell zu Ende und ging hinaus. Die Sonne stand erst knapp über den fernen Bäumen, aber der Tag war bereits ereignisreich.

Nach dem Mittagessen sagte Pappy unvermittelt: »Luke, wir fahren in die Stadt. Der Anhänger ist voll.«

Der Anhänger war nicht ganz voll, und wir fuhren nie mitten am Tag zur Entkörnungsanlage. Aber ich hatte keine Einwände. Etwas lag in der Luft.

Als wir vor der Anlage ankamen, standen nur vier Anhänger

davor. Normalerweise waren gegen Ende der Ernte mindestens zehn Anhänger da, aber wir kamen normalerweise auch nach dem Abendessen, und dann wimmelte es hier von Saisonarbeitern. »Mittags ist eine gute Zeit«, sagte Pappy. Er ließ die Schlüssel stecken, und als wir losgingen, sagte er: »Ich muss zum Co-op. Gehen wir zur Main Street.« Klang gut in meinen Ohren.

In der Stadt Black Oak lebten dreihundert Menschen, und niemand wohnte weiter als fünf Gehminuten von der Main Street entfernt. Ich dachte, wie schön es wäre, in einem kleinen hübschen Haus in einer schattigen Straße zu leben, nur einen Steinwurf entfernt von Pops und Pearls Laden und dem Dixie-Kino, und nirgendwo wäre Baumwolle zu sehen.

Auf halbem Weg zur Main Street bogen wir unvermittelt ab. »Pearl will dich sehen«, sagte Pappy und deutete auf das Haus der Watsons zu unserer Rechten. Nie zuvor war ich in ihrem Haus gewesen, weil kein Grund dazu bestanden hatte, aber von außen hatte ich es schon gesehen. Es war eines der wenigen Häuser der Stadt, bei dessen Bau ein paar Ziegel verwendet worden waren.

»Was?«, fragte ich völlig verwirrt.

Er sagte nichts, und ich folgte ihm.

Pearl wartete an der Tür. Als wir eintraten, roch ich das köstliche süße Aroma von etwas, das gebacken wurde, aber ich war zu durcheinander, um zu begreifen, dass sie einen Leckerbissen für mich vorbereitete. Sie tätschelte meinen Kopf und zwinkerte Pappy zu. In einer Ecke des Raums stand Pop vornübergebeugt, den Rücken uns zugewandt, und fummelte an etwas herum. »Komm her, Luke«, sagte er, ohne sich umzudrehen.

Ich hatte gehört, dass sie ein Fernsehgerät besaßen. Ein Jahr

zuvor hatte Mr Harvey Gleeson, der Bankbesitzer, den ersten Fernsehapparat in unserem Distrikt erworben, aber er war ein Einsiedler, und soweit wir wussten, hatte noch niemand das Gerät gesehen. Ein paar Mitglieder der Kirchengemeinde hatten Verwandte in Jonesboro, die Fernseher besaßen, und wann immer sie von einem Besuch dort zurückkehrten, sprachen sie ununterbrochen über diese wunderbare neue Erfindung. Dewayne hatte in Blytheville einen in einem Schaufenster gesehen, und anschließend war er unerträglich lange mit stolz geschwellter Brust durch die Schule gestelzt. »Setz dich da hin«, sagte Pop und deutete auf den Boden genau vor dem Fernsehgerät. Er drehte noch immer an den Knöpfen. »Die World Series«, sagte er. »Spiel drei, die Dodgers spielen im Yankee Stadium.«

Mir blieb das Herz stehen; mein Mund klappte auf. Ich war zu verdattert, um mich zu rühren. Einen knappen Meter von mir entfernt befand sich ein kleiner Bildschirm, über den Linien tanzten. Er bildete den Mittelpunkt eines dunklen Holzschrankchens; unter einer Reihe von Knöpfen befand sich in Chrom der Schriftzug Motorola. Pop drehte an einem der Knöpfe, und plötzlich hörten wir die kratzige Stimme eines Sprechers, der einen über den Boden zum Shortstop rollenden Ball beschrieb. Dann drehte Pop gleichzeitig an zwei Knöpfen, und das Bild wurde klar.

Es war ein Baseballspiel. Live aus dem Yankee Stadium, und wir sahen es in Black Oak, Arkansas!

In meinem Rücken wurden Stühle gerückt, und ich merkte, dass Pappy näher kam. Pearl war kein großer Baseballfan. Sie ging für ein paar Minuten in die Küche und kam mit einem Teller Schokoladenkekse und einem Glas Milch zurück. Ich

nahm beides und dankte ihr. Die Kekse waren frisch aus dem Ofen und rochen köstlich. Aber ich konnte sie nicht essen, nicht jetzt.

Ed Lopat war Pitcher für die Yankees, Preacher Roe für die Dodgers. Mickey Mantle, Yogi Berra, Phil Rizzuto, Hank Bauer, Billy Martin spielten für die Yankees und Pee Wee Reese, Duke Snider, Roy Campanella, Jackie Robinson und Gil Hodges für die Dodgers. Sie waren alle da, hier im Wohnzimmer von Pop und Pearl, und spielten vor sechzigtausend Fans im Yankee Stadium. Ich war wie hypnotisiert und brachte kein Wort heraus, starrte auf den Fernseher, sah es und konnte es trotzdem nicht glauben.

»Iss die Kekse, Luke«, sagte Pearl, als sie durch das Zimmer ging. Es war mehr ein Befehl als eine Einladung, und ich aß einen Bissen.

»Für wen bist du?«, fragte Pop.

»Weiß ich nicht«, murmelte ich, und ich wusste es wirklich nicht. Mir war beigebracht worden, beide Mannschaften zu hassen. Und es war einfach gewesen, sie zu hassen, als sie weit weg in New York, in einer anderen Welt waren. Aber jetzt waren sie hier, in Black Oak, und sie spielten das Spiel, das ich liebte, live im Yankee Stadium. Mein Hass löste sich in nichts auf. »Für die Dodgers, glaube ich«, sagte ich.

»Man soll immer für die National League sein«, sagte Pappy hinter mir.

»Vermutlich«, sagte Pop widerstrebend. »Aber es fällt wirklich nicht leicht, für die Dodgers zu sein.«

Das Spiel wurde zu uns übertragen im Kanal 5 aus Memphis, eine Tochtergesellschaft der National Broadcasting Company, was immer das war. Zwischen den Innings verschwand das Spiel vom Bildschirm, und es wurde Werbung für Zigaretten

der Marke Lucky Strike, für Cadillac, Coca-Cola und Texaco gesendet. Und nach der Werbung wechselte das Bild erneut, und wir waren wieder im Yankee Stadium. Es war eine Schwindel erregende Erfahrung, die mich völlig in Bann schlug. Eine Stunde lang befand ich mich in einer anderen Welt. Pappy hatte etwas auf der Main Street zu erledigen und ging irgendwann aus dem Haus. Ich hörte ihn nicht gehen, aber während einer Werbung merkte ich, dass er fort war.

Yogi Berra schlug einen Homerun, und ich sah ihm zu, wie er vor sechzigtausend Zuschauern um die Bases rannte. Ich wusste, dass ich von nun an die Yankees nie wieder richtig würde hassen können. Sie waren Legenden, die größten Spieler in der besten Mannschaft, die es im Baseball je gegeben hatte. Ich war ihnen gegenüber jetzt wesentlich milder gestimmt, schwor mir jedoch, meine Gefühle für mich zu behalten. Pappy würde Sympathisanten der Yankees in seinem Haus nicht dulden.

In der ersten Hälfte des neunten Innings ließ Berra einen Ball vorbeirauschen. Die Dodgers machten zwei Punkte und gewannen das Spiel. Pearl wickelte die Kekse ein und gab sie mir mit. Ich dankte Pop, dass er mich dieses unglaubliche Abenteuer hatte erleben lassen, und fragte ihn, ob ich wiederkommen dürfe, wenn die Cardinals spielten.

»Klar«, sagte er, »aber das könnte noch ziemlich lange dauern.« Auf dem Weg zurück zur Entkörnungsanlage stellte ich Pappy ein paar grundlegende Fragen zur Fernsehtechnik. Er redete sehr vage und verwirrend über Signale und Sendemasten und gab schließlich zu, dass er wenig darüber wusste, da es sich nun mal um eine neue Erfindung handelte. Ich fragte ihn, wann wir einen Fernseher bekämen. »Irgendwann einmal«, sagte er, als würde das nie der Fall sein. Ich schämte mich für meine Frage.

Wir zogen unseren leeren Anhänger zurück zur Farm, und ich pflückte Baumwolle bis Feierabend. Während des Abendessens überließen mir die Erwachsenen die Bühne. Ich sprach ununterbrochen über das Spiel und die Werbung und alles, was ich im Fernsehgerät von Pop und Pearl gesehen hatte. Das moderne Amerika hielt langsam Einzug im ländlichen Arkansas.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit machten mein Vater und Mr Spruill einen kleinen Spaziergang am Silo vorbei. Mein Vater erklärte, dass Stick Powers Hank für den Mord an Jerry Sisco verhaften wollte. Da Hank sowieso nur Ärger mache, wäre es vielleicht an der Zeit, dass er nachts verschwände und in die Berge zurückkehrte. Offensichtlich nahm Mr Spruill die Nachricht gut auf und drohte nicht mit Abreise. Tally hatte Recht gehabt; sie brauchten das Geld. Und sie hatten genug von Hank. Es schien, als würden sie bis zum Ende der Ernte bleiben.

Wir saßen auf der Veranda vor dem Haus, beobachteten die Lage und sperrten die Ohren auf. Es kam zu keinen harschen Worten, das Lager wurde nicht abgebrochen. Andererseits deutete nichts darauf hin, dass Hank verschwinden wollte. Wir sahen ihn hin und wieder zwischen den Schatten, wie er herumliefe, neben dem Feuer saß oder nach Essensresten suchte. Die Spruills gingen einer nach dem anderen ins Bett. Wir auch. Ich betete, lag hellwach in Rickys Bett und dachte an die Yankees und Dodgers, als nicht allzu weit entfernt ein Streit ausbrach. Ich kroch über den Boden und spähte aus dem Fenster. Alles war dunkel und still, und eine Weile konnte ich

nichts erkennen. Dann lösten sich zwei Schatten aus der Dunkelheit, und ich sah Mr Spruill und Hank neben der Straße stehen. Vater und Sohn redeten gleichzeitig. Ich verstand nicht, was sie sagten, aber sie waren offenbar beide wütend.

Das durfte ich nicht versäumen. Ich kroch auf den Flur und wartete dort, bis ich sicher war, dass die Erwachsenen schliefen. Dann schlich ich durchs Wohnzimmer, durch die Fliegengittertür auf die Veranda, die Treppe hinunter und um die Hecke auf der Ostseite unserer Farm. Es war Halbmond, am Himmel hingen ein paar verstreute Wolken. Nach ein paar Minuten lautlosen Schleichens war ich nah genug an der Straße. Jetzt nahm auch Mrs Spruill an der Diskussion teil. Sie stritten wegen der Schlägerei mit den Siscos. Hank beharrte auf seiner Unschuld. Seine Eltern wollten verhindern, dass er verhaftet wurde.

»Ich bring diesen fetten Hilfssheriff um«, knurrte Hank.

»Kehr nach Hause zurück, Sohn, damit sich hier die Lage beruhigt«, sagte Mrs Spruill mehrmals.

»Die Chandlers wollen, dass du gehst«, sagte Mr Spruill zwischendurch.

»Ich habe mehr Geld in der Tasche, als diese Bauernlümmel je haben werden«, sagte Hank böse.

Der Streit eskalierte in mehreren Richtungen. Hank sagte hässliche Dinge über uns, die Mexikaner, Stick Powers, die Siscos, die Bevölkerung von Black Oak im Allgemeinen, und er hatte auch ein paar ausgewählte Worte für seine Eltern und Bö und Dale übrig. Nur Tally und Trot verschonte er. Seine Ausdrücke wurden schlimmer und seine Stimme lauter, aber Mr und Mrs Spruill blieben hart.

»Na gut, ich verschwinde«, sagte er schließlich und stürmte in ein Zelt, um seine Sachen zu holen. Ich schlich bis zum Rand

der Straße, hastete darüber und warf mich auf der anderen Seite zwischen die Baumwollsträucher der Jeters. Von hier aus hatte ich den Hof vor unserem Haus vollständig im Blick.

Hank stopfte Lebensmittel und Kleidung in eine alte Stofftasche. Ich vermutete, dass er zur Landstraße gehen und dann trampeln würde. Ich lief durch die Reihen und kroch den flachen Graben Richtung Fluss entlang. Ich wollte Hank mit eigenen Augen sehen, wenn er vorbeikam.

Sie stritten noch ein bisschen länger, dann sagte Mrs Spruill: »Wir kommen in ein paar Wochen nach.« Sie schwiegen, und Hank stapfte an mir vorbei, mitten auf der Straße, die Tasche über die Schulter geworfen. Ich schlich langsam zum Ende der Reihe und sah ihm nach, wie er auf die Brücke zuing.

Ich musste unwillkürlich lächeln. Auf unserer Farm würde wieder Frieden herrschen. Ich blieb eine Weile sitzen, auch als Hank lange schon verschwunden war, und dankte den Sternen über mir, dass er endlich fort war.

Ich wollte gerade zurückkehren, als sich auf der Straße direkt gegenüber von mir etwas bewegte. Es raschelte leise in den Baumwollsträuchern, und ein Mann richtete sich auf und trat hervor. Er duckte sich und schlich rasch weiter, wollte offenbar vermeiden, gesehen zu werden. Dann blickte er zurück zum Haus, und für einen Augenblick fiel das Mondlicht auf sein Gesicht. Es war Cowboy.

Ein paar Sekunden lang war ich zu erschrocken, um mich zu rühren. Auf der Jeter-Seite der Straße, versteckt zwischen ihren Baumwollsträuchern, war ich in Sicherheit. Ich wollte zurück ins Haus laufen und in Rickys Bett kriechen.

Andererseits wollte ich wissen, was Cowboy vorhatte.

Cowboy blieb in dem knietiefen Graben und bewegte sich lautlos und schnell. Er ging ein Stück, blieb stehen und horchte.

Dann eilte er weiter und hielt wieder an. Ich war ungefähr dreißig Meter hinter ihm, noch immer auf der Seite der Jeters, und kroch so schnell voran, wie ich mich traute. Sollte er mich hören, würde ich in der dichten Baumwolle untertauchen. Kurz darauf sah ich die massige Gestalt von Hank, immer noch mitten auf der Straße, auf dem Weg nach Hause, ohne große Eile. Cowboy wurde langsamer, und auch ich ließ mich zurückfallen.

Ich war barfuß, und sollte ich auf eine Mokassinschlange treten, würde ich einen schrecklichen Tod sterben. Geh nach Hause, sagte etwas in mir. Verschwinde von hier.

Wenn Cowboy auf eine Schlägerei aus war, worauf wartete er dann? Unsere Farm war nicht mehr zu sehen, und wir waren nicht mehr zu hören. Vor uns befand sich der Fluss, und vielleicht übte sich Cowboy bis dahin in Geduld.

Als sich Hank der Brücke näherte, beschleunigte Cowboy den Schritt und trat ebenfalls mitten auf die Straße. Ich blieb am Rand des Baumwollfeldes, schwitzte, war außer Atem und fragte mich, warum ich mich so unvernünftig verhielt.

Hank begann über die Brücke zu gehen. Cowboy fing an zu laufen. Als Hank in der Mitte war, blieb Cowboy gerade lange genug stehen, um mit dem Arm auszuholen und einen Stein zu werfen. Er landete auf den Brettern neben Hank, der stehen blieb und herumwirbelte. »Komm schon, du mieser kleiner Mex«, knurrte er.

Cowboy blieb keine Sekunde stehen. Er war jetzt auf der Brücke, ging die kleine Steigung hinauf, schien überhaupt keine Angst zu haben, während Hank wartete und ihn verfluchte. Hank wirkte doppelt so groß wie Cowboy. Sie würden in der Mitte der Brücke aufeinander stoßen, und es bestand kein

Zweifel daran, dass einer von ihnen demnächst ins Wasser fiel. Als sie nahe beieinander waren, hob Cowboy plötzlich wieder den Arm und warf einen zweiten Stein, aus kürzester Entfernung. Hank duckte sich, und der Stein flog an ihm vorbei. Dann stürzte er sich auf Cowboy. Das Klappmesser schnappte auf, und blitzschnell war es in die Auseinandersetzung eingeführt. Cowboy hielt es hoch. Hank fing sich lange genug, um seine Tasche zu schwingen. Sie streifte Cowboy und schlug ihm den Hut vom Kopf. Die beiden kreisten auf der schmalen Brücke umeinander, jeder auf seinen Vorteil bedacht. Hank knurrte und fluchte und ließ das Messer nicht aus den Augen, dann griff er in seine Tasche und holte ein kleines Glas heraus. Er nahm es in die Hand wie einen Baseball und machte sich bereit, es zu werfen. Cowboy ging in die Knie und beugte sich vor, wartete auf den richtigen Augenblick. Während sie einander auflauerten, näherten sie sich beide bis auf ein paar Zentimeter dem Rand der Brücke. Hank ächzte und schleuderte das Glas so fest er konnte auf Cowboy, der keine drei Meter von ihm entfernt war. Es traf ihn irgendwo am Hals oder Nacken, ich sah es nicht genau, und Cowboy wankte einen Augenblick, als ob er gleich fallen würde. Hank warf die Tasche auf ihn und wollte sich auf ihn stürzen. Aber Cowboy nahm das Messer mit erstaunlicher Geschwindigkeit in die andere Hand, zog einen Stein aus der rechten Hosentasche und schleuderte ihn fester auf Hank, als er je einen Baseball geworfen hatte. Er traf Hank im Gesicht. Ich sah es nicht, aber ich hörte es. Hank schrie auf und schlug die Hände vors Gesicht, und als er sich wieder gefasst hatte, war es zu spät.

Cowboy duckte sich und rammte das Messer von unten in Hanks Bauch. Hank kreischte vor Schmerz und Entsetzen auf

und brach zusammen.

Dann zog Cowboy das Messer heraus und stach wieder und wieder zu. Hank sank zuerst auf ein Knie, dann auf beide. Sein Mund stand offen, aber nichts kam heraus. Er starrte Cowboy nur an, sein Gesicht verzerrt vor Entsetzen.

Schnell und kraftvoll stach Cowboy immer wieder zu und brachte es zu Ende. Als Hank reglos am Boden lag, durchsuchte Cowboy rasch seine Taschen und raubte ihn aus. Dann zerrte er ihn zum Rand der Brücke und stieß ihn darüber. Die Leiche fiel platschend ins Wasser und ging sofort unter. Cowboy kramte in der Tasche, fand nichts, was er hätte haben wollen, und warf auch sie in den Fluss. Er stand am Rand der Brücke und sah lange Zeit ins Wasser.

Ich hatte nicht das Bedürfnis, Hank Gesellschaft zu leisten, und versteckte mich zwischen zwei Baumwollreihen, drückte mich so flach auf den Boden, dass ich mich selbst nicht gefunden hätte. Mein Herz raste wie nie zuvor. Ich zitterte, schwitzte, weinte und betete auch. Ich hätte im Bett liegen sollen, sicher und schlafend, meine Eltern nebenan und meine Großeltern am Ende des Flurs. Aber sie schienen fürchterlich weit weg. Ich lag in einer flachen Furche, allein und verängstigt und in großer Gefahr. Ich hatte etwas gesehen, was ich immer noch nicht glauben konnte.

Ich weiß nicht, wie lange Cowboy dastand und ins Wasser starrte, um sich zu vergewissern, dass Hank nicht wieder auftauchte. Die Wolken schoben sich vor den Halbmond, und ich konnte ihn kaum mehr sehen. Dann trat der Mond wieder hervor, und da war er, den schmutzigen Cowboyhut schräg auf dem Kopf. Nach langer Zeit verließ er die Brücke und wusch sein Messer im Fluss. Er sah noch einmal aufs Wasser, dann wandte er sich um und begann, die Straße entlangzugehen. Er

kam in einer Entfernung von ungefähr sieben Metern an mir vorbei, und ich fühlte mich, als wäre ich mindestens einen halben Meter tief in der Erde vergraben.

Ich wartete eine Ewigkeit, bis er lange außer Sicht war, bis er mich auf keinen Fall mehr hören konnte, dann kroch ich aus meinem kleinen Loch und begann meinen Rückweg. Ich wusste nicht, was ich zu Hause tun würde, aber zumindest wäre ich in Sicherheit. Mir würde schon etwas einfallen.

Ich duckte mich und streifte durch das hohe Johnson-Gras am Feldrand. Als Farmer hassten wir das Gras, aber jetzt war ich zum ersten Mal dankbar dafür. Ich wollte mich beeilen, mitten auf der Straße so schnell wie möglich nach Hause laufen, aber ich hatte Angst, und meine Beine waren schwer. Müdigkeit und Angst hatten mich gepackt, und bisweilen konnte ich kaum mehr gehen. Es dauerte ewig, bis ich die Umrisse unseres Hauses und der Scheune sah. Ich starrte auf die Straße vor mir und war überzeugt, dass Cowboy dort irgendwo lauerte und alles im Blick hatte. Ich versuchte, nicht an Hank zu denken. Meine einzige Sorge war, nach Hause zu kommen.

Als ich stehen blieb, um Atem zu schöpfen, roch ich den unverkennbaren Geruch eines Mexikaners. Sie wuschen sich nur selten, und nach ein paar Tagen Feldarbeit nahmen sie einen ganz eigenen Geruch an.

Der Geruch verflog sofort wieder, und nach ein paar Minuten schweren Atmens fragte ich mich, ob ich es mir nicht eingebildet hatte. Um kein Risiko einzugehen, zog ich mich erneut in das Feld der Jeters zurück und schlug mich lautlos Reihe um Reihe Richtung Osten durch. Als ich die weißen Zelte der Spruills sah, wusste ich, dass ich es fast geschafft hatte.

Was würde ich von Hank erzählen? Die Wahrheit, nichts als

die Wahrheit. Zu viele Geheimnisse lasteten auf mir; ich hatte keinen Platz mehr für ein weiteres, vor allem nicht für ein so schreckliches. Ich wollte in Rickys Zimmer kriechen und schlafen, und wenn mein Vater mich weckte, um Eier und Milch zu holen, würde ich ihm die ganze Geschichte erzählen. Jeden Schritt, jede Bewegung, jeden Messerstich. Er und Pappy würden in die Stadt fahren und Stick Powers von dem Mord berichten, und mittags säße Cowboy bereits im Gefängnis. Wahrscheinlich würde er noch vor Weihnachten hängen. Hank war tot. Cowboy käme ins Gefängnis. Die Spruills würden packen und verschwinden, aber das war mir gleichgültig. Ich wollte nie wieder einen Spruill sehen, nicht einmal Tally. Ich wollte, dass sie alle von unserer Farm und aus unserem Leben verschwanden.

Ich wollte, dass Ricky nach Hause käme und die Latchers fortzögen, dann wäre alles wieder wie früher.

Als ich nicht mehr weit von der Veranda vor dem Haus entfernt war, beschloss ich, meine Deckung zu verlassen. Ich war mit den Nerven und mit meiner Geduld am Ende. Seit Stunden versteckte ich mich, und ich hatte es satt. Ich ging zum Ende einer Reihe Baumwolle und machte einen Schritt über den Graben auf die Straße. Ich horchte einen Augenblick und begann zu laufen. Nach zwei, vielleicht drei Schritten hörte ich ein Geräusch in meinem Rücken, dann schlug eine Hand meine Beine zusammen, und ich fiel hin. Cowboy war über mir, ein Knie auf meiner Brust, die Messerklinge einen Zentimeter von meiner Nase entfernt. Seine Augen glühten. »Keinen Ton!«, zischte er.

Wir atmeten beide schwer und schwitzten ausgiebig, und sein Geruch drang mir in die Nase; zweifellos der gleiche Geruch, den ich ein paar Minuten zuvor gerochen hatte. Ich hörte auf,

mich zu winden, und biss die Zähne zusammen. Sein Knie bohrte sich in meine Brust.

»Warst du am Fluss?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. Schweiß tropfte von seinem Kinn in meine Augen und brannte. Er bewegte das Messer ein wenig, als könnte ich es sonst nicht sehen.

»Wo warst du dann?«, fragte er.

Ich schüttelte wieder den Kopf; ich konnte nicht sprechen. Dann bemerkte ich, dass ich am ganzen Körper zitterte - vor Todesangst.

Als ihm klar war, dass ich keinen Ton herausbrachte, berührte er mit der Messerspitze meine Stirn. »Wenn du ein Wort über heute Abend sagst«, sagte er langsam, seine Augen beredter als seine Zunge, »dann bring ich deine Mutter um. Verstanden?«

Ich nickte heftig. Er stand auf und ging fort, verschwand eilig in der schwarzen Nacht und ließ mich auf der staubigen Straße liegen. Ich fing an zu weinen und zu kriechen und schaffte es bis zu unserem Pick-up, bevor ich ohnmächtig wurde.

Sie fanden mich unter ihrem Bett. In der Verwirrung des Augenblicks - meine Eltern schrieten mich an, fragten, warum meine Kleider schmutzig seien, warum ich blutige Kratzer auf den Armen hätte, warum ich unter ihrem Bett geschlafen hätte - erfand ich das Märchen von einem schrecklichen Traum.

Hank war ertrunken! Und ich hätte nach ihm gesehen.

»Du bist schlafgewandelt!«, sagte meine Mutter ungläubig, und ich packte die Gelegenheit beim Schöpf.

»Wahrscheinlich«, sagte ich und nickte. Alles, was folgte, war verschwommen - ich war todmüde, hatte Angst und war nicht sicher, ob das, was ich am Fluss erlebt hatte, wirklich geschehen oder tatsächlich ein Traum gewesen war. Der Gedanke, Cowboy gegenüberzutreten, jagte mir eine

entsetzliche Angst ein.

»Ricky war auch ein Schlafwandler«, sagte Gran im Flur. »Hab ihn eines Nachts draußen beim Silo gefunden.«

Daraufhin beruhigte sich die Lage etwas. Sie führten mich in die Küche und setzten mich an den Tisch. Meine Mutter wusch mich, während Gran die Schnitte versorgte, die vom Johnson-Gras stammten. Die Männer sahen, dass alles unter Kontrolle war, und gingen Eier und Milch holen.

Gerade als wir zu frühstücken begannen, brach ein lautes Gewitter los, und ich war über die Maßen erleichtert.

Während der nächsten Stunden würden wir nicht auf die Felder fahren, und ich müsste nicht in Cowboys Nähe.

Sie sahen zu, wie ich im Essen herumstocherte. »Mir geht's gut«, sagte ich.

Der Regen prasselte schwer und laut auf das Blechdach, so dass eine Unterhaltung unmöglich war. Wir aßen schweigend, die Männer sorgten sich um die Baumwolle, die Frauen sorgten sich um mich.

Ich hatte genug Sorgen, um uns alle zu erdrücken.

»Kann ich später fertig essen?«, fragte ich und schob meinen Teller ein Stück weg. »Ich bin so müde.«

Meine Mutter entschied, dass ich mich wieder ins Bett legen und so lange schlafen sollte, wie ich wollte. Als die Frauen den Tisch abräumten, fragte ich meine Mutter flüsternd, ob sie sich mit mir hinlegen würde. Natürlich würde sie das.

Sie schlief vor mir ein. Wir lagen im Bett meiner Eltern, in ihrem halbdunklen Schlafzimmer, es war ruhig und kühl, und ich horchte auf den Regen. Die Männer saßen nicht weit entfernt in der Küche, tranken Kaffee und warteten, und ich fühlte mich beschützt.

Ich wünschte, der Regen würde nie aufhören. Dann müssten

die Mexikaner und die Spruills fortgehen. Cowboy würde nach Hause zurückkehren, wo er zustechen und töten konnte, so viel er wollte, und ich es nicht erfahren würde. Und nächsten Sommer, wenn die Ernte geplant wurde, wollte ich dafür sorgen, dass Miguel und seine Gruppe Mexikaner nicht wieder in unseren Distrikt kämen.

Ich wollte, dass meine Mutter bei mir bliebe und mein Vater in der Nähe. Ich wollte schlafen, aber sobald ich die Augen schloss, sah ich Hank und Cowboy auf der Brücke vor mir. Plötzlich hoffte ich, dass Hank noch am Leben wäre und im Camp der Spruills nach Essen kramte und um Mitternacht Steine auf das Scheunendach warf. Dann wäre alles nur ein Traum gewesen.

Ich klammerte mich den ganzen Tag an meine Mutter, nachdem das Gewitter vorbei war, nach dem Mittagessen, als alle anderen auf die Felder fuhren und wir im Haus blieben. Meine Eltern flüsterten miteinander, und mein Vater runzelte die Stirn, aber meine Mutter gab nicht nach. Es gab Zeiten, in denen kleine Jungs bei ihrer Mutter sein mussten. Ich hatte Angst, sie aus den Augen zu lassen.

Der Gedanke, von den Vorkommnissen auf der Brücke zu erzählen, raubte mir alle Kraft. Ich versuchte, weder an den Mord zu denken noch daran, davon zu erzählen, aber es gelang mir nicht.

Wir ernteten Gemüse. Ich folgte meiner Mutter mit dem Weidenkorb, mein Blick war überall, und jeden Moment rechnete ich damit, dass Cowboy sich auf uns stürzen und uns beide abschlachten würde. Ich roch ihn, spürte ihn, hörte ihn. Ich sah seine bösen feuchten Augen, die jede unserer

Bewegungen beobachteten. Das Gewicht seiner Messerklinge auf meiner Stirn nahm zu.

Ich dachte nur an ihn und blieb nahe bei meiner Mutter.

»Was ist los, Luke?«, fragte sie mich nicht nur einmal. Ich wusste, dass ich etwas sagen sollte, aber ich brachte es nicht über mich. In meinen Ohren rauschte es leise. Die Welt drehte sich langsamer als gewöhnlich. Ich sehnte mich nach einem Versteck.

»Nichts«, sagte ich. Sogar meine Stimme klang anders - leise und heiser.

»Bist du immer noch müde?«

»Ja, Ma'am.«

Ich wollte gern einen Monat lang müde sein, wenn ich deswegen nicht auf die Felder und in die Nähe von Cowboy müsste.

Wir sahen uns Trots Hausanstrich an. Weil wir da waren und nicht Baumwolle pflückten, war Trot nirgendwo zu sehen. Sobald wir das Haus verließen, würde er zu seinem Projekt zurückkehren. Die Ostwand war jetzt fast über die ganze Länge in einer Höhe von ungefähr einem Meter gestrichen. Und zwar sauber und ordentlich, offensichtlich das Werk von jemandem, der sich Zeit lassen konnte.

Bei seinem derzeitigen Tempo war es ausgeschlossen, dass Trot mit der Wand fertig würde, bevor die Spruills aufbrachen. Was würde passieren, nachdem sie weg waren? Wir konnten nicht in einem Haus mit einer zweifarbigen Ostwand wohnen.

Aber das war im Augenblick meine geringste Sorge.

Meine Mutter beschloss, dass sie Tomaten einmachen würde.

Sie und Gran verbrachten im Sommer und frühen Herbst Stunden damit, Gemüse aus unserem Garten zu konservieren - Tomaten, Erbsen, Bohnen, Okra, Ruten-Kohl, Mais.

Bis zum ersten November stünden vier Reihen Ein-Liter-Gläser auf den Regalen in der Vorratskammer, genug, um uns durch den Winter und die ersten Wochen des Frühjahrs zu bringen. Und natürlich machten sie genug ein, um anderen, die es nötig hatten, auszuhelfen. Ich zweifelte nicht daran, dass wir in den nächsten Monaten mit Konserven zu den Latchers fahren würden, weil wir jetzt ja miteinander verwandt waren. Dieser Gedanke machte mich wütend, andererseits bedrückten mich auch die Latchers nicht länger.

Meine Aufgabe war es, Tomaten zu enthäuten. Anschließend wurden sie gehackt und in einem großen Topf kurz gekocht, bis sie weich waren, dann mit einem Esslöffel Salz in Litergläser gefüllt und mit neuen Deckeln verschlossen. Wir benutzten jedes Jahr die gleichen Gläser, aber wir kauften immer neue Deckel. Eine winzige undichte Stelle genügte, und ein ganzes Glas wäre verdorben. Es war immer ein unerfreulicher Augenblick, wenn Gran oder meine Mutter im Winter ein Glas öffneten und sein Inhalt nicht mehr zu gebrauchen war. Das kam nicht oft vor.

Wenn die Gläser gefüllt und verschlossen waren, wurden sie in den großen, halb mit Wasser gefüllten Einmachtopf gestellt. Darin kochten sie eine Stunde lang unter Druck, um verbliebene Luft zu entfernen und die Gläser noch fester zu verschließen. Gran und meine Mutter waren sehr pingelig, wenn es ums Einmachen ging. Sie waren stolz auf ihre Konserven, und ich hörte die Frauen in der Kirche oft prahlen, dass sie so und so viele Gläser mit Wachsbohnen oder mit diesem oder jenem eingemacht hätten.

Das Einmachen begann, sobald etwas im Garten zu ernten war. Gelegentlich war ich gezwungen, mitzuhelfen, und das hasste ich. Heute war es anders. Heute war ich froh, bei meiner

Mutter in der Küche zu sein, weit weg von Cowboy auf den Feldern.

Ich stand an der Spüle mit einem scharfen Messer in der Hand, und als ich in die erste Tomate schnitt, dachte ich an Hank auf der Brücke. Das Blut, das Klappmesser, der Schmerzensschrei nach dem ersten Stich, dann der wortlose Ausdruck des Entsetzens, als die weiteren Stiche folgten. In diesem Augenblick wusste Hank wohl, dass er von jemandem niedergemetzelt wurde, der es nicht zum ersten Mal tat. Er wusste, dass er ein toter Mann war.

Mein Kopf schlug gegen ein Stuhlbein. Als ich auf dem Sofa wieder zu mir kam, hielt meine Mutter Eis auf eine Beule über meinem rechten Ohr. Sie lächelte und sagte: »Du bist ohnmächtig geworden, Luke.«

Ich wollte etwas sagen, aber mein Mund war zu trocken. Sie gab mir einen Schluck Wasser zu trinken und erklärte, dass ich in nächster Zeit nirgendwo hingehen würde. »Bist du müde?«, fragte sie. Ich nickte und schloss die Augen.

Zweimal im Jahr ließ der Distrikt Kies auf unserer Straße abladen. Lastwagen brachten den Kies, und gleich dahinter fuhr eine Planiermaschine und verteilte ihn. Dieses Fahrzeug wurde von einem alten Mann gesteuert, der in der Nähe von Caraway lebte. Über einem Auge trug er eine schwarze Klappe, und seine linke Gesichtshälfte war so mit Narben übersät und entstellt, dass ich stets zusammenzuckte, wenn ich ihn sah. Er war im Ersten Weltkrieg verwundet worden, laut Pappy, der behauptete, mehr über den alten Mann zu wissen, als er zu erzählen bereit war. Er hieß Otis.

Otis hatte zwei Affen, die ihm dabei halfen, die Straßen um Black Oak zu planieren. Es waren kleine schwarze Tiere mit langen Schwänzen, und sie liefen auf der Maschine herum,

hüpften manchmal sogar auf die Hobelschar, nur ein paar Zentimeter über der Erde und dem Kies. Dann wieder saßen sie auf seiner Schulter oder hinten auf seinem Sitz oder balancierten über die lange Stange, die vom Lenkrad nach vorne führte. Während Otis auf der Straße auf und ab fuhr, die Hebel bediente, den Winkel und die Höhe des Hobels veränderte und Tabaksaft ausspuckte, sprangen und schwangen die Affen furchtlos herum und schienen einen Mordsspaß zu haben.

Wenn wir Kinder es aus irgendeinem schrecklichen Grund nicht schaffen sollten, bei den Cardinals zu spielen, dann wollten wir Planiermaschinenfahrer werden. Es war eine große mächtige Maschine, die ein einziger Mann steuerte, und die vielen Hebel mussten mit absoluter Präzision gehandhabt, Hände und Füße geschickt koordiniert werden. Außerdem waren ebene Straßen unerlässlich für die Farmer im ländlichen Arkansas. Es gab kaum wichtigere Jobs, zumindest in unseren Augen.

Wir hatten keine Ahnung, was man dabei verdiente, aber wir waren überzeugt, dass es mehr einbrachte als die Baumwolle.

Als ich den Dieselmotor hörte, wusste ich, dass Otis da war. Ich ging Hand in Hand mit meiner Mutter zum Rand der Straße, und tatsächlich, zwischen unserem Haus und der Brücke lagen drei Ladungen Kies. Otis verteilte den Kies, arbeitete sich langsam zu uns vor. Wir stellten uns unter einen Baum und warteten.

Mein Kopf war klar, und ich fühlte mich stark. Meine Mutter berührte mich immer wieder an der Schulter, als hätte sie Angst, dass ich noch einmal in Ohnmacht fallen würde. Als Otis näher bei uns war, trat ich an den Straßenrand. Der Motor

dröhnte, die Hobelschar wirbelte Erde und Kies auf. Unsere Straße wurde ausgebessert, ein überaus bedeutendes Ereignis.

Manchmal winkte Otis, manchmal winkte er nicht. Ich sah seine Narben und seine schwarze Augenklappe. Ach, die vielen Fragen, die ich ihm hätte stellen wollen!

Und ich bemerkte, dass er nur noch einen Affen hatte. Er saß auf dem Aufbau neben dem Lenkrad und blickte sehr traurig drein. Ich schaute mich vergeblich nach seinem kleinen Gefährten um. Wir winkten Otis zu, der uns einen Blick zuwarf, aber nicht winkte. In unserer Welt war das eine große Unhöflichkeit, aber Otis war eben anders. Wegen seiner Kriegsverletzungen hatte er keine Frau und keine Kinder und lebte vollkommen isoliert.

Plötzlich hielt die Maschine an. Otis wandte sich um und sah mit seinem guten Auge zu mir herunter, dann signalisierte er mir, zu ihm hinaufzusteigen. Ich setzte mich sofort in Bewegung, und meine Mutter stürzte los, um mich davon abzuhalten. Otis rief: »Ist schon okay. Ihm wird nichts passieren.« Das hätte er sich sparen können: Ich kletterte schon zu ihm hinauf.

Er griff nach meiner Hand und zog mich zu der Plattform hinauf, auf der er saß. »Stell dich dort hin«, sagte er barsch und deutete neben sich. »Und halt dich dort fest«, brummte er, und ich klammerte mich an einen Griff neben einem wichtig aussehenden Hebel, den ich mich nicht zu berühren traute. Ich blickte zu meiner Mutter hinunter, die die Hände in die Hüften gestemmt hatte. Sie schüttelte den Kopf, als hätte sie mich am liebsten erwürgt, aber ich entdeckte auch die Andeutung eines Lächelns.

Er trat aufs Gas, und der Motor hinter uns heulte auf. Dann trat er auf die Kupplung, legte einen Gang ein und wir setzten uns in Bewegung. Zu Fuß wäre ich schneller gewesen, aber weil der Dieselmotor so einen Krach verursachte, schien es, als würden wir rasen.

Ich stand links von Otis, nahe bei seinem Gesicht, und versuchte, nicht auf seine Narben zu blicken. Nach ein paar Minuten schien er mich vergessen zu haben. Der Affe jedoch war überaus neugierig. Er beobachtete mich, als wäre ich ein Eindringling, dann näherte er sich langsam auf allen vieren, als wollte er sich gleich auf mich stürzen. Er sprang auf Otis' rechte Schulter, ging um seinen Nacken herum, machte es sich auf seiner linken Schulter bequem und starrte mich an.

Ich starrte ihn an. Er war nicht größer als ein kleines Eichhörnchen, hatte ein seidiges dunkles Fell und kleine schwarze Augen, dazwischen einen ganz schmalen Nasenrücken. Sein langer Schwanz hing über Otis' Brust. Otis hantierte an den Hebeln herum, planierte den Kies, murmelte vor sich hin und bemerkte anscheinend den Affen auf seiner Schulter nicht.

Als klar war, dass der Affe mich nur beobachten wollte, wandte ich meine Aufmerksamkeit den Straßenarbeiten zu. Die Hobelschar befand sich jetzt steil angewinkelt in dem niedrigen Graben, hob Erde, Gras und Unkraut aus und schob sie auf die Straße. Ich wusste von früher, dass er die Straße mehrmals auf und ab fahren würde, die Gräben säubern, die Straße einebnen und den Kies gleichmäßig verteilen würde. Pappy war der Ansicht, dass Otis und der Distrikt die Straßen öfter ausbessern sollten, aber das meinten die meisten Farmer. Er brachte die Hobelschar auf die andere Seite, fuhr damit in den dortigen Graben und anschließend ein Stück zurück zu

unserem Haus. Der Affe hatte sich nicht von der Stelle gerührt. »Wo ist der andere Affe?«, fragte ich laut, nicht weit von Otis' Ohr.

Er deutete auf die Hobelschar und sagte: »Runtergefallen.« Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, und dann war ich entsetzt, dass der arme kleine Affe von der Hobelschar gefallen und einen so schrecklichen Tod gestorben war. Otis schien das nicht zu bekümmern, aber der überlebende Affe betrauerte offensichtlich den Verlust seines Freundes. Er saß da, blickte manchmal mich an, dann in die Ferne, und schien sehr einsam. Und von der Hobelschar hielt er sich definitiv fern.

Meine Mutter hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Ich winkte ihr, sie winkte mir, Otis winkte nicht. Er spuckte regelmäßig aus, einen langen Strahl braunen Tabaksafts, der vor den Hinterrädern auf dem Boden auftraf. Er wischte sich den Mund mit einem schmutzigen Ärmel ab, sowohl mit dem rechten als auch mit dem linken, je nachdem, welche Hand er gerade frei hatte. Pappy behauptete, Otis sei ein sehr ausgeglichener Mensch - Tabaksaft lief ihm aus beiden Mundwinkeln.

Von meiner hohen Position aus konnte ich am Haus vorbei den Baumwollanhänger mitten in einem Feld sehen, daneben ein paar verstreute Strohhüte. Ich schaute mich um, bis ich die Mexikaner dort entdeckte, wo sie zurzeit stets pflückten, und ich dachte an Cowboy, das Klappmesser in der Hosentasche, zweifellos stolz auf seinen letzten Mord. Ich fragte mich, ob er den anderen Mexikanern davon erzählt hatte. Wahrscheinlich nicht.

Einen Moment lang bekam ich es mit der Angst, weil meine Mutter allein an der Straße stand. Das war überflüssig, und ich wusste es, aber der Großteil meiner Gedanken war irrational.

Als ich die Baumreihe am Fluss sah, überwältigte mich eine neue Furcht. Ich wollte die Brücke, den Tatort des Verbrechens, auf keinen Fall sehen. Bestimmt waren dort Blutflecken, Beweise, dass etwas Grauenhaftes passiert war. Hatte der Regen sie fortgewaschen? Oft vergingen Tage, ohne dass ein Wagen über die Brücke fuhr. Hatte jemand Hanks Blut gesehen? Die Chance war groß, dass keine Beweise mehr vorhanden waren.

Hatte es wirklich ein Blutvergießen gegeben? Oder war alles nur ein böser Traum gewesen?

Auch dem Fluss wollte ich nicht zu nahe kommen. Zu dieser Jahreszeit floss das Wasser langsam, und Hank war so ein massiges Opfer. War er mittlerweile irgendwo angeschwemmt worden? Auf einer Kiesbank gestrandet wie ein Wal?

Keinesfalls wollte ich derjenige sein, der ihn fand. Hank war niedergemetzelt worden. Cowboy hatte ein Klappmesser und ein Motiv. Selbst Stick Powers könnte dieses Verbrechen aufklären.

Ich war der einzige Augenzeuge, aber ich hatte bereits beschlossen, dieses Geheimnis mit ins Grab zu nehmen.

Otis wechselte den Gang und wendete, keine geringe Tat mit einem so großen Fahrzeug. Die Brücke befand sich kurz in unserem Blickfeld, aber wir waren zu weit entfernt, um irgendetwas erkennen zu können. Der Affe war es überdrüssig, mich anzustarren, und wechselte auf die andere Schulter. Er sah mich noch eine Weile um Otis' Kopf herum an, dann saß er einfach da wie eine Eule und betrachtete die Straße.

Oh, wenn Dewayne mich jetzt sehen könnte! Er würde vor Neid ganz grün werden. Wie gedemütigt er sich fühlen würde. Er wäre so überwältigt, dass er lange Zeit nicht mehr mit mir spräche. Wenn es nur schon Samstag wäre. Dann würde ich auf

der Main Street verbreiten, dass ich den Tag mit Otis auf der Planiermaschine verbracht hätte - mit Otis und seinem Affen. Es war zwar nur noch ein Affe, aber dafür könnte ich erzählen, was mit dem anderen passiert war. Und die vielen Hebel und Kontrollinstrumente, die vom Boden aus so Furcht erregend aussahen, aber in Wirklichkeit kein Problem für mich darstellten. Ich hatte gelernt, sie zu bedienen! Es wäre einer der schönsten Momente meines Lebens.

Otis hielt vor unserem Haus an. Ich kletterte hinunter, schrie »Danke!«, und er fuhr davon, ohne etwas zu sagen oder zu nicken.

Plötzlich fiel mir der tote Affe wieder ein, und ich musste weinen. Ich wollte es nicht und versuchte, es zu verhindern, aber die Tränen liefen mir über die Backen. Meine Mutter kam zu mir gelaufen und fragte, was los sei. Ich wusste nicht, was los war; ich weinte einfach. Ich hatte Angst und war müde, fast wurde ich wieder ohnmächtig. Ich wollte, dass alles normal wäre, die Mexikaner und die Spruills aus unserem Leben verschwunden, Ricky zu Hause, die Latchers weit weg, der Alptraum der letzten Nacht aus meinem Gedächtnis radiert. Ich war der Geheimnisse überdrüssig und wollte keine Dinge mehr sehen, die ich eigentlich nicht sehen sollte.

Und deswegen weinte ich einfach.

Meine Mutter hielt mich fest. Als mir klar wurde, dass sie Angst hatte, stammelte ich etwas von dem toten Affen.

»Hast du ihn gesehen?«, fragte sie entsetzt. Ich schüttelte den Kopf und erklärte es ihr. Dann gingen wir zurück zur Veranda und saßen dort eine lange Zeit.

* * *

Hanks Abreise wurde im Lauf des Tages bestätigt. Während des Abendessens sagte mein Vater, Mr Spruill hätte ihm

erzählt, dass Hank letzte Nacht aufgebrochen sei. Er wollte nach Eureka Springs trampen.

Hank trieb am Grund des St. Francis River, und als ich an ihn dort unten bei den Kanalwelsen dachte, verging mir der Appetit.

Die Erwachsenen beobachteten mich genauer als sonst.

Während der letzten vierundzwanzig Stunden war ich ohnmächtig geworden, hatte Albträume gehabt, mehrmals geweint und war, soweit sie wussten, ausgiebig schlafgewandelt. Etwas stimmte nicht mit mir, und sie machten sich Sorgen.

»Ob er es wohl bis nach Hause schafft?«, sagte Gran. Daraufhin folgten diverse Geschichten über Leute, die verschwunden waren. Pappy hatte einen Cousin, der mit seiner Familie von Mississippi nach Arkansas gezogen war. Sie waren mit zwei alten Pick-ups unterwegs. Als sie an einen Bahnübergang kamen, fuhr der erste Wagen, den der fragliche Cousin steuerte, darüber. Dann näherte sich ein Zug, und der zweite Wagen musste warten. Es war ein langer Zug, und als er endlich vorbei war, war auf der anderen Seite keine Spur mehr von dem ersten Wagen zu sehen. Der zweite Pick-up fuhr über die Gleise und kam an eine Weggabelung. Der Cousin ward nie wieder gesehen, und zwar seit dreißig Jahren. Weder er noch der Wagen.

Diese Geschichte hatte ich schon oft gehört. Ich wusste, dass Gran als Nächste dran wäre, und tatsächlich erzählte sie die Geschichte vom Vater ihrer Mutter, ein Mann, der sechs Kinder zeugte, auf einen Zug sprang und nach Texas flüchtete. Jemand aus der Familie stolperte zwanzig Jahre später über ihn. Er hatte eine andere Frau und weitere sechs Kinder.

»Alles in Ordnung, Luke?«, sagte Pappy, als wir aufgegessen

hatten. Seine übliche Schroffheit war wie weggeblasen. Sie erzählten mir zuliebe Geschichten, versuchten, mich aufzuheitern, weil ich ihnen Sorgen machte.
»Ich bin nur müde, Pappy«, sagte ich.

»Willst du früh ins Bett gehen?«, fragte meine Mutter, und ich nickte.

Ich ging in Rickys Zimmer, während sie das Geschirr spülten. Mein Brief an ihn war jetzt zwei Seiten lang, Ergebnis einer monumentalen Anstrengung. Er befand sich noch immer auf meiner Schreibunterlage, versteckt unter meiner Matratze, und der größte Teil der Affäre Latcher war bereits abgehandelt. Ich las ihn und war ziemlich zufrieden mit mir. Dann spielte ich mit dem Gedanken, Ricky von Cowboy und Hank zu erzählen, beschloss jedoch, damit zu warten, bis er wieder zu Hause war. Bis dahin wären die Mexikaner fort, wir wären außer Gefahr, und Ricky wüsste, was ich tun sollte.

Ich kam zu dem Schluss, dass der Brief abgeschickt werden konnte, und überlegte, wie ich das anstellen sollte.

Normalerweise schickten wir unsere Briefe gleichzeitig ab, oft in einem einzigen großen Umschlag. Ich würde mich mit Mr Lynch Thornton vom Postamt in der Main Street beraten.

Meine Mutter las mir die Geschichte von Daniel in der Löwengrube vor, eine meiner Lieblingsgeschichten. Sobald das Wetter umschlug und die Nächte kühler wurden, verbrachten wir weniger Zeit auf der Veranda und sie las mir häufiger vor dem Einschlafen vor. Nur meine Mutter und ich lasen, die anderen nicht. Sie mochte Geschichten aus der Bibel, mir war es recht. Sie las ein Stück, erklärte mir ein paar Dinge und las weiter. Jede Geschichte lehrte uns etwas, und sie sorgte dafür, dass ich die Lektion verstand. Nichts irritierte mich mehr als

Bruder Akers, der jedes Detail seiner ewig langen Predigten vermasselte.

Als ich schlafen wollte, fragte ich sie, ob sie bei mir in Rickys Bett bleiben würde, bis ich eingeschlafen wäre.

»Natürlich«, sagte sie.

Nachdem ich mich einen Tag ausgeruht hatte, war es ausgeschlossen, dass mein Vater meine Abwesenheit auf den Feldern noch länger tolerierte. Er warf mich um fünf aus dem Bett, und wir holten wie üblich Eier und Milch.

Ich wusste, dass ich mich nicht länger im Haus bei meiner Mutter verstecken konnte, und so bereitete ich mich tapfer darauf vor, Baumwolle zu pflücken. Bevor er nach Hause zurückkehrte, würde ich Cowboy gegenüberreten müssen. Am besten ich brachte es bald und in Gegenwart vieler Leute hinter mich.

Die Mexikaner gingen zu Fuß, statt auf dem Anhänger zu fahren. So konnten sie ein paar Minuten früher mit dem Pflücken anfangen und eine Begegnung mit den Spruills vermeiden. Kurz vor Tagesanbruch verließen wir das Haus. Ich hielt mich an Pappys Sitz auf dem Traktor fest und sah zu, wie das Gesicht meiner Mutter im Küchenfenster immer kleiner wurde. Am Abend zuvor hatte ich lange und inbrünstig gebetet, und irgendwie wusste ich, dass ihr nichts passieren würde.

Während wir langsam auf dem Feldweg dahintuckerten, studierte ich den John-Deere-Traktor. Ich hatte Stunden darauf verbracht, geackert, geeggt, gesät und hin und wieder mit meinem Vater oder Pappy Baumwolle in die Stadt gefahren, und seine Funktionsweise war mir stets ausreichend

kompliziert und interessant erschienen. Jetzt, nach einer halben Stunde auf der Planiermaschine mit ihrem verwirrenden Sortiment von Hebeln und Pedalen, wirkte der Traktor ziemlich simpel. Pappy saß einfach nur da, Hände auf dem Lenkrad, die Füße reglos, halb schlafend - Otis dagegen war ständig in Bewegung gewesen -, ein weiterer Grund, warum ich Straßen planieren und nicht Farmer werden wollte, natürlich nur wenn nichts aus meiner Baseballkarriere würde, was höchst unwahrscheinlich war.

Die Mexikaner waren schon auf halber Strecke in einer Reihe Baumwolle verschwunden und interessierten sich nicht für unsere Ankunft. Ich wusste, dass Cowboy dabei war, aber im dämmrigen Licht konnte ich sie nicht auseinander halten.

Ich mied ihn bis zur Mittagspause. Offenbar hatte er mich irgendwann bemerkt und sich vermutlich gedacht, dass eine kleine Erinnerungshilfe nicht schaden könnte. Während die anderen Mexikaner im Schatten des Baumwollanhängers Reste aßen, fuhr Cowboy mit uns zurück. Er saß allein auf einer Seite des Anhängers, und ich ignorierte ihn, bis wir fast beim Haus waren.

Als ich endlich den Mut aufbrachte, ihn anzusehen, säuberte er sich die Fingernägel mit der Klinge des Klappmessers, und er reagierte auf der Stelle. Er lächelte - ein boshafes Grinsen, das mehr sagte als tausend Worte - und winkte mir kaum merklich mit dem Messer zu. Niemand außer mir sah es, und ich blickte sofort wieder weg.

Unser Pakt war noch einmal bestätigt worden.

Am Spätnachmittag war der Baumwollanhänger voll. Nach einem schnellen Essen verkündete Pappy, dass er und ich ihn in die Stadt bringen würden. Wir fuhren auf die Felder, kuppelten ihn an den Pick-up und verließen dann unsere Farm

auf unserer frisch ausgebesserten Straße. Otis war ein wahrer Künstler. Die Straße war vollkommen eben, das merkte man sogar in Pappys altem Pick-up.

Wie üblich sprach Pappy während der Fahrt nicht, und das war mir nur recht, weil ich auch nichts zu sagen hatte. Ich hatte zwar jede Menge Geheimnisse, aber keine Möglichkeit, die Last mit jemandem zu teilen. Wir fuhren langsam über die Brücke, und ich blickte auf das träge dahinfließende Wasser hinunter, sah jedoch nichts Ungewöhnliches - kein Blut oder sonst einen Hinweis auf das Verbrechen, dessen Zeuge ich geworden war.

Mehr als ein ganzer Tag war seit dem Mord vergangen, ein normaler Arbeitstag auf der Farm. Bei jedem Atemzug dachte ich an mein Geheimnis, aber ich ließ mir nichts anmerken, fand ich. Meiner Mutter würde nichts geschehen, und das war das Wichtigste.

Wir fuhren am Weg zu den Latchers vorbei, und Pappy blickte in ihre Richtung. Im Moment waren sie nur ein kleineres Ärgernis.

Als wir die Landstraße erreicht hatten, dachte ich, dass ich mich meiner Last vielleicht schon bald würde entledigen können. Ich könnte es Pappy erzählen, allein, unter vier Augen. Cowboy wäre bald zurück in Mexiko, sicher in dieser fremden Welt. Die Spruills wären nach Hause zurückgekehrt, und Hank wäre nicht da. Ich könnte es Pappy erzählen, und er würde wissen, was zu tun war.

Hinter einem weiteren Anhänger fuhren wir nach Black Oak zur Entkörnungsanlage. Nachdem wir geparkt hatten, stieg ich aus und hielt mich eng an Pappy. Ein paar Farmer standen vor dem Büro und diskutierten ernst. Wir gingen zu ihnen und hörten zu.

Die Neuigkeiten waren schlecht und bedrohlich. In der Nacht zuvor waren im Clay County nördlich von uns heftige Regenfälle niedergegangen. An manchen Orten betrug die Niederschlagsmenge fast sechzehn Zentimeter in zehn Stunden. Das Clay County befand sich stromaufwärts am St. Francis. Die Bäche und Flüsse dort waren über die Ufer getreten und ergossen sich in den großen Fluss.

Der Wasserstand stieg.

Es wurde darüber debattiert, ob diese Ereignisse auch uns betreffen würden. Die Minderheitsmeinung besagte, dass die Regenfälle kaum Auswirkungen auf uns in Black Oak hätten. Wir waren zu weit entfernt, und wenn es nicht weiter regnete, würde der St. Francis auch mit ein bisschen Wasser mehr nicht über die Ufer treten. Aber die meisten waren wesentlich pessimistischer, und da sich die Farmer von Berufs wegen ständig Sorgen machten, wurden die Neuigkeiten mit großen Bedenken aufgenommen.

Ein Farmer meinte, dass sein Bauernkalender für Mitte Oktober schwere Regenfälle voraussagte.

Ein anderer erzählte, dass sein Cousin in Oklahoma überschwemmt worden sei, und da unser Wetter aus dem Westen kam, war er von der Unvermeidlichkeit von Regen überzeugt. Pappy murmelte, dass das Wetter aus Oklahoma schneller hier einträfe als Neuigkeiten.

Es wurde heftig diskutiert, die verschiedensten Meinungen kamen zu Wort und die allgemeine Stimmung war düster. Wir waren so viele Male vom Wetter geprügelt worden oder vom Markt oder den Preisen für Samen und Dünger, dass wir mit dem Schlimmsten rechneten.

»Seit zwanzig Jahren hat es im Oktober keine Überschwemmungen mehr gegeben«, erklärte Mr Red Fletcher und

entfachte damit eine hitzige Debatte über die Geschichte von Überschwemmungen im Herbst. Es wurden so viele verschiedene Versionen und Erinnerungen zum Besten gegeben, dass schließlich eine hoffnungslose Verwirrung herrschte.

Pappy mischte sich nicht ein, und nachdem wir eine halbe Stunde zugehört hatten, zogen wir uns zurück. Er kuppelte den Anhänger ab, und wir fuhren nach Hause, schweigend natürlich. Ein paar Mal warf ich ihm einen Blick zu, und er saß da, wie ich erwartet hatte - stumm, besorgt, beide Hände am Lenkrad, die Stirn in Falten gelegt, mit den Gedanken ausschließlich bei der bevorstehenden Überschwemmung. Wir hielten an der Brücke an und gingen ans Ufer des St. Francis River. Pappy betrachtete ihn eine Weile, als könnte er das Wasser ansteigen sehen. Ich hatte Angst, dass Hank jeden Augenblick auftauchen und zu unseren Füßen ans Ufer treiben würde. Wortlos hob Pappy einen ungefähr drei Zentimeter dicken und einen Meter langen Treibholzstecken auf. Er brach ein Stück davon ab und trieb es mit einem Stein in den Kies, wo das Wasser ungefähr fünf Zentimeter hoch war. Mit seinem Taschenmesser schnitt er eine Kerbe in Höhe des Wasserspiegels. »Morgen früh sehen wir nach«, sagte er, seine ersten Worte seit langem.

Eine Zeit lang betrachteten wir unseren neuen Messstab in der Gewissheit, den Fluss ansteigen zu sehen. Als das nicht der Fall war, kehrten wir zu unserem Auto zurück.

Der Fluss machte mir Angst, aber nicht weil er womöglich über die Ufer treten würde. Hank war dort draußen, niedergestochen und tot und aufgeschwemmt vom Flusswasser, bereit an Land zu treiben, wo jemand ihn finden würde. Dann hätten wir es mit einem echten Kapitalver-

brechen zu tun, nicht nur mit Totschlag wie bei der Sisco-Schlägerei, sondern mit vorsätzlichem Mord.

Der Regen würde Cowboy vertreiben. Und der Regen würde den Fluss ansteigen und schneller fließen lassen. Hank oder das, was von ihm übrig war, würde flussabwärts in einen anderen Distrikt oder vielleicht sogar in einen anderen Staat treiben, wo ihn eines Tages jemand finden würde und nicht die geringste Ahnung hätte, wer er gewesen war. Bevor ich an diesem Abend einschlief, betete ich um Regen. Ich bat Gott inständig, die größte Flut seit Noah zu schicken.

Am Samstagmorgen saßen wir beim Frühstück, als Pappy über die Veranda in die Küche stapfte. Ein Blick in sein Gesicht, und unsere Neugier war befriedigt. »Der Fluss ist mehr als zehn Zentimeter gestiegen, Luke«, sagte er zu mir, als er sich setzte und zu essen begann. »Und im Westen blitzt es.«

Mein Vater runzelte die Stirn, kaute jedoch weiter. Wenn es ums Wetter ging, war er immer pessimistisch. Wenn das Wetter gut war, war es nur eine Frage der Zeit, bis es umschlug. Wenn es schlecht war, dann entsprach das seinen Erwartungen. Gran nahm die Nachricht völlig ungerührt auf. Ihr jüngerer Sohn kämpfte in Korea, und das war bei weitem wichtiger als der nächste Regenguss. Sie war nie weg gewesen, und sie wusste, dass es gute und schlechte Jahre gab, aber das Leben ging weiter. Gott schenkte uns das Leben und Gesundheit und genügend zu essen, und das war mehr, als die meisten von sich behaupten konnten. Außerdem hatte Gran keine Geduld mit den ständigen Sorgen wegen des Wetters. »Man kann ja nichts dagegen machen«, sagte sie immer. Meine Mutter lächelte nicht und runzelte auch nicht die Stirn, aber sie blickte merkwürdig zufrieden drein. Sie war

entschlossen, ihr Leben nicht damit zu verbringen, dem Land eine magere Existenz abzurufen. Und noch entschlossener war sie, dass ich nicht Farmer werden sollte. Ihre Tage auf der Farm waren gezählt, und eine weitere schlechte Ernte würde unseren Aufbruch nur beschleunigen. Als wir mit dem Frühstück fertig waren, hörten wir den Donner. Gran und meine Mutter räumten das Geschirr ab und kochten dann eine weitere Kanne Kaffee. Wir saßen um den Tisch, unterhielten uns und horchten gespannt, wie heftig das Gewitter ausfallen würde. Ich dachte, dass mein Gebet erhört worden war, und fühlte mich schuldig, etwas so Unheilvolles gewünscht zu haben. Aber das Gewitter zog nach Norden. Es regnete nicht. Um sieben Uhr waren wir auf den Feldern, pflückten Baumwolle und sehnten uns nach dem Mittag.

* * *

Als wir in die Stadt fuhren, kletterte nur Miguel auf die Ladefläche des Pick-ups. Die anderen Mexikaner würden arbeiten, erklärte er, und er müsse ein paar Dinge für sie einkaufen. Ich war maßlos erleichtert, weil ich nicht gezwungen war, Zeit in Cowboys Nähe zu verbringen. Am Rand von Black Oak fing es an zu regnen, ein kühles Nieseln, kein heftiger Regenschauer. Auf den Gehsteigen drängten sich die Menschen unter den Baldachinen und Baikonen der Läden und Häuser in dem vergeblichen Versuch, nicht nass zu werden.

Das Wetter hielt viele Familien von der Stadt fern. Das wurde offensichtlich, als um vier Uhr die Nachmittagsvorstellung im Dixie begann. Die Hälfte der Plätze war nicht besetzt, ein untrügliches Zeichen, dass es sich nicht um einen normalen Samstagsnachmittag handelte. Mitten im Film flackerten die

Lichter im Gang, dann wurde die Leinwand schwarz. Wir saßen im Dunkeln, bereit, in Panik auszubrechen und hinauszurennen, und horchten auf den Donner.

»Stromausfall«, sagte eine offizielle Stimme ganz hinten. »Bitte, geht langsam hinaus.«

Wir drängten uns in den überfüllten Vorraum und sahen zu, wie sich der Regen auf die Main Street ergoss. Der Himmel war dunkelgrau, und die paar Autos, die vorbeifuhren, hatten die Scheinwerfer eingeschaltet.

Obwohl wir Kinder waren, wussten wir, dass es zu viel regnete, dass es zu viel gewitterte, zu viele Gerüchte über steigende Wasserpegel in Umlauf waren. Überschwemmungen gab es normalerweise nur im Frühjahr, selten während der Erntezeit. In einer Welt, in der alle entweder Farmer waren oder von Farmern lebten, war eine Regenperiode mitten im Oktober etwas Deprimierendes.

Als es etwas nachließ, rannten wir die Gehsteige entlang auf der Suche nach unseren Eltern. Starke Regenfälle bedeuteten schlammige Straßen, und bald wäre die Stadt leer, weil die Farmersfamilien vor Einbruch der Dunkelheit nach Hause fahren würden. Mein Vater hatte davon gesprochen, ein Sägeblatt zu kaufen, deswegen lief ich zur Eisenwarenhandlung in der Hoffnung, ihn dort zu finden. Im Laden wimmelte es von Menschen, die warteten und das Wetter beobachteten. Alte Männer erzählten Geschichten von lange zurückliegenden Überschwemmungen. Frauen sprachen davon, wie sehr es in anderen Städten geregnet hatte - in Paragould, Lepanto und Manila. In den Gängen standen Leute, die sich einfach nur unterhielten, ohne etwas zu kaufen oder die Waren zu begutachten.

Ich bahnte mir einen Weg durch die Menge und hielt

Ausschau nach meinem Vater. Die Eisenwarenhandlung war ein uralter Laden, und je tiefer man darin eindrang, umso dunkler und höhlenartiger wurde er. Der Holzboden war nass und hing durch.

Am Ende des Gangs drehte ich mich um und stand Tally und Trot gegenüber.

Sie hielt einen Fünf-Liter-Eimer mit weißer Wandfarbe in der Hand, Trot einen Ein-Liter-Eimer. Sie warteten wie alle anderen, dass das Gewitter weiterzog.

Trot sah mich und versuchte, sich hinter Tally zu verstecken.

»Hallo, Luke«, sagte sie lächelnd.

»Hallo«, sagte ich und sah zu dem Farbeimer. Sie stellte ihn neben sich auf den Boden. »Wofür ist die Farbe?«

»Ach, nur so«, sagte sie und lächelte erneut. Wieder einmal wurde ich daran erinnert, dass Tally das hübscheste Mädchen war, das ich je gesehen hatte, und wenn sie mich anlächelte, leerte sich mein Kopf. Wenn man ein Mädchen einmal nackt gesehen hat, fühlt man sich in gewisser Weise zu ihr hingezogen.

Trot hatte sich ganz hinter sie geschoben wie ein Kleinkind, das sich hinter seiner Mutter versteckte. Sie und ich sprachen über das Gewitter, und ich berichtete ihr von dem aufregenden Stromausfall während des Films. Sie hörte interessiert zu, und je mehr ich redete, umso mehr wollte ich reden. Ich erzählte ihr von den Gerüchten über steigende Wasserpegel und von dem Messstab, mit dem Pappy und ich den Fluss kontrollierten. Sie erkundigte sich nach Ricky, und lange Zeit sprachen wir über ihn.

Natürlich vergaß ich die Farbe.

Die Lichter flackerten, und dann gab es wieder Strom. Es regnete noch immer, und niemand verließ den Laden.

»Wie geht es dem Latcher-Mädchen?«, fragte sie und sah sich um, ob uns jemand zuhörte. Es war eins unserer großen Geheimnisse.

Ich wollte gerade etwas sagen, als mir plötzlich klar wurde, dass Tallys Bruder tot war und sie nichts davon wusste. Die Spruills dachten wahrscheinlich, dass Hank mittlerweile zu Hause war, zurück in Eureka Springs, in ihrem hübschen, kleinen gestrichenen Haus. In ein paar Wochen würden sie ihn Wiedersehen, wenn es weiterhin regnete wahrscheinlich früher. Ich sah sie an und versuchte, etwas zu sagen, aber ich konnte nur daran denken, wie entsetzt sie wäre, wenn ich ihr erzählte, was ich dachte.

Ich betete Tally an trotz ihrer Stimmungsschwankungen, ihrer Geheimnisse und dieser komischen Sache mit Cowboy. Ich konnte nicht anders, und ich wollte ihr auf keinen Fall wehtun. Der Gedanke, damit herauszurücken, dass Hank tot war, verursachte mir weiche Knie.

Ich stotterte und verhaspelte mich und blickte zu Boden. Mir war plötzlich kalt, und ich hatte Angst. »Bis später«, sagte ich, machte kehrt und ging nach vorn zurück.

Als es aufhörte zu regnen, leerten sich die Geschäfte und die Leute hasteten auf den Gehsteigen zurück zu ihren Wagen. Der Himmel war noch immer dunkel, und wir wollten alle nach Hause, bevor es wieder anfang zu schütten.

Am Sonntag war es grau und bewölkt, und mein Vater hielt nichts davon, auf dem Weg zur Kirche auf der Ladefläche des Pick-ups nass zu werden. Zudem war der Pick-up nicht ganz wasserdicht, und wenn es richtig regnete, tropfte es auf die Frauen in der Fahrerkabine. Wir ließen nur selten einen

Gottesdienst aus, aber drohender Regen hielt uns gelegentlich davon ab. Seit Monaten hatten wir keinen Gottesdienst versäumt, und als Gran vorschlug, später zu frühstücken und Radio zu hören, waren wir sofort einverstanden. Die Bellevue-Baptistenkirche war die größte Kirche in Memphis, und der Gottesdienst wurde vom Sender WHBQ übertragen. Pappy mochte den Prediger nicht, weil er in seinen Augen zu liberal war, aber wir hörten ihm trotzdem gern zu. Und der Chor bestand aus hundert Stimmen, ungefähr achtzig mehr als der Chor der Baptistenkirche von Black Oak.

Lange nach dem Frühstück saßen wir um den Küchentisch, tranken Kaffee (auch ich), lauschten dem Prediger, der vor einer Gemeinde von dreitausend Seelen sprach, und sorgten uns wegen des drastischen Wetterwechsels. Das heißt, die Erwachsenen sorgten sich, ich tat nur so.

In der Bellevue-Baptistenkirche spielte zum Abschluss ein Orchester, und da erschien mir Memphis tausend Meilen weit weg. Ein Orchester in einer Kirche. Grans ältere Tochter, meine Tante Betty, lebte in Memphis und ging selbst zwar nicht in diese Kirche, aber sie kannte jemanden, der dort den Gottesdienst besuchte. Alle Männer trugen Anzüge. Alle Familien hatten schöne Autos. Es war wirklich eine andere Welt.

Pappy und ich fuhren zum Fluss, um den Wasserstand zu kontrollieren. Der Regen forderte seinen Tribut von Otis' kürzlich ausgebesserter Straße. Die flachen Gräben neben der Straße standen voll Wasser, Rinnen und Pfützen bildeten sich. Auf der Brücke blieben wir stehen und schauten zu beiden Seiten ins Wasser. Sogar ich sah, dass der Fluss gestiegen war. Die Sand- und Kiesbänke waren überflutet, das Wasser war dickflüssiger und von einem helleren Braun als sonst, Hinweis

auf die Bäche, die durch die Felder flössen und Erde mit sich führten. Die Strömung war schnell und voller Wirbel. Unrat - Treibholz und Blöcke und hin und wieder auch ein frischer Ast - trieb auf dem Wasser dahin.

Unser Stecken stand noch, war aber kaum mehr zu sehen, nur ein paar Zentimeter ragten noch aus dem Wasser. Pappys Stiefel wurden nass, als er ihn holte. Er zog ihn heraus, sah ihn an, als hätte er sich danebenbenommen, und sagte vor allem zu sich selbst: »Ungefähr dreißig Zentimeter in vierundzwanzig Stunden.« Er ging in die Hocke und klopfte mit dem Stecken gegen einen Felsen. Als ich ihm dabei zusah, wurde ich mir des Geräuschpegels bewusst. Der Fluss war nicht laut, aber das Wasser rauschte beständig, schwappte gegen den Kies und die Brückenpfeiler. Die Strömung zischte durch das dichte Gebüsch am Ufer und nagte an den Wurzeln einer nahen Weide. Es war ein bedrohliches Geräusch. Eines, das ich noch nie zuvor gehört hatte.

Pappy hörte es nur zu gut. Mit dem Stecken deutete er auf die Flussbiegung zu unserer Rechten und sagte: »Die Latchers wird es als Erste erwischen. Ihr Haus steht am tiefsten.«

»Wann?«, fragte ich.

»Hängt vom Regen ab. Wenn es aufhört, wird es wahrscheinlich gar keine Überschwemmung geben. Wenn es aber weiter regnet, wird der Fluss in einer Woche über die Ufer treten.«

»Wann hat es zum letzten Mal eine Überschwemmung gegeben?«

»Vor drei Jahren, aber das war im Frühjahr. Die letzte Überschwemmung im Herbst ist schon lange her.«
Ich hatte jede Menge Fragen zu Überschwemmungen, aber das

war kein Thema, über das sich Pappy gern ausließ. Wir betrachteten den Fluss noch eine Weile und hörten ihm zu, dann gingen wir zum Pick-up und fuhren zurück zum Haus. »Fahren wir zum Siler's Creek«, sagte er. Die Feldwege waren zu schlammig für den Pick-up, deswegen warf Pappy den John Deere an, und wir fuhren los unter den neugierigen Blicken fast aller Spruills und aller Mexikaner. Am Sonntag wurde der Traktor normalerweise nie angelassen. Eli Chandler wollte doch nicht etwa am heiligen Sonntag arbeiten?

Der Bach war vollkommen verwandelt. Es war nicht mehr das klare Wasser, in dem Tally gebadet hatte. Verschwunden waren die kühlen kleinen Rinnsale, die um Felsen und Baumstämme flössen. Stattdessen war der Bach viel breiter und angefüllt mit braunem Wasser, das eine halbe Meile entfernt in den St. Francis strömte. Wir kletterten vom Traktor und gingen zum Ufer. »Der Bach verursacht unsere Überschwemmungen«, sagte Pappy. »Nicht der St. Francis. Das Land hier liegt tiefer, und wenn der Bach über die Ufer tritt, läuft das Wasser direkt auf unsere Felder.« Der Wasserspiegel befand sich noch mindestens drei Meter unterhalb von uns in dem Bett, das vor Jahrzehnten hier gegraben worden war. Es schien unmöglich, dass der Bach es je verlassen würde.

»Meinst du, dass er überläuft, Pappy?«, fragte ich. Er dachte lange und hart nach, oder vielleicht dachte er auch überhaupt nicht. Er betrachtete den Bach und sagte schließlich ohne jede Überzeugung: »Nein. Nichts wird passieren.« Im Westen donnerte es.

* * *

Am Montagmorgen kam ich früh in die Küche. Pappy saß am Tisch, trank Kaffee und fummelte am Radio herum. Er versuchte einen Sender in Little Rock einzustellen, um den

Wetterbericht zu hören. Gran stand am Herd und briet Speck. Im Haus war es kalt, aber die Hitze der Pfanne und der Geruch nach Speck erwärmten die Atmosphäre. Mein Vater reichte mir ein altes abgelegtes Flanellhemd von Ricky, und ich zog es widerwillig an.

»Pflücken wir heute, Pappy?«, fragte ich.

»Werden wir gleich wissen«, sagte er, ohne den Blick vom Radio zu wenden.

»Hat es in der Nacht geregnet?«, fragte ich Gran, die sich vorbeugte, um mich auf die Stirn zu küssen.

»Die ganze Nacht«, sagte sie. »Jetzt geh Eier holen.«

Ich folgte meinem Vater aus dem Haus, die Treppe hinunter, bis ich etwas bemerkte, was mich wie angewurzelt stehen bleiben ließ. Die Sonne ging gerade erst auf, aber es war hell genug.

Meine Augen trogen mich nicht.

Ich hob die Hand und brachte nicht mehr heraus als: »Schau.«

Mein Vater war zehn Schritte weiter und ging auf die

Hühnerställe zu. »Was ist, Luke?«, fragte er.

An der Stelle unter der Eiche, wo Pappy jeden Tag den Pick-up abstellte, stand nichts. Der Pick-up war verschwunden.

»Der Pick-up«, sagte ich.

Mein Vater kam langsam zu mir zurück, und lange Zeit starrten wir auf unseren Parkplatz. Der Wagen war immer da gewesen, wie die Eichen oder die Ställe. Wir sahen ihn jeden Tag, bemerkten ihn aber nicht mehr, weil er immer da stand.

Wortlos machte er kehrt, ging die Treppe wieder hinauf und über die Veranda in die Küche. »Gibt es einen Grund, warum der Pick-up nicht da sein sollte?«, fragte er Pappy, der verzweifelt versuchte, einen krächzenden Wetterbericht aus einem weit entfernten Ort zu hören. Gran erstarrte und legte

den Kopf schief, als müsste man die Frage für sie wiederholen. Pappy schaltete das Radio aus. »Was hast du gesagt?«, fragte er. »Der Pick-up ist weg«, sagte mein Vater.

Pappy blickte zu Gran, die zu meinem Vater blickte. Dann sahen alle mich an, als hätte ich wieder einmal etwas angestellt. Ungefähr zu diesem Zeitpunkt kam meine Mutter in die Küche, und die gesamte Familie verließ im Gänsemarsch das Haus und ging zu den schlammigen Furchen, wo der Wagen hätte stehen sollen.

Wir schauten uns um, als ob er ohne fremde Hilfe irgendwie den Standort gewechselt hätte.

»Ich habe ihn dort abgestellt«, sagte Pappy ungläubig. Natürlich hatte er das. Nie hatte der Pick-up über Nacht irgendwo anders gestanden.

Vor dem Haus schrie Mr Spruill: »Tally!«

»Jemand hat unseren Wagen gestohlen«, sagte Gran kaum hörbar.

»Wo war der Zündschlüssel?«, fragte mein Vater.

»Neben dem Radio, wie immer«, sagte Pappy. Am Ende des Küchentisches stand neben dem Radio eine kleine Zinnschüssel, und darin wurde der Zündschlüssel aufbewahrt. Mein Vater ging nachsehen. Er kehrte augenblicklich zurück und sagte: »Der Schlüssel ist nicht mehr da.«

»Tally!«, schrie Mr Spruill lauter. Im Lager der Spruills herrschte hektische Aktivität. Mrs Spruill ging schnell auf unser Haus zu. Als sie uns daneben stehen und auf die leere Stelle glotzen sah, kam sie zu uns und sagte: »Tally ist verschwunden. Wir können sie nirgendwo finden.«

Der Rest der Spruills versammelte sich hinter ihr, und die beiden Familien sahen einander an. Mein Vater erklärte, dass unser Pick-up verschwunden war. Mr Spruill erklärte, dass

seine Tochter verschwunden war.

»Kann sie ein Auto fahren?«, fragte Pappy.

»Nein, kann sie nicht«, sagte Mrs Spruill, und das machte die Sache komplizierter.

Während alle nachdachten, herrschte eine Weile Schweigen.

»Sie glauben nicht, dass Hank zurückgekommen ist und ihn genommen hat, oder?«, fragte Pappy.

»Hank würde Ihren Wagen nie stehlen«, sagte Mr Spruill halb ärgerlich, halb verwirrt. In diesem Augenblick schien alles gleichermaßen wahrscheinlich und unmöglich.

»Hank ist mittlerweile zu Hause«, sagte Mrs Spruill. Sie war den Tränen nahe.

Ich wollte schreien: »Hank ist tot!«, und dann ins Haus laufen und mich unter einem Bett verstecken. Diese armen Leute wussten nicht, dass ihr Sohn nie mehr nach Hause kommen würde. Das Geheimnis wurde zu schwer, um es allein zu tragen. Ich trat einen Schritt hinter meine Mutter.

Sie beugte sich zu meinem Vater und flüsterte: »Schau mal nach Cowboy.« Weil ich ihr von Tally und Cowboy erzählt hatte, war meine Mutter den anderen einen Schritt voraus.

Mein Vater dachte einen Augenblick nach und blickte dann zur Scheune. Ebenso Pappy, Gran und schließlich alle anderen. Miguel kam langsam auf uns zu und hinterließ Spuren im nassen Gras. Er schien es nicht eilig zu haben, hielt seinen schmutzigen Strohhut in der Hand und ging auf eine Weise, die mich annehmen ließ, dass er keine Lust hatte zu tun, was er gleich tun würde.

»Morgen, Miguel«, sagte Pappy, als würde dieser Tag wie jeder andere Tag beginnen.

»Senor«, sagte er und nickte.

»Gibt es ein Problem?«, fragte Pappy.

»Si, señor. Ein kleines Problem.«

»Und worin besteht es?«

»Cowboy ist verschwunden. Ich glaube, er hat sich in der Nacht davongeschlichen.«

»Muss ansteckend sein«, murmelte Pappy, dann spuckte er ins Gras. Die Spruills brauchten eine Weile, um zwei und zwei zusammenzuzählen. Zuerst hatte Tallys Verschwinden nichts mit Cowboys Verschwinden zu tun, zumindest in ihren Augen. Offenbar wussten sie nichts von der geheimen kleinen Romanze. Die Chandlers begriffen lange vor den Spruills, aber wir waren im Vorteil, weil ich besser informiert war. Langsam bahnte sich die Wirklichkeit einen Weg in ihre Köpfe.

»Sie glauben, er hat sie entführt?«, sagte Mr Spruill, der Panik nahe. Mrs Spruill schniefte jetzt und kämpfte gegen die Tränen.

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll«, sagte Pappy. Er machte sich wesentlich größere Sorgen um den Pick-up als um den Verbleib von Tally und Cowboy.

»Hat Cowboy seine Sachen mitgenommen?«, fragte mein Vater Miguel.

»Si, señor.«

»Hat Tally ihre Sachen mitgenommen?«, fragte mein Vater Mr Spruill.

Er antwortete nicht, und die Frage schwebte in der Luft, bis Bö sagte: »Ja, Sir. Ihre Tasche ist weg.«

»Was ist in ihrer Tasche?«

»Kleider und so. Und das Glas mit ihrem Geld.«

Mrs Spruill weinte jetzt hemmungslos. Dann jammerte sie:

»Oh, mein Baby.« Ich hätte mich am liebsten unter das Haus verkrochen.

Die Spruills hatte ein schwerer Schlag getroffen. Alle hatten den Kopf gesenkt, die Augen halb geschlossen und ließen die Schultern hängen. Ihre geliebte Tally war davongerannt mit jemandem, den sie als unpassend empfanden, einem dunkelhäutigen Eindringling aus einem gottverlassenen Land. Ihre Demütigung - noch dazu vor uns als Zeugen - war total und überaus schmerzhaft.

Auch ich litt. Wie hatte sie etwas so Schreckliches tun können? Sie war meine Freundin. Sie hatte mich wie einen Vertrauten behandelt und wie eine große Schwester beschützt. Ich liebte Tally, und jetzt war sie mit einem gemeinen Mörder auf und davon.

»Er hat sie entführt!«, klagte Mrs Spruill. Bö und Dale führten sie fort. Nur noch Trot und Mr Spruill waren da, um sich der Angelegenheit anzunehmen. Trots normalerweise ausdrucksloser Blick zeugte jetzt von großer Verwirrung und Traurigkeit. Tally hatte auch ihn beschützt. Jetzt war sie fort. Die Männer begannen eine wortreiche Diskussion, was als Nächstes zu tun wäre. Am wichtigsten war es, Tally zu finden und den Pick-up, bevor sie zu weit weg waren. Niemand hatte eine Ahnung, wann die beiden aufgebrochen waren. Sie waren offenbar im Schutz des Gewitters geflüchtet. Die Spruills hatten in der Nacht nichts gehört, nichts als Donner und Regen, und der Weg führte keine dreißig Meter an ihren Zelten vorbei.

Sie konnten schon seit Stunden weg sein, jedenfalls lange genug, um mittlerweile in Jonesboro oder Memphis oder sogar in Little Rock zu sein.

Aber die Männer schienen optimistisch, dass sie Tally und

Cowboy finden würden, und zwar schnell. Mr Spruill befreite seinen Pick-up von Stangen und Schnüren. Ich bat meinen Vater, mitkommen zu dürfen, aber er beschied mich abschlägig. Ich wandte mich an meine Mutter, aber auch sie blieb hart. »Dabei hast du nichts zu suchen«, sagte sie. Pappy und mein Vater zwängten sich neben Mr Spruill auf den Vordersitz, und sie brachen auf, schlitterten mit durchdrehenden Reifen über unsere Straße und wirbelten Schlamm auf.

Ich ging am Silo vorbei zu den mit Unkraut bewachsenen Überresten einer alten Räucherhütte und saß eine Stunde unter dem verrotteten Blechdach und sah zu, wie der Regen heruntertropfte. Ich war erleichtert, dass Cowboy unsere Farm verlassen hatte, und dafür dankte ich Gott mit einem kurzen, aber von Herzen kommenden Gebet. Meine Erleichterung wurde jedoch überschattet von der Tatsache, dass ich von Tally zutiefst enttäuscht war. Ich schaffte es sogar, sie für das, was sie getan hatte, zu hassen. Ich verfluchte sie mit Worten, die ich von Ricky gelernt hatte, und als ich alle Schimpfworte ausgespuckt hatte, an die ich mich erinnerte, bat ich Gott, mir zu vergeben. Und ich bat ihn, Tally zu beschützen.

Die Männer brauchten zwei Stunden, um Stick Powers zu finden. Er behauptete, auf der Rückfahrt vom Revier in Jonesboro gewesen zu sein, aber Pappy meinte, dass er aussah, als hätte er eine Woche geschlafen. Stick war aufrichtig begeistert, dass sich in seinem Zuständigkeitsbereich ein so schweres Verbrechen ereignet hatte. Einem Farmer den Wagen zu stehlen kam bei uns gleich nach Mord, und Stick drehte voll auf. Er teilte allen Kollegen, die er mit seinem alten Funkgerät erreichen konnte, den Tatbestand mit, und es dauerte nicht lange, und das ganze nordöstliche Arkansas wusste Bescheid.

Laut Pappy machte sich Stick keine allzu großen Sorgen um den Verbleib von Tally. Er nahm korrekterweise an, dass sie freiwillig mit einem Mexikaner durchgebrannt war, was zwar ein verwerfliches und schändliches Verhalten, aber keine Straftat war, wiewohl Mr Spruill mehrmals das Wort »Entführung« gebrauchte.

Es war nicht anzunehmen, dass die beiden Turteltäubchen in unserem Pick-up weit fahren würden. Sie wollten mit Sicherheit Arkansas verlassen, und Stick Powers meinte, dass sie dafür wahrscheinlich in einen Bus umsteigen würden. Als Tramper würden sie Argwohn erregen; Autofahrer aus Arkansas nahmen eine so dunkelhäutige Person wie Cowboy nicht mit, erst recht nicht in Begleitung eines weißen Mädchens.

»Wahrscheinlich sitzen sie in einem Bus Richtung Norden«, sagte Stick.

Als Pappy uns das berichtete, erinnerte ich mich an Tallys Wunschtraum, in Kanada zu leben, weit weg von schwüler Hitze. Sie liebte Schnee und hatte beschlossen, dass Montreal die richtige Stadt für sie war.

Die Männer sprachen über Geld. Mein Vater rechnete nach und schätzte, dass Cowboy an die vierhundert Dollar mit Pflücken verdient hatte. Niemand wusste allerdings, wie viel davon er nach Hause geschickt hatte. Tally hatte ungefähr halb so viel verdient und wahrscheinlich das meiste davon gespart. Wir wussten, dass sie für Trot Farbe gekauft hatte, aber wir hatten keine Ahnung von ihren sonstigen Ausgaben. An dieser Stelle in Pappys Erzählung hätte ich ihnen am liebsten mein Herz ausgeschüttet. Cowboy hatte Hank ausgeraubt, nachdem er ihn umgebracht hatte. Wie viel Hank

von seinem Lohn gespart hatte, wussten wir auch nicht, aber mit Sicherheit befanden sich jetzt Samsons zweihundertfünfzig Dollar in Cowboys Tasche. Beinahe hätte ich es herausgeschrien, als wir um den Küchentisch saßen, aber meine Angst war einfach zu groß. Cowboy war zwar fort, aber womöglich wurde er irgendwo aufgegriffen.

Warte, sagte ich mir. Warte noch. Es wird der Augenblick kommen, wenn du deine Last abladen kannst.

Wie immer ihre finanzielle Lage aussah, Cowboy und Tally hatten jedenfalls genug Geld, um eine lange Strecke mit dem Bus zu fahren.

Und wir waren wie üblich pleite. Die Erwachsenen redeten kurz darüber, wie wir den Pick-up ersetzen könnten, falls er nicht gefunden würde, aber das Thema war zu schmerzlich, um lange darüber zu sprechen. Außerdem hörte ich zu.

Wir aßen früh zu Mittag, dann setzten wir uns auf die hintere Veranda und sahen in den Regen.

Sticks alter lauter Streifenwagen fuhr vor unser Haus, gefolgt von unserem Pick-up. Stick stieg aus und tat sich wichtig, weil er den brisantesten Teil des Verbrechens aufgeklärt hatte. Der andere Hilfssheriff von Black Oak fuhr den Pick-up, der sich, soweit wir sehen konnten, überhaupt nicht verändert hatte. Die Spruills kamen angelaufen, begierig, etwas über Tally zu erfahren.

»Stand vor dem Busbahnhof in Jonesboro«, verkündete Stick der kleinen Menge, die sich um ihn geschart hatte. »Genau wie ich mir gedacht habe.«

»Wo war der Schlüssel?«, fragte Pappy.

»Unter dem Sitz. Und der Tank ist voll Benzin. Ich weiß nicht,

ob er voll war, als sie ihn genommen haben, jetzt ist er jedenfalls voll.«

»Er war halb voll«, sagte Pappy erstaunt. Wir waren alle überrascht, nicht nur weil der Pick-up wieder da war, sondern noch dazu völlig unverändert. Den ganzen Tag über hatten wir uns Sorgen über eine Zukunft ohne Pick-up, ohne Transportmittel gemacht.

Wir saßen im gleichen Boot wie die Latchers und wären gezwungen, irgendjemanden, der vorbeifuhr, zu bitten, uns mitzunehmen. So eine missliche Lage wollte ich mir gar nicht vorstellen, und ich war mehr denn je entschlossen, eines Tages in einer großen Stadt zu leben, wo jeder ein Auto hatte.

»Wahrscheinlich wollten sie ihn sich nur leihen«, sagte Mr Spruill in erster Linie zu sich selbst.

»So sehe ich es auch«, sagte Stick. »Willst du noch immer Anzeige erstatten?«, fragte er Pappy.

Er und mein Vater sahen sich an und runzelten die Stirn. »Ich glaube nicht«, sagte Pappy.

»Hat irgendjemand sie gesehen?«, fragte Mrs Spruill leise.

»Ja, Ma'am. Sie haben zwei Fahrkarten nach Chicago gekauft und dann fünf Stunden im Busbahnhof gewartet. Der Fahrkartenverkäufer hat sich gedacht, dass etwas nicht stimmt, aber gemeint, dass es ihn nichts angeht. Mit einem Mexikaner wegzulaufen ist nicht gerade sehr schlau, aber auch kein Verbrechen. Der Mann hat gesagt, dass er sie die ganze Nacht im Auge behalten hat, und sie haben so getan, als würden sie sich nicht kennen. Sie haben nicht nebeneinander gegessen. Aber sie sind zusammen in den Bus gestiegen.«

»Wann ist der Bus abgefahren?«, fragte Mr Spruill.

»Um sechs Uhr heute Morgen.« Stick holte einen zu-

sammengefalteten Umschlag aus seiner Tasche und gab ihn Mr Spruill. »Das hab ich auf dem Vordersitz gefunden.

Wahrscheinlich eine Nachricht von Tally an Sie. Ich hab's nicht gelesen.« Mr Spruill reichte den Umschlag an Mrs Spruill weiter, die ihn sofort öffnete und ihm ein Blatt Papier entnahm. Sie las und begann, sich die Augen zu wischen. Alle blickten sie an und warteten stumm. Sogar Trot, der sich hinter Bö und Dale versteckt hatte, trat vor und sah zu, wie sie den Brief las.

»Es geht mich ja nichts an, Ma'am«, sagte Stick, »aber wenn nützliche Informationen drinstehen, sollte ich es vielleicht wissen.«

Mrs Spruill las weiter, und als sie fertig war, blickte sie zu Boden und sagte: »Sie schreibt, dass sie nicht mehr nach Hause kommt. Sie schreibt, dass sie und Cowboy heiraten und im Norden leben wollen, wo sie gute Jobs finden können.« Tränen und Geschniefe hörten plötzlich auf. Mehr als alles andere war Mrs Spruill jetzt wütend. Ihre Tochter war nicht entführt worden; sie war mit einem Mexikaner durchgebrannt, und sie wollte ihn heiraten.

»Wollen sie in Chicago bleiben?«, fragte Stick.

»Steht nicht drin. Sie schreibt nur Norden.«

Die Spruills zogen sich langsam zurück. Mein Vater dankte Stick und dem anderen Hilfssheriff dafür, dass sie uns den Wagen gebracht hatten.

»Ihr kriegt mehr Regen ab als die meisten anderen«, sagte Stick, als er die Tür seines Streifenwagens öffnete.

»Überall ist es nass«, konterte Pappy.

»Der Fluss steigt im Norden«, sagte Stick, als wäre er ein Experte. »Mehr Regen ist unterwegs.«

»Danke, Stick«, sagte Pappy.

Stick und der andere Hilfssheriff stiegen in den Streifenwagen, Stick setzte sich hinters Lenkrad. Gerade als er die Tür zuziehen wollte, überlegte er es sich anders, stieg wieder aus und sagte: »Hör mal, Eli, ich hab den Sheriff in Eureka Springs angerufen. Er hat den großen Kerl nicht gesehen, diesen Hank. Der Junge sollte mittlerweile doch zu Hause sein, oder?«

»Denk schon. Er ist vor einer Woche weg.«

»Frag mich, wo er sich rumtreibt.«

»Interessiert mich nicht«, sagte Pappy.

»Ich bin noch nicht fertig mit ihm. Wenn ich ihn finde, werde ich seinen fetten Arsch nach Jonesboro ins Gefängnis verfrachten, und dann kommt's zum Prozess.«

»Mach das, Stick«, sagte Pappy und wandte sich ab. »Mach das.«

Sticks abgefahrene Reifen schlitterten und schleuderten im Schlamm, aber schließlich schaffte er es zur Straße. Meine Mutter und Gran gingen in die Küche, um mit dem Kochen anzufangen.

Pappy holte sein Werkzeug und legte es auf die Ladefläche. Er öffnete die Motorhaube und begann mit einer gründlichen Inspektion des Motors. Ich saß auf dem Kotflügel, reichte ihm Schraubenschlüssel und ließ ihn nicht aus den Augen.

»Warum will ein nettes Mädchen wie Tally einen Mexikaner heiraten?«, fragte ich.

Pappy zog einen Keilriemen fest. Es gab keinen Grund zu der Annahme, dass Cowboy sich die Mühe gemacht hatte, die Motorhaube zu öffnen und am Motor herumzufummeln, als er mit Tally flüchtete, aber Pappy sah sich trotzdem gezwungen, festzuzurren, nachzuziehen und herumzubasteln, als wäre das Fahrzeug sabotiert worden. »Frauen«, sagte er.

»Wie meinst du das?«

»Frauen machen dumme Sachen.«

Ich wartete auf eine weitere Erklärung, aber es kam keine.

»Verstehe ich nicht«, sagte ich schließlich.

»Ich auch nicht. Und du wirst es auch nicht verstehen. Frauen sind nicht zu verstehen.« Er entfernte den Luftfilter und blickte argwöhnisch auf den Vergaser. Einen Augenblick lang schien es, als wäre er auf einen Beweis für irgendwelche Machenschaften gestoßen, aber dann drehte er an einer Schraube und schien zufrieden.

»Meinst du, dass sie sie finden werden?«, fragte ich.

»Sie werden sie gar nicht suchen. Wir haben den Wagen zurück, es gibt also keine Straftat, und die Polizei sucht sie nicht. Und ich bezweifle, dass die Spruills nach ihr suchen werden. Wozu die Mühe? Wenn sie Glück haben und sie finden, was sollen sie dann tun?«

»Können sie sie nicht zwingen, nach Hause zu kommen?«

»Nein. Wenn sie verheiratet ist, gilt sie als erwachsen. Eine verheiratete Frau kann man zu gar nichts zwingen.«

Er ließ den Motor an und horchte. Ich fand, dass er wie immer klang, aber Pappy meinte, ein neues Klappern zu hören.

»Machen wir eine kleine Fahrt«, sagte er. Benzin zu verschwenden war in Pappys Augen eine Sünde, aber er schien begierig, ein bisschen von dem kostenlosen Kraftstoff zu verbrennen, den Tally und Cowboy ihm hinterlassen hatten. Ich stieg ein, und wir fuhren auf die Straße. Ich saß, wo vor ein paar Stunden Tally gesessen hatte, als sie und Cowboy während des Gewitters davongelaufen waren. Ich dachte nur an sie und war so verwirrt wie eh und je.

Die Straße war zu nass und schlammig, als dass Pappy die Idealgeschwindigkeit von siebenunddreißig Meilen pro Stunde

erreicht hätte, trotzdem meinte er, dass mit dem Motor etwas nicht ganz stimmte. An der Brücke hielten wir an und betrachteten den Fluss. Die Kies- und Sandbänke waren verschwunden; zwischen den Ufern war nur Wasser zu sehen - Wasser und Treibgut von weiter flussaufwärts. Er rauschte vorbei, schneller als je zuvor. Pappys Stecken, sein Pegelmesser, war längst verschwunden, von der Strömung mitgerissen. Wir brauchten ihn nicht, um vorherzusagen, dass der St. Francis über die Ufer treten würde.

Das Wasser und sein Geräusch schienen Pappy zu hypnotisieren. Ich wusste nicht, ob er am liebsten geflucht oder geweint hätte. Beides hätte natürlich nichts genützt, und wahrscheinlich wurde Pappy jetzt zum ersten Mal klar, dass er eine weitere Ernte verlieren würde.

Was immer mit dem Motor nicht gestimmt hatte, als wir wieder zu Hause waren, hatte es sich selbst repariert. Während des Abendessens verkündete Pappy, dass der Pick-up vollkommen in Ordnung sei, woraufhin wir uns in eine ausführliche und fantasievolle Diskussion über Tally und Cowboy stürzten und Mutmaßungen anstellten, wo sie jetzt waren und was sie jetzt taten. Mein Vater hatte gehört, dass viele Mexikaner in Chicago lebten, und er vermutete, dass Cowboy und seine Braut in der riesigen Stadt unter- und nie wieder auftauchen würden.

Ich machte mir solche Sorgen um Tally, dass ich mich zum Essen zwingen musste.

* * *

Spät am nächsten Morgen tat die Sonne ihr Bestes, um durch die Wolken zu brechen, und wir kehrten auf die Felder zurück, um Baumwolle zu pflücken. Wir hatten es satt, im Haus herumzusitzen und den Himmel zu beobachten. Sogar

ich wollte zurück auf die Felder.

Die Mexikaner waren besonders wild auf die Arbeit. Sie waren hier, zweitausend Meilen von zu Hause entfernt, und verdienten nichts.

Aber die Baumwolle war zu nass und der Boden zu aufgeweicht. Schlamm klebte an meinen Schuhen und an meinem Sack, so dass ich nach einer Stunde das Gefühl hatte, einen Baumstamm zu schleppen. Nach zwei Stunden gaben wir auf und fuhren zum Haus zurück, eine niedergeschlagene und mutlose Truppe.

Die Spruills hatten genug.

Es überraschte uns nicht, als wir sahen, dass sie ihr Lager abbrachen. Sie gingen langsam zu Werk, als widerstrebte es ihnen, die Niederlage einzugestehen. Mr Spruill erklärte Pappy, dass es keinen Sinn habe zu bleiben, wenn sie nicht arbeiten könnten. Sie hatten den Regen satt, und wir konnten es ihnen nicht verübeln. Sechs Wochen lang hatten sie auf unserem Hof kampiert. Ihre alten Zelte und Planen waren von dem vielen Regen schwer. Die Matratzen, auf denen sie schliefen, waren dem Wetter zu sehr ausgesetzt und mit Dreck bespritzt. Ich an ihrer Stelle wäre schon längst abgereist.

Wir saßen auf der Veranda und sahen zu, wie sie ihre Sachen einsammelten und alles wahllos in ihrem Pick-up oder auf dem Anhänger verstaute. Da Hank und Tally nicht mehr bei ihnen waren, hatten sie jetzt mehr Platz.

Ihr Aufbruch jagte mir plötzlich Angst ein. Bald wären sie zu Hause, und Hank wäre nicht da. Sie würden warten, dann nach ihm suchen, schließlich anfangen, Fragen zu stellen. Ich wusste nicht, ob und wie das eines Tages mich betreffen könnte, trotzdem hatte ich Angst.

Meine Mutter zwang mich, mit ihr in den Gemüsegarten zu

gehen, wo wir Gemüse für zwanzig Personen ernteten. Wir wuschen Mais, Gurken, Tomaten, Okra und Salat in der Küchenspüle und verstaute dann alles vorsichtig in einem Pappkarton. Gran legte ein Dutzend Eier und zwei Pfund Schinken dazu, ein Pfund Butter und zwei Gläser mit eingemachten Erdbeeren. Die Spruills würden nicht ohne Reiseproviant aufbrechen.

Im Lauf des Nachmittags wurden sie mit dem Packen fertig. Ihr Pick-up und der Anhänger waren hoffnungslos überladen - Schachteln und Säcke hingen an den Seiten, mit Draht notdürftig festgebunden und dazu verdammt, irgendwann herunterzufallen. Als klar war, dass sie aufbrechen würden, gingen wir als Familie die Verandatreppe hinunter und über den Hof, um Lebewohl zu sagen. Mr und Mrs Spruill nahmen die Lebensmittel an. Sie entschuldigten sich dafür, dass sie abreisten, bevor die Baumwolle ganz gepflückt war, aber wir wussten alle, dass die Ernte wahrscheinlich sowieso beendet war. Sie versuchten, zu lächeln und freundlich zu sein, aber man sah ihnen an, dass sie litten. Ich dachte, dass sie immer und ewig den Tag bereuen würden, an dem sie beschlossen hatten, auf unserer Farm zu arbeiten. Woanders hätte Tally Cowboy nicht kennen gelernt. Und Hank wäre vielleicht noch am Leben, obwohl ihm angesichts seines Hangs zur Gewalttätigkeit vermutlich ohnehin ein früher Tod beschieden war. »Denn wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen«, zitierte Gran immer gern.

Ich fühlte mich schuldig wegen der bösen Gedanken, die ich ihnen gegenüber gehegt hatte. Und ich kam mir vor wie ein Dieb, weil ich die Wahrheit über Hank wusste und sie nicht. Ich schüttelte Bö und Dale die Hand, die beide nicht viel zu sagen hatten. Trot versteckte sich hinter dem Anhänger. Als

wir uns alle verabschiedet hatten, schlurfte er zu mir und murmelte etwas, was ich nicht verstand. Dann streckte er die Hand aus und reichte mir einen Pinsel. Ich hatte keine andere Wahl, als ihn anzunehmen.

Die Erwachsenen waren Zeugen dieser Übergabe, und einen Moment lang sagte niemand etwas.

»Dort drüben«, krächzte Trot und deutete auf ihren Pick-up. Bö nahm den Hinweis auf und holte etwas gleich hinter der Heckklappe heraus. Er trug einen sauberen, noch nicht geöffneten Farbeimer mit einem leuchtenden Pittsburgh-Paint-Etikett darauf zu mir und stellte ihn ab, dann holte er einen zweiten.

»Die sind für dich«, sagte Trot.

Ich blickte auf die zwei Eimer mit weißer Farbe, dann sah ich zu Pappy und Gran. Über den Hausanstrich war zwar seit Tagen nicht mehr geredet worden, aber es war klar gewesen, dass Trot sein Projekt nie zu Ende bringen würde. Jetzt übertrug er mir den Job. Ich blickte zu meiner Mutter und sah ein merkwürdiges Lächeln um ihre Lippen.

»Hat Tally gekauft«, sagte Dale.

Ich klopfte mit dem Pinsel gegen mein Bein und brachte schließlich ein »Danke« heraus. Trot grinste mich dümmlich an, und die anderen mussten lächeln. Wieder einmal gingen sie zu ihrem Wagen, aber diesmal stiegen sie ein. Trot saß jetzt allein auf dem Anhänger. Als wir sie angeheuert hatten, war Tally bei ihm gewesen. Er wirkte traurig und verlassen.

Ihr Pick-up sprang nur widerwillig an. Die Kupplung kreischte und klemmte, und als sie sich endlich löste, setzte sich der gesamte Zug schwankend in Bewegung. Die Spruills fuhren los, Töpfe und Pfannen klapperten, Schachteln wackelten, Bö und

Dale warf es auf ihren Matratzen hin und her, und Trot lag zusammengerollt in einer Ecke des Anhängers. Wir winkten, bis sie nicht mehr zu sehen waren.

Über das nächste Jahr war nicht geredet worden. Die Spruills würden nicht zurückkommen. Wir wussten, dass wir sie nie wieder sehen würden.

Das bisschen Gras im Hof vor dem Haus war platt getreten, und als ich die Schäden begutachtete, war ich sofort froh, dass sie fort waren. Ich trat in die Asche der Feuerstelle auf dem Schlagmal und wunderte mich wieder einmal, wie gedankenlos sie gewesen waren. Ihr Pick-up hatte Furchen hinterlassen, ihre Zeltstangen Löcher im Boden. Im nächsten Jahr würde ich einen Zaun aufstellen, um die Leute aus den Bergen von meinem Baseballfeld fern zu halten.

Im Augenblick jedoch hatte ich vor, zu beenden, was Trot begonnen hatte. Ich schleppte die Farbeimer einen nach dem anderen auf die vordere Veranda und war überrascht von ihrem Gewicht. Ich rechnete damit, dass Pappy etwas sagen würde, aber die Situation schien ihm keinen Kommentar abzunötigen. Meine Mutter jedoch gab meinem Vater Instruktionen, und er errichtete auf der Ostseite des Hauses rasch ein Gerüst. Es bestand aus einem zwanzig Zentimeter breiten und zwei Meter langen Eichenbrett, das auf der einen Seite auf einem Sägebock auflag, auf der anderen auf einem leeren Dieselfass. Das Fassende war etwas niedriger, aber nicht so sehr, dass der Maler das Gleichgewicht verlor. Mein Vater öffnete einen Eimer, rührte mit einem Stock in der Farbe und hob mich auf das Gerüst. Er gab mir ein paar kurze Anweisungen, aber da er vom Anstreichen nicht viel Ahnung hatte, war ich mir selbst überlassen und musste es ohne fremde Hilfe lernen. Wenn Trot es konnte, würde ich es auch schaffen.

Meine Mutter ließ mich nicht aus den Augen und gab mir gute Ratschläge wie zum Beispiel »Lass die Farbe nicht heruntertropfen« und »Lass dir Zeit«. Trot hatte die untersten sechs Bretter von vorne bis hinten gestrichen, und dank des Gerüsts konnte ich jetzt die Bretter darüber in Angriff nehmen. Ich wusste noch nicht, wie ich bis zum Dach gelangen sollte, beschloss jedoch, später darüber nachzudenken. Die alten Bretter saugten die erste Farbschicht auf. Die zweite Schicht ließ sich leicht auftragen und blieb weiß. Nach ein paar Minuten war ich von der Arbeit fasziniert, weil das Resultat sofort zu sehen war.

»Wie mach ich das?«, fragte ich, ohne hinunterzusehen.
»Wunderbar, Luke«, sagte meine Mutter. »Mach nur langsam und lass dir Zeit. Und fall nicht runter.«
»Ich werd nicht runterfallen.« Warum warnte sie mich immer vor Gefahren, die ganz offensichtlich waren?
Mein Vater verschob das Gerüst zweimal, und als es Zeit zum Abendessen war, hatte ich einen ganzen Eimer verbraucht. Ich wusch mir die Hände mit Kernseife, aber an meinen Fingernägeln blieb die Farbe kleben. Das machte mir nichts aus. Ich war stolz auf meine neuen Fähigkeiten. Ich tat etwas, was noch kein Chandler vor mir getan hatte.
Der Hausanstrich wurde während des Abendessens nicht erwähnt. Es gab wichtigere Themen zu besprechen. Unsere Erntearbeiter aus den Bergen hatten gepackt und waren fort, und eine ganze Menge Baumwolle war noch nicht gepflückt. Bislang gab es keine Gerüchte von anderen Leuten aus den Bergen, die wegen der nassen Felder abreisen wollten. Pappy war es lieber, wenn die Leute nicht erfuhren, dass die Regenfälle unsere Ernte bereits beeinträchtigten. Er beharrte

darauf, dass sich das Wetter wieder ändern würde. Nie zuvor hatte es so spät im Jahr so viele Gewitter gegeben.

Als es dämmerte, setzten wir uns auf die Veranda, wo es jetzt noch ruhiger war. Die Cardinals waren eine ferne Erinnerung, und nach dem Essen hörten wir jetzt nur selten Radio. Pappy wollte keine Elektrizität verschwenden. Ich saß auf der Treppe und schaute auf unseren stillen und leeren Hof. Sechs Wochen lang war er mit Behausungen und Vorräten bedeckt gewesen. Jetzt war nichts mehr davon da.

Ein paar Blätter fielen und verteilten sich auf dem Hof. Der Abend war kühl und klar, und das veranlasste meinen Vater zu der Vorhersage, dass wir am nächsten Tag Gelegenheit hätten, zwölf Stunden lang Baumwolle zu pflücken. Alles was ich wollte, war das Haus anstreichen.

Ich warf einen Blick auf die Uhr über dem Herd, als wir frühstückten. Es war zehn nach vier, das früheste Frühstück, an das ich mich erinnern konnte. Mein Vater machte nicht viele Worte, informierte uns nur über das Wetter -kühl, klar, keine Wolke am Himmel, der Boden weich, aber fest genug, um Baumwolle pflücken zu können.

Die Erwachsenen waren nervös. Ein nicht unerheblicher Teil unserer Ernte war noch nicht eingebracht, und wenn es dabei blieb, würde unsere Farm noch tiefer in Schulden versinken. Meine Mutter und Gran spülten das Geschirr in Rekordzeit, und wir verließen das Haus alle zusammen. Die Mexikaner fuhren mit uns auf die Felder. Sie drängten sich auf einer Seite des Anhängers zusammen, um nicht zu frieren.

Klare, trockene Tage waren jetzt selten, und wir nahmen diesen in Angriff, als wäre es der letzte. Als die Sonne aufging,

war ich bereits erschöpft, aber Jammern hätte mir nur harsche Worte eingetragen. Uns drohte eine weitere Erntekatastrophe, und wir mussten arbeiten, bis wir umfielen. Ich verspürte den heißen Wunsch nach einem kleinen Nickerchen, aber mein Vater hätte mich mit dem Gürtel geschlagen, hätte er mich beim Schlafen erwischt.

Das Mittagessen bestand aus belegten Brötchen und Schinken, eilig im Schatten des Baumwollanhängers verschlungen. Mittags war es warm, und eine Siesta wäre angebracht gewesen. Stattdessen saßen wir auf unseren Säcken, aßen unsere Brötchen und beobachteten den Himmel. Wir ließen ihn auch nicht aus den Augen, wenn wir miteinander sprachen. Und natürlich bedeutete ein schöner Tag, dass weitere Gewitter im Anzug waren, weswegen mein Vater und Pappy die Pause nach zwanzig Minuten für beendet erklärten. Die Frauen sprangen so schnell auf wie die Männer, da sie unbedingt beweisen wollten, dass sie ebenso hart arbeiten konnten wie sie. Nur ich zögerte.

Es hätte schlimmer kommen können: Die Mexikaner machten nicht einmal eine Mittagspause.

Ich verbrachte einen langweiligen Nachmittag damit, über Tally nachzudenken, dann über Hank und schließlich wieder über Tally. Ich dachte auch an die Spruills und beneidete sie. Ich überlegte, was sie wohl tun würden, wenn sie zu Hause ankämen und Hank sie dort nicht erwartete, und versuchte mir einzureden, dass es mir gleichgültig war.

Seit mehreren Wochen hatten wir keinen Brief mehr von Ricky bekommen. Die Erwachsenen hatten im Haus darüber geflüstert. Ich hatte meinen langen Brief an ihn noch nicht abgeschickt, weil ich nicht wusste, wie ich es unbemerkt anstellen sollte. Und ich war mir nicht mehr sicher, ob ich ihn

mit den Neuigkeiten über die Lachers belasten sollte. Er hatte genug Sorgen. Wenn Ricky zurück wäre, würden wir angeln gehen, und dann könnte ich ihm alles erzählen. Ich würde mit dem Totschlag von Jerry Sisco anfangen und nichts auslassen - das Lacher-Baby, Hank und Cowboy, alles. Ricky wüsste, was zu tun wäre. Ich sehnte mich nach ihm.

Ich weiß nicht mehr, wie viel Baumwolle ich an jenem Tag pflückte, aber es war bestimmt ein Weltrekord für einen Siebenjährigen. Als die Sonne hinter den Bäumen am Fluss versank, holte mich meine Mutter und wir gingen zusammen nach Hause. Gran blieb da und pflückte so schnell wie die Männer.

»Wie lange werden sie noch arbeiten?«, fragte ich meine Mutter. Wir waren so müde, dass uns sogar das Gehen schwer fiel.

»Bis es dunkel ist.«

Es war fast dunkel, als wir vor dem Haus ankamen. Ich wollte mich auf das Sofa werfen und eine Woche lang schlafen, aber meine Mutter wies mich an, die Hände zu waschen und ihr beim Kochen zu helfen. Sie machte Maisbrot und wärmte Reste auf, während ich Tomaten enthäutete und schnitt. Wir hörten Radio - kein Wort über Korea.

Trotz des grausamen Tags auf den Feldern waren Pappy und mein Vater gut gelaunt, als wir uns zum Essen setzten. Die beiden hatten zusammen eintausendeinhundert Pfund gepflückt. Die Regenfälle hatten den Preis für Baumwolle auf dem Markt von Memphis in die Höhe getrieben, und wenn wir noch ein paar trockene Tage hätten, könnten wir ein weiteres Jahr überleben. Gran hörte uns wie aus weiter Ferne zu, bekam jedoch nichts mit, und ich wusste, dass sie mit den Gedanken in Korea war. Meine Mutter war zu müde, um zu

sprechen.

Pappy hasste Reste, doch er dankte dem Herrn dafür. Er dankte ihm auch für das gute Wetter und bat um mehr. Wir aßen langsam, die Erschöpfung von der harten Arbeit machte sich endlich spürbar. Wir sprachen leise und nur das Nötigste. Ich hörte den Donner als Erster. Es war ein leises, weit entferntes Grollen, und ich sah mich am Tisch um, ob die Erwachsenen es auch gehört hatten. Pappy sprach über den Baumwollmarkt. Ein paar Minuten später folgte ein viel näheres Donnern, und als ein Blitz krachte, hörten wir auf zu essen. Der Wind frischte auf, und das Blechdach über der hinteren Veranda begann leise zu klappern. Wir vermieden Blickkontakt.

Pappy faltete die Hände und stützte die Ellbogen auf den Tisch, als wollte er wieder beten. Gerade eben hatte er Gott um mehr schöne Tage gebeten. Und jetzt kriegten wir eine weitere Sintflut ab.

Mein Vater ließ die Schultern hängen. Er rieb sich die Stirn und starrte auf die Wand. Regentropfen begannen, ein bisschen zu laut auf unser Dach zu trommeln, und Gran sagte: »Es hagelt.«

Hagel bedeutete starke Winde und heftigen Regen, und tatsächlich zog ein lautes Gewitter über unsere Farm. Wir saßen lange am Tisch, horchten auf den Donner und den Regen, ließen das halb gegessene Abendessen stehen und fragten uns, wie viele Zentimeter fallen würden und wie lange es dauern würde, bis wir wieder pflücken könnten. Der St. Francis konnte nicht mehr viel Wasser aufnehmen, und wenn er über die Ufer trat, wäre die Ernte ruiniert.

Das Gewitter zog davon, aber es regnete weiter, manchmal

sogar heftig. Schließlich verließen wir die Küche. Ich ging mit Pappy auf die vordere Veranda und sah, dass sich zwischen unserem Haus und der Straße ein Teich befand. Pappy tat mir Leid, als er sich auf die Schaukel setzte und ungläubig die Wassermassen betrachtete, die Gott uns schickte.

Später las mir meine Mutter Geschichten aus der Bibel vor, ihre Stimme kaum hörbar im Prasseln des Regens. Die Geschichte von Noah und der Sintflut kam nicht in Frage. Ich schlief ein, bevor David Goliath mit einem Stein erschlug.

* * *

Am nächsten Tag verkündeten meine Eltern, dass sie in die Stadt fahren wollten. Ich durfte mitkommen - es wäre grausam gewesen, mir diesen Ausflug zu verwehren -, aber Pappy und Gran blieben zu Hause. Es war ein kleiner Familienausflug. Eiscreme wurde erwähnt. Dank Cowboy und Tally hatten wir ein bisschen extra Benzin, und auf der Farm gab es nichts zu tun. Das Wasser stand zwischen den Baumwollreihen.

Ich saß vorn bei ihnen und achtete auf den Tachometer. Kaum waren wir auf der Landstraße und fuhren nach Norden Richtung Black Oak, hörte mein Vater auf zu schalten und der Tacho zeigte fünfundvierzig Meilen pro Stunde. Mir schien, als verhielte sich der Pick-up genauso wie bei siebenunddreißig Meilen, aber Pappy gegenüber würde ich das nicht erwähnen. Es war merkwürdig tröstlich zu sehen, dass der Regen auch auf den anderen Farmen die Arbeit unterbunden hatte. Niemand schleppte sich durch die Felder und versuchte zu pflücken. Kein einziger Mexikaner war zu sehen.

Unser Land lag tief und wurde früh überschwemmt, und wir hatten schon mehr Ernten verloren als andere Farmer. Aber jetzt schien es, als träfe es alle gleichermaßen.

Es war Mittag, und die Leute hatten nichts zu tun, außer zu

warten, und deswegen saßen sie auf den Veranden und beobachteten den Verkehr. Die Frauen pulten Erbsen. Die Männer unterhielten sich und machten sich Sorgen. Die Kinder saßen entweder auf der Treppe oder spielten im Schlamm. Wir kannten sie alle, jede Familie. Wir winkten, sie winkten, und fast hörten wir sie sagen: »Warum die Chandlers wohl in die Stadt fahren?«

In der Main Street war nichts los. Wir parkten vor der Eisenwarenhandlung. Drei Häuser weiter vor dem Co-op war eine Gruppe Farmer in Overalls in eine ernste Diskussion vertieft. Mein Vater fühlte sich verpflichtet, dort als Erstes vorbeizuschauen und sich ihre Vorhersagen und Meinungen bezüglich der Regenfälle anzuhören. Ich ging mit meiner Mutter in den Drugstore, wo ganz hinten an einer Theke Eis verkauft wurde. Hier arbeitete, seit ich mich erinnern konnte, ein hübsches Mädchen aus der Stadt namens Cindy. Sie hatte im Augenblick keine anderen Kunden, und ich bekam eine besonders großzügige Portion Vanilleeis mit Kirschen. Meine Mutter bezahlte fünf Cent dafür. Ich setzte mich auf einen Hocker. Da ich einen Platz für die nächste halbe Stunde gefunden hatte, zog meine Mutter los, um ein paar Dinge zu kaufen.

Cindy hatte einen älteren Bruder gehabt, der bei einem grässlichen Autounfall ums Leben gekommen war, und jedes Mal, wenn ich sie sah, musste ich an die Geschichten denken, die ich darüber gehört hatte. Das Auto hatte gebrannt, und sie konnten ihren Bruder nicht aus dem Wrack holen. Eine Menge Leute hatte dabeigestanden, was natürlich hieß, dass es viele verschiedene Versionen von diesem schrecklichen Ereignis gab. Cindy war zwar hübsch, blickte aber immer traurig drein, und ich wusste, dass das an der Tragödie lag. Sie wollte nicht reden,

und das war mir recht. Ich aß langsam, damit das Eis möglichst lange vorhielt, und sah ihr zu, wie sie hinter der Theke herumhantierte.

Ich hatte genug Geflüster gehört, um zu wissen, dass meine Eltern einen Telefonanruf machen wollten. Da wir kein Telefon hatten, mussten sie ein fremdes benutzen. Ich vermutete, dass es sich dabei um das Telefon im Laden von Pop und Pearl handelte.

In den meisten Häusern der Stadt gab es ein Telefon, ebenso in allen Geschäften. Und auch die Farmer, die nur zwei oder drei Meilen außerhalb lebten, hatten Telefon, weil die Leitungen bis zu ihnen gezogen waren. Meine Mutter hatte mir einmal erzählt, dass es noch Jahre dauern würde, bis auch wir an das Telefonnetz angeschlossen wären. Pappy wollte sowieso kein Telefon. Er war der Ansicht, dass man dann mit den Leuten reden musste, wann es ihnen passte, und nicht, wann es einem selbst passte. Ein Fernsehgerät wäre durchaus interessant, aber Telefon konnte man vergessen.

Jackie Moon trat durch die Tür und kam nach hinten zur Theke. »Hallo, kleiner Chandler«, sagte er, zerzauste mein Haar und setzte sich neben mich. »Was bringt dich hierher?«, fragte er.

»Eis«, sagte ich, und er lachte.

Cindy kam zu uns und sagte: »Das Übliche?«

»Ja, Ma'am«, sagte er. »Und wie geht's dir?«

»Mir geht's gut, Jackie«, gurrte sie. Sie sahen einander lange an, und ich hatte den Eindruck, als ob hier irgendetwas vor sich gehen würde. Sie wandte sich um, um das Übliche zu machen, und Jackie musterte sie von Kopf bis Fuß.

»Habt ihr von Ricky gehört?«, fragte er mich, ohne den Blick

von Cindy zu wenden.

»In letzter Zeit nicht«, sagte ich und starrte Cindy ebenfalls an.

»Ricky ist ein harter Kerl. Ihm wird's schon gut gehen.«

»Ich weiß«, sagte ich.

Er zündete sich eine Zigarette an und paffte eine Weile. »Bei euch draußen alles nass?«, fragte er.

»Patschnass.«

Cindy stellte eine Schale Schokoladeneis und eine Tasse mit schwarzem Kaffee vor Jackie.

»Angeblich soll es die nächsten zwei Wochen regnen«, sagte er.

»Ich zweifle nicht daran.«

»Regen, Regen, Regen«, sagte Cindy. »Die Leute reden nur über den Regen. Habt ihr es nicht allmählich satt, immer nur über das Wetter zu sprechen?«

»Es gibt nichts anderes, worüber man sprechen könnte«, sagte Jackie. »Zumindest wenn man Farmer ist.«

»Nur ein Dummkopf wird Farmer«, sagte sie, warf das Handtuch auf die Theke und ging zur Kasse vorn im Laden. Jackie aß einen Löffel Eis. »Da hat sie vermutlich Recht.«

»Vermutlich.«

»Geht dein Daddy nach Norden?«, fragte er.

»Wohin?«

»Nach Norden, nach Flint. Wie ich höre, rufen manche Männer schon an wegen Arbeit im Buick-Werk. Dieses Jahr gibt es angeblich nicht so viele Jobs, und sie nehmen nicht mehr so viele wie früher, deswegen versuchen die Leute, jetzt schon 'ne Stelle zu ergattern. Die Baumwolle ist mal wieder beim Teufel. Wenn's noch länger regnet, tritt der Fluss über die Ufer. Die meisten Farmer können von Glück reden, wenn sie die halbe Ernte schaffen. Ziemlich blöd, oder? Sie arbeiten ein halbes Jahr lang wie verrückt, verlieren alles, dann gehen sie

nach Norden zum Arbeiten und bringen genug Geld mit, um ihre Schulden zu bezahlen. Und dann pflanzen sie wieder Baumwolle.«

»Gehst du nach Norden?«, fragte ich.

»Bin noch am Überlegen. Ich bin zu jung, um für den Rest meines Lebens auf einer Farm festzusitzen.«

»Ja, ich auch.«

Er nippte an seinem Kaffee, und eine Weile dachten wir schweigend über die Unsinnigkeit des Lebens als Farmer nach.

»Wie ich gehört hab, ist der große Hillbilly weg«, sagte Jackie schließlich.

Glücklicherweise hatte ich den Mund voll Eiscreme und nickte daher nur.

»Hoffentlich erwischen sie ihn«, sagte er. »Ich hätt's gern, dass ihm der Prozess gemacht wird und er kriegt, was er verdient. Ich hab Stick Powers schon gesagt, dass ich als Zeuge auftrete. Ich hab die Schlägerei gesehen. Auch andere reden jetzt und erzählen Stick, wie's wirklich gewesen ist. Der Hillbilly hätte den Sisco-Jungen nicht umbringen müssen.«

Ich löffelte weiter Eis und nickte. Inzwischen hatte ich gelernt, den Mund zu halten und dumm dreinzublicken, wenn Hank Spruill erwähnt wurde.

Cindy war wieder da, schlurfte hinter der Theke herum, wischte dies und das und summte vor sich hin. Jackie vergaß Hank. »Bist du fertig?«, fragte er und sah auf mein Eis.

Vermutlich hatten er und Cindy etwas zu besprechen.

»Gleich«, sagte ich.

Sie summte, und er starrte sie an, bis ich aufgegessen hatte.

Dann verabschiedete ich mich und ging zu Pop und Pearl in der Hoffnung, etwas über den Telefonanruf zu erfahren. Pearl stand allein an der Kasse, die Lesebrille auf der Nasenspitze,

und sofort trafen sich unsere Blicke. Es hieß, sie würde jeden Pick-up in der Main Street an seinem Motorengeräusch erkennen und könnte nicht nur den Fahrer identifizieren, sondern wüsste auch, seit wann er nicht mehr in der Stadt gewesen war. Ihr entging nichts.

»Wo ist Eli?«, fragte sie, nachdem wir uns begrüßt hatten.

»Er ist zu Hause geblieben«, sagte ich und sah auf das Glas mit den Tootsie Rolls.

Sie deutete darauf und sagte: »Nimm eins.«

»Danke. Wo ist Pop?«

»Im Lagerraum. Nur du und deine Eltern, stimmt's?«

»Ja, Ma'am. Waren sie schon hier?«

»Nein, noch nicht. Wollen sie Lebensmittel kaufen?«

»Ja, Ma'am. Und ich glaube, mein Vater will telefonieren.« Sie ging sofort alle Gründe durch, warum mein Vater vielleicht telefonieren wollte. Ich wickelte das Tootsie Roll aus.

»Wen will er anrufen?«, fragte sie.

»Weiß ich nicht.« Die arme Seele, die bei Pearl telefonierte und die Einzelheiten geheim halten wollte, konnte einem Leid tun. Pearl wüsste mehr als die Person am anderen Ende der Leitung.

»Ist es nass bei euch draußen?«

»Ja, Ma'am. Ziemlich nass.«

»Das ist schlechtes Land. Scheint, als ob ihr und die Lachers und die Jeters immer als Erste überschwemmt werdet.« Sie dachte über unser Pech nach, dann blickte sie aus dem Fenster und schüttelte den Kopf über die Aussicht auf eine weitere schlechte Ernte.

Ich hatte noch keine Überschwemmung erlebt - zumindest konnte ich mich an keine erinnern -, deswegen hatte ich nichts dazu zu sagen. Das Wetter hatte die allgemeine Stimmung gedämpft, auch Pearls. Da so dicke Wolken über unserem Teil

der Welt hingen, fiel es schwer, optimistisch zu sein. Ein weiterer düsterer Winter stand bevor.

»Ich hab gehört, dass manche nach Norden gehen«, sagte ich, wohl wissend, dass Pearl die Einzelheiten kannte, wenn die Gerüchte zutrafen.

»Hab ich auch gehört«, sagte sie. »Sie wollen sich Arbeit sichern für den Fall, dass es weiter regnet.«

»Wer geht nach Norden?«

»Weiß ich nicht«, sagte sie, aber ich merkte an ihrem Tonfall, dass sie den neuesten Klatsch kannte. Die Farmer hatten wahrscheinlich bei ihr telefoniert.

Ich dankte ihr für das Tootsie Roll und ging. Die Gehsteige waren menschenleer. Es war angenehm, die Stadt ganz für mich allein zu haben. Samstags kam man vor lauter Menschen kaum mehr durch. Ich sah meine Eltern in der Eisenwarenhandlung etwas kaufen und trat ein, um der Sache auf den Grund zu gehen.

Sie kauften Farbe, und zwar jede Menge. In einer geraden Reihe standen neben zwei in Plastikfolie eingeschweißten Pinseln fünf Fünf-Liter-Eimer weißer Farbe der Marke Pittsburgh Paint auf der Theke. Der Verkäufer schrieb gerade die Rechnung. Mein Vater kramte in seiner Hosentasche. Meine Mutter stand neben ihm, aufrecht und stolz. Es war klar, dass sie darauf gedrängt hatte, die Farbe zu kaufen. Sie lächelte mich hochzufrieden an.

»Das macht vierzehn Dollar und achtzig Cent«, sagte der Verkäufer.

Mein Vater holte sein Geld aus der Tasche und begann die Scheine zu zählen.

»Ich kann es auch anschreiben«, sagte der Verkäufer.

»Nein, das kommt nicht ins Buch«, sagte meine Mutter. Pappy

würde einen Herzinfarkt kriegen, wenn er die monatliche Abrechnung mit einem so großen Betrag für Farbe bekäme. Wir schleppten die Farbe zum Pick-up.

Die Eimer mit Farbe standen auf der rückwärtigen Veranda wie Soldaten in einem Hinterhalt. Unter der Aufsicht meiner Mutter versetzte mein Vater das Gerüst an die Nordostecke des Hauses, sodass ich dort von ganz unten bis fast zum Dach streichen konnte. Ich war um die erste Ecke. Trot wäre stolz auf mich gewesen.

Ein weiterer Eimer wurde geöffnet. Ich befreite einen neuen Pinsel von der Plastikfolie und bog die Haare vor und zurück. Er war fünfzehn Zentimeter breit und viel schwerer als der, den Trot mir gegeben hatte.

»Wir sind im Gemüsegarten«, sagte meine Mutter. »Und gleich wieder zurück.« Und damit zog sie mit meinem Vater im Schlepptau los, der unsere drei größten Körbe trug. Gran war in der Küche und machte Erdbeermarmelade. Pappy war irgendwo und machte sich Sorgen. Ich war allein.

Dass meine Eltern in dieses Projekt investiert hatten, verlieh meiner Mission Gewicht. Das Haus würde jetzt zur Gänze gestrichen, ob es Pappy passte oder nicht. Und den Großteil der Arbeit würde ich leisten. Es bestand jedoch kein Grund zur Eile.

Falls der Fluss über die Ufer trat, würde ich streichen, wenn es nicht regnete. Falls wir weiter Baumwolle pflückten, hätte ich den ganzen Winter, um mein Meisterwerk zu vollenden. In den fünfzig Jahren seines Bestehens war das Haus nie gestrichen worden. Warum jetzt hetzen?

Nach einer halben Stunde war ich müde. Ich hörte meine

Eltern im Gemüsegarten miteinander reden. Es gab noch zwei Pinsel - einen neuen und den von Trot -, die auf der Veranda neben den Farbeimern lagen. Warum griffen sich meine Eltern nicht die Pinsel und halfen mir? Das hatten sie doch sicherlich vor.

Der Pinsel war wirklich schwer. Ich brachte die Farbe in kurzen, langsamen, sauberen Strichen an. Meine Mutter hatte mich davor gewarnt, zu viel Farbe auf einmal aufzutragen.

»Lass sie nicht tropfen. Lass sie nicht runterlaufen.«

Nach einer Stunde brauchte ich eine Pause. Versunken in meiner eigenen Welt, begann ich es Trot angesichts dieses Mammutprojekts übel zu nehmen, dass er es mir aufgeladen hatte. Er hatte ein Drittel einer Seite des Hauses gestrichen und war dann geflüchtet. Vielleicht hatte Pappy doch Recht. Das Haus musste nicht gestrichen werden.

Hank war schuld. Hank hatte mich ausgelacht und meine Familie beleidigt, weil unser Haus nicht gestrichen war. Trot hatte sich auf meine Seite geschlagen. Er und Tally hatten sich zum Beginn dieses Projekts verschworen, ohne zu wissen, dass die meiste Arbeit auf meinen Schultern lasten würde.

Ich hörte Stimmen in meinem Rücken. Miguel, Luis und Rico standen hinter mir und sahen mir neugierig zu. Ich lächelte, und wir tauschten ein buenas tardes aus. Sie kamen näher und fragten sich offenbar, warum dem kleinsten Chandler eine so große Aufgabe übertragen worden war. Ein paar Minuten lang konzentrierte ich mich und arbeitete mich zentimeterweise voran. Miguel stand auf der Veranda und inspizierte die ungeöffneten Eimer und die anderen Pinsel. »Dürfen wir mitspielen?«, fragte er.

Was für eine großartige Idee!

Zwei weitere Eimer wurden aufgemacht. Ich gab Miguel

meinen Pinsel, und innerhalb von Sekunden saßen Luis und Rico auf dem Gerüst, ihre nackten Füße baumelten herunter, und strichen, als hätten sie ihr Leben lang nichts anderes getan. Miguel begann mit der Veranda.

Bald darauf saßen die anderen sechs Mexikaner im Schatten auf dem Boden und sahen uns zu.

Gran hörte etwas und kam heraus. Sie wischte sich die Hände an einem Geschirrtuch ab, sah mich an und lachte. Dann kehrte sie zu ihrer Erdbeermarmelade zurück.

Die Mexikaner waren entzückt, dass sie etwas zu tun hatten. Der Regen hatte sie gezwungen, lange Stunden in der Scheune totzuschlagen. Sie hatten keinen Pick-up, um in die Stadt zu fahren, kein Radio, keine Bücher. (Wir wussten nicht einmal, ob sie überhaupt lesen konnten.) Gelegentlich machten sie Würfelspiele, hörten aber sofort damit auf, sobald sich einer von uns näherte.

Sie nahmen das ungestrichene Haus mit großem Elan in Angriff. Die sechs Müßiggänger gaben denen mit den Pinseln endlose Ratschläge und Tipps. Offenbar waren manche ihrer Vorschläge überaus komisch, denn die Anstreicher mussten bisweilen so sehr lachen, dass sie nicht weiterarbeiten konnten. Das Spanisch wurde schneller und lauter, alle neun Mexikaner lachten und redeten. Es ging darum, einen Maler davon zu überzeugen, den Pinsel für eine Weile abzugeben und einen anderen sein Werk fortsetzen zu lassen. Roberto tat sich als Experte hervor. Mit dramatischem Impetus unterwies er die Neulinge, insbesondere Pablo und Pepe, in der richtigen Technik. Er ging hinter den Anstreichern her, gab ihnen Ratschläge, machte Witze oder tadelte sie. Die Pinsel wanderten von Hand zu Hand, und trotz des vielen Lachens und Schimpfens

entwickelte sich ein System von Teamarbeit.

Ich saß mit den anderen Mexikanern unter dem Baum und sah zu, wie sich unsere Veranda veränderte. Pappy kehrte auf dem Traktor zurück. Er stellte ihn neben dem Geräteschuppen ab und schaute von dort aus einen Augenblick zu. Dann ging er in großem Bogen zur Vorderseite des Hauses. Ich wusste nicht, ob er unser Werk billigte oder nicht, ja ich war nicht einmal sicher, ob das überhaupt noch von Bedeutung war. Sein Schritt federte nicht, seine Bewegungen waren nicht zielgerichtet. Pappy war ein geschlagener Farmer, der wieder einmal eine Baumwollernte verlor.

Meine Eltern kamen mit den Körben voll Gemüse zurück.

»Also, wenn das nicht Tom Sawyer ist«, sagte meine Mutter zu mir.

»Wer ist das?«, fragte ich.

»Ich werd dir heute Abend die Geschichte erzählen.«

Sie stellten die Körbe auf die Veranda, wobei sie darauf achteten, das frisch gestrichene Gebiet zu meiden, und gingen ins Haus. Alle Erwachsenen waren jetzt in der Küche, und ich fragte mich, ob sie über mich und die Mexikaner sprachen.

Gran kam mit einem Krug Tee mit Eis und einem Tablett mit Gläsern heraus. Das war ein gutes Zeichen. Die Mexikaner machten eine Pause und tranken Tee. Sie dankten Gran und zankten sich sofort wieder, wer als Nächster streichen durfte. Die Sonne kämpfte gegen die Wolken. Es gab Momente, in denen das Licht klar und ungebrochen und die Luft nahezu sommerlich warm war. Wir blickten immer wieder zum Himmel empor in der Hoffnung, dass die Wolken Arkansas endlich verlassen und nie wieder oder zumindest bis zum Frühjahr nicht zurückkehren würden. Dann legte sich wieder ein kühler dunkler Schatten auf die Erde.

Die Wolken gewannen, und wir wussten es. Die Mexikaner würden unsere Farm bald verlassen, genau wie die Spruills. Wir konnten nicht von ihnen erwarten, dass sie tagelang herumsaßen, zum Himmel schauten, versuchten, nicht nass zu werden, und dabei kein Geld verdienten.

Am späten Nachmittag war die Farbe aufgebraucht. Die Rückseite einschließlich der Veranda war fertig gestrichen, und der Unterschied war erstaunlich. Die leuchtend weißen Bretter standen in scharfem Kontrast zu den nicht gestrichenen an der Hausecke. Morgen würden wir die Westseite in Angriff nehmen, vorausgesetzt ich könnte irgendwie mehr Farbe auftreiben.

Ich dankte den Mexikanern. Sie gingen lachend zur Scheune zurück. Sie würden ihre Tortillas machen und essen, früh ins Bett gehen und hoffen, dass sie morgen Baumwolle pflücken könnten.

Ich saß im kühlen Gras, bewunderte ihr Werk und wollte nicht ins Haus gehen, weil die Erwachsenen niedergeschlagen waren. Sie würden sich zwingen, mich anzulächeln, und etwas Amüsantes sagen, aber im Grunde waren sie krank vor Sorge. Ich wünschte, ich hätte einen Bruder - gleichgültig ob einen jüngeren oder älteren. Meine Eltern wollten mehr Kinder, aber es gab irgendein Problem. Ich brauchte einen Freund, ein anderes Kind, mit dem ich reden, spielen, mich verschwören könnte. Ich hatte es satt, das einzige Kind auf der Farm zu sein. Und ich vermisste Tally. Ich strengte mich an, sie zu hassen, aber es gelang mir einfach nicht.

Pappy kam ums Haus und inspizierte den neuen Anstrich. Ich wusste nicht, ob er verärgert war oder nicht.

»Fahren wir zum Bach«, sagte er, und wir gingen wortlos zum Traktor. Er ließ den Motor an, und wir fuhren in den Furchen

des Feldwegs. Wo früher häufig der Traktor und der Pick-up mit dem Baumwollanhänger gefahren waren, stand jetzt Wasser. Die Vorderreifen verspritzten Schlamm, die Hinterreifen gruben sich in die Erde und vertieften die Furchen. Wir tuckerten durch ein Feld, das sich rasch in einen Sumpf verwandelte.

Die Baumwolle sah erbärmlich aus. Die Samenkapseln hingen herunter, schwer vom Regen. Die Sträucher waren vom Wind gebeugt. Eine Woche sengender Sonnenschein würde den Boden und die Baumwolle trocknen, dann könnten wir die Ernte beenden. Aber für solches Wetter war das Jahr schon zu weit fortgeschritten.

Wir bogen nach Norden ab, auf einen noch schlammigeren Weg, auf dem Tally und ich ein paar Mal spazieren gegangen waren. Der Bach war genau vor uns.

Ich stand schräg hinter Pappy, hielt mich am Ständer für den Sonnenschutz und an dem Bügel über dem linken Hinterreifen fest und betrachtete Pappys Gesicht von der Seite. Er biss die Zähne zusammen, seine Augen waren Schlitze. Er war nicht jemand, der - abgesehen von einem gelegentlichen Wutanfall - Gefühle zeigte. Ich hatte nie gesehen, dass er weinte oder den Tränen auch nur nahe war. Er machte sich Sorgen, weil er ein Farmer war, aber er jammerte nicht. Wenn der Regen unsere Ernte verdarb, dann gab es einen Grund dafür. Gott würde uns beschützen und in guten wie in schlechten Jahren für uns sorgen. Als Baptisten glaubten wir, dass Gott alles im Griff hatte.

Ich war sicher, dass die Cardinals aus gutem Grund nicht Meister geworden waren, aber ich verstand nicht, warum Gott dahinter stecken sollte. Warum sollte Gott zulassen, dass zwei Mannschaften aus New York in der World Series spielten? Das

war mir ein völliges Rätsel.

Das Wasser vor uns stand plötzlich höher, die Vorderreifen versanken zwanzig Zentimeter darin. Der Weg war überflutet, und einen Augenblick war ich verwirrt. Wir waren nahe am Bach. Pappy hielt an. »Er ist über die Ufer getreten«, sagte er sachlich, aber seiner Stimme war die Niederlage anzuhören. Das Wasser floss durch ein Dickicht, das sich einst hoch über dem Bachbett befunden hatte. Irgendwo dort unten hatte Tally in dem klaren kühlen Bach gebadet, der jetzt nicht mehr existierte.

»Wir werden überschwemmt«, sagte er. Er schaltete den Motor aus, und wir lauschten dem Geräusch des Wassers, das über die Ufer des Siler's Creek und in unsere tiefen vierzig Morgen floss. Es verlor sich zwischen den Baumwollreihen, als es sich in die leichte Talsenke ergoss. Irgendwo in der Mitte des Feldes, auf halber Strecke zu unserem Haus, dort, wo das Land leicht anzusteigen begann, würde es sich sammeln und an Höhe gewinnen, bevor es sich nach Osten und Westen ausbreitete und den Großteil unseres Landes überschwemmte.

Endlich wurde ich Augenzeuge einer Überschwemmung. Das Land war früher schon überschwemmt worden, aber ich war zu jung gewesen, um mich daran zu erinnern. Mein Leben lang hatte ich Geschichten über außer Kontrolle geratene Flüsse und überflutete Ernten gehört, und jetzt sah ich es mit eigenen Augen, als geschähe es zum ersten Mal. Es war Schrecken erregend, denn niemand wusste, wann es enden würde, wenn es erst einmal angefangen hatte. Nichts konnte das Wasser eindämmen; es floss, wohin immer es wollte. Würde es bis zu unserem Haus fließen? Würde der St. Francis über die Ufer treten und alles wegschwemmen? Würde es vierzig Tage und vierzig Nächte regnen und uns ertränken wie die, die Noah

ausgelacht hatten?

Wahrscheinlich nicht. In der Geschichte kam auch ein Regenbogen vor, der Gottes Versprechen darstellte, die Erde nie wieder zu überfluten.

Jetzt wurde jedenfalls unser Land überschwemmt. Der Anblick eines Regenbogens war ein nahezu heiliges Ereignis in unserem Leben, aber wir hatten seit Wochen keinen mehr gesehen. Ich verstand nicht, warum Gott zuließ, dass solche Dinge geschahen.

Pappy war an diesem Tag mindestens dreimal am Bach gewesen, hatte sich umgesehen, gewartet und wahrscheinlich gebetet.

»Wann hat es angefangen?«, fragte ich.

»Vermutlich vor einer Stunde. Weiß nicht genau.«

Ich wollte fragen, wann es wieder aufhören würde, aber ich kannte die Antwort bereits.

»Das ist aufgestautes Wasser«, sagte er. »Der St. Francis ist zu voll, es hat keinen Platz mehr.«

Wir sahen lange Zeit zu. Der Bach floss über, und das Wasser stieg höher und reichte auch an den Reifen bereits ein paar Zentimeter weiter hinauf. Nach einer Weile wollte ich unbedingt zurück. Im Gegensatz zu Pappy. Seine Sorgen und Ängste waren bestätigt, und er war wie hypnotisiert von dem, was er sah.

Ende März hatten er und mein Vater damit begonnen, die Felder zu beackern, die Überreste der letzten Ernte, Stängel, Blätter, Wurzeln unterzugraben. Damals waren sie glücklich, nach der langen Winterpause wieder im Freien zu sein. Sie beobachteten das Wetter und lasen im Bauernkalender, und sie verbrachten viel Zeit beim Co-op, um zu hören, was die anderen Farmer sagten. Wenn das Wetter mitspielte, säten sie

Anfang Mai. Der fünfzehnte Mai war der späteste Termin, an dem die Baumwollsaamen in der Erde sein mussten. Mein Beitrag setzte im Juni ein, wenn die Schulferien begannen und das erste Unkraut wuchs. Dann drückten sie mir eine Hacke in die Hand, zeigten in eine Richtung, und ich hackte stundenlang zwischen den Baumwollsträuchern, eine Arbeit, die nahezu so schwer und geisttötend war wie das Pflücken. Den ganzen Sommer über, während die Baumwolle und das Unkraut wuchsen, hackten wir. Wenn die Baumwolle bis zum vierten Juli blühte, würde es eine Rekordernte. Ende August waren wir bereit zum Pflücken. Anfang September suchten wir Leute aus dem Hochland und Mexikaner.

Und jetzt, Mitte Oktober, sahen wir zu, wie die Ernte davongeschwemmt wurde. All die Arbeit, der Schweiß und die schmerzenden Muskeln, all das Geld für Samen, Dünger und Benzin, all die Hoffnungen und Pläne, all das ging jetzt im Stauwasser des St. Francis River unter.

Wir warteten, aber das Wasser hörte nicht auf zu steigen. Die Vorderreifen des Traktors standen halb im Wasser, als Pappy endlich den Motor anließ. Es war kaum mehr hell genug, um noch etwas zu sehen. Der Weg war überschwemmt, und wenn das Wasser weiterhin so schnell stieg, hätten wir die tiefen vierzig Morgen bei Sonnenaufgang verloren.

Nie zuvor hatte ich während des Abendessens ein so bedrückendes Schweigen erlebt. Nicht einmal Gran fiel etwas Erfreuliches ein. Ich stocherte in meinen Wachsbohnen herum und versuchte, mich in meine Eltern hineinzusetzen. Mein Vater sorgte sich vermutlich wegen des Erntedarlehens, Schulden, die sie jetzt nicht würden zurückzahlen können. Meine Mutter dachte bestimmt darüber nach, wie sie der

Baumwolle entkommen könnte. Sie war nicht annähernd so enttäuscht wie die anderen drei. Eine katastrophale Ernte, die auf ein derart vielversprechendes Frühjahr und einen ebensolchen Sommer folgte, gab ihr ein ganzes Arsenal von Argumenten in die Hand, die sie gegen meinen Vater ins Feld führen konnte.

Die Überschwemmung lenkte mich von schwerer wiegenden Dingen ab - Hank, Tally, Cowboy -, und aus diesem Grund dachte ich nicht ungern darüber nach. Aber ich sagte kein Wort.

* * *

Bald würde die Schule wieder beginnen, und meine Mutter beschloss, dass ich von nun an abends regelmäßig lesen und schreiben üben sollte. Ich sehnte mich nach dem Klassenzimmer, was ich natürlich nie zugeben würde, und deswegen nahm ich diese Aufgaben ohne zu murren auf mich. Sie meinte, dass meine Schreibschrift eingerostet sei, und erklärte, dass ich viel üben müsse. Auch läse ich nicht mehr allzu flüssig.

»Siehst du, was das Baumwollpflücken mit dir macht?«, sagte sie.

Wir waren allein in Rickys Zimmer und lasen einander noch etwas vor, bevor ich ins Bett musste. »Ich möchte dir ein Geheimnis anvertrauen«, flüsterte sie. »Kannst du es für dich behalten?«

Wenn du wüsstest, dachte ich. »Klar.«

»Versprochen?«

»Klar.«

»Du darfst es niemandem weitererzählen, nicht einmal Pappy und Gran.«

»Okay, was ist es?«

Sie beugte sich näher zu mir. »Dein Vater und ich denken daran, nach Norden zu gehen.«

»Und was ist mit mir?«

»Du kommst auch mit.«

Ich war erleichtert. »Will er so arbeiten wie Jimmy Dale?«

»Genau. Dein Vater hat mit Jimmy Dale gesprochen, und er kann ihm eine Stelle im Buick-Werk in Flint, Michigan, beschaffen. Dort wird er gutes Geld verdienen. Wir wollen nicht ewig bleiben, aber dein Vater braucht eine feste Arbeit.«

»Was ist mit Pappy und Gran?«

»Die werden nie von hier weggehen.«

»Werden sie weiter Farmer bleiben?«

»Wahrscheinlich. Wüsste nicht, was sie sonst tun sollten.«

»Wie können sie das ohne uns machen?«

»Das werden sie schon schaffen. Hör mal, Luke, wir können hier nicht Jahr für Jahr herumsitzen und Geld verlieren und immer mehr leihen. Dein Vater und ich wollen etwas anderes versuchen.«

Ich hatte gemischte Gefühle, was das anging. Ich wollte, dass meine Eltern glücklich wären, und meine Mutter wäre auf einer Farm nie zufrieden, noch dazu wenn sie bei ihren Schwiegereltern wohnen musste. Ich wollte einerseits keinesfalls Farmer werden, andererseits war meine Zukunft bei den Cardinals gesichert.

Der Gedanke, den Ort zu verlassen, an dem ich mein ganzes Leben verbracht hatte, war beunruhigend. Und ein Leben ohne Pappy und Gran konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen.

»Das wird aufregend werden, Luke«, sagte sie noch immer flüsternd. »Vertrau mir.«

»Wahrscheinlich hast du Recht. Aber isses da oben nicht kalt?«

»Ist es«, korrigierte sie mich. »Im Winter gibt es viel Schnee, aber das wird bestimmt Spaß machen. Wir bauen einen Schneemann und machen Eiscreme aus Schnee, und wir werden weiße Weihnachten haben.«

Ich erinnerte mich an Jimmy Dales Geschichten. Dass er die Detroit Tigers gesehen hatte, dass die Leute gute Jobs und Fernsehgeräte hatten und dass die Schulen besser waren. Dann fiel mir seine Frau ein, die grässliche Stacy mit ihrer quengligen nasalen Stimme und wie ich sie im Klo erschreckt hatte.

»Reden sie da oben nicht komisch?«, fragte ich.

»Ja, aber wir werden uns daran gewöhnen. Es wird ein Abenteuer, Luke, und wenn es uns nicht gefällt, kommen wir zurück.«

»Hierher zurück?«

»Wir kommen nach Arkansas zurück oder zumindest in den Süden.«

»Stacy will ich nicht sehen.«

»Ich auch nicht. Geh jetzt ins Bett und denk drüber nach. Und vergiss nicht, es ist unser Geheimnis.«

»Ja, Ma'am.«

Sie deckte mich zu und schaltete das Licht aus.

Ein weiteres Geheimnis, das archiviert werden musste.

Kaum hatte Pappy den letzten Bissen Rührei gegessen, wischte er sich den Mund ab und blickte aus dem Fenster über der Spüle. Draußen war es hell genug. »Gehen wir nachsehen«, sagte er, und wir folgten ihm aus der Küche, über die Veranda und den Hof Richtung Scheune. Ich hatte einen Pullover an und versuchte, mit meinem Vater mitzuhalten. Das Gras war

nass. Nach ein paar Schritten waren auch meine Schuhe nass. Wir blieben vor dem nächsten Feld stehen und schauten zu der dunklen Baumlinie in der Ferne, am Rand von Siler's Creek, ungefähr eine Meile entfernt. Vor uns befanden sich vierzig Morgen, die Hälfte unseres Landes. Sie waren überschwemmt; wir wussten nur nicht wie weit.

Pappy marschierte zwischen zwei Baumwollreihen los, und bald sahen wir nur noch seine Schultern und den Strohhut. Er würde stehen bleiben, sobald er auf Wasser stieß. Wenn er eine Weile ging, hätte der Bach nicht den von uns befürchteten Schaden angerichtet. Vielleicht zog sich das Wasser bereits wieder zurück, und womöglich würde die Sonne scheinen. Dann könnten wir eventuell etwas retten.

Nach ungefähr zwanzig Metern, die Entfernung zwischen Wurf- und Schlagmal, blieb er stehen und blickte zu Boden. Wir sahen den Boden oder was ihn bedeckte nicht, aber wir wussten Bescheid. Der Bach näherte sich uns.

»Das Wasser steht schon bis hierher«, sagte er über die Schulter. »Sechs Zentimeter hoch.«

Das Feld wurde schneller überschwemmt, als die Männer vorhergesagt hatten. Angesichts ihrer Neigung zum Pessimismus war das erstaunlich.

»So etwas hat es im Oktober noch nie gegeben«, sagte Gran und knetete die Schürze in ihren Händen.

Pappy studierte, was zu seinen Füßen geschah. Wir ließen ihn nicht aus den Augen. Die Sonne stieg über den Horizont, aber es war bewölkt, und die Schatten kamen und gingen. Ich hörte eine Stimme und blickte nach rechts. Die Mexikaner standen in einer Gruppe zusammen und beobachteten uns. Auf einer Beerdigung hätte die Stimmung nicht düsterer sein können.

Wir waren alle neugierig auf das Wasser. Am Tag zuvor hatte ich es gesehen, aber ich wollte unbedingt mitkriegen, wie es durch die Felder kroch, sich einen Weg zu unserem Haus bahnte wie eine riesige Schlange, die nichts aufhalten konnte. Mein Vater trat vor und ging ebenfalls zwischen zwei Baumwollreihen entlang. In der Nähe von Pappy blieb er stehen und stemmte die Hände in die Hüften, genau wie sein Vater. Als Nächstes waren Gran und meine Mutter dran. Dann folgte ich, und auch die Mexikaner schwärmten aus auf der Suche nach dem Wasser. Wir blieben in einer Linie stehen und starrten auf das dicke braune Wasser aus dem Siler's Creek. Ich brach einen Zweig ab und steckte ihn am Rand des Wassers in die Erde. Nach einer Minute war er von Wasser umgeben.

Langsam kehrten wir zurück. Mein Vater und Pappy sprachen mit Miguel und den Mexikanern. Sie wollten weg, entweder nach Hause oder auf eine andere Farm, wo Baumwolle gepflückt werden konnte. Wer konnte es ihnen verübeln? Ich blieb in der Nähe und hörte zu. Es wurde beschlossen, dass Pappy es mit ihnen bei den hinteren Vierzig, wo der Grund etwas höher war, versuchen würde. Die Baumwolle war nass, aber wenn die Sonne herauskam, dann könnte vielleicht jeder hundert Pfund pflücken.

Mein Vater wollte zum zweiten Mal in Folge in die Stadt fahren und sich beim Co-op umhören, ob es eine andere Farm gab, wo unsere Mexikaner arbeiten könnten. Im Nordosten des Distrikts war das Land besser, höher gelegen, weit entfernt von Bächen oder vom St. Francis. Und Gerüchten zufolge hatte es in der Nähe von Monette nicht so viel geregnet wie bei uns im Süden des Distrikts.

Ich war in der Küche bei den Frauen, als mein Vater uns den

Plan für den Tag mitteilte.

»Die Baumwolle ist patschnass«, sagte Gran missbilligend. »Sie werden keine fünfzig Pfund pflücken. Es ist reine Zeitverschwendung.«

Pappy war draußen und hörte diesen Kommentar nicht. Und mein Vater, der ihn hörte, war nicht in der Stimmung, mit seiner Mutter zu diskutieren. »Wir versuchen, eine andere Farm für sie zu finden«, sagte er.

»Kann ich mitkommen?«, fragte ich meine Eltern. Ich wollte unbedingt weg, denn die Alternative wäre ein Zwangsmarsch mit den Mexikanern durch die hinteren Vierzig. Ich müsste einen Sack durch Schlamm und Wasser ziehen, während ich versuchte, nasse Baumwolle zu pflücken.

Meine Mutter lächelte und sagte: »Ja, wir brauchen Farbe.« Gran blickte erneut missbilligend drein. Warum gaben wir Geld, das wir nicht hatten, für Farbe aus, wenn wir eine weitere Ernte verloren? Das Haus war jetzt zur Hälfte gestrichen - ein auffälliger Kontrast zwischen neuem Weiß und altem Hellbraun. Das Projekt musste zu Ende gebracht werden. Auch meinen Vater schien die Vorstellung zu beunruhigen, sich von noch mehr Geld trennen zu müssen, aber er sagte:

»Du kannst mitkommen.«

»Ich bleibe hier«, sagte meine Mutter. »Wir müssen Okra einmachen.«

Wieder eine Fahrt in die Stadt. Ich war ein glücklicher Junge. Auf mir lastete nicht der Druck, Baumwolle zu pflücken, ich hatte nichts zu tun, außer nach Black Oak zu fahren und davon zu träumen, irgendwie Süßigkeiten oder Eiscreme zu ergattern. Aber ich musste Acht geben, denn ich war der einzige glückliche Chandler.

Wir hielten vor der Brücke, und es schien, als würde der St.

Francis aus allen Nähten platzen. »Meinst du, dass die Brücke sicher ist?«, fragte ich meinen Vater.

»Das hoffe ich.« Er legte den ersten Gang ein, und wir fuhren im Schneckentempo über den Fluss, ohne auf das Wasser hinunterzublicken. Unter dem Gewicht des Pick-ups und der Gewalt des Flusses erbebte die Brücke. Mein Vater trat aufs Gas, und dann waren wir auf der anderen Seite. Wir atmeten beide auf.

Die Brücke zu verlieren wäre eine Katastrophe. Wir wären isoliert. Das Wasser würde um unser Haus steigen, und wir könnten nirgendwo hin. Sogar die Latchers wären besser dran. Sie lebten auf der anderen Seite des Flusses, wo sich auch Black Oak und die Zivilisation befanden.

Wir sahen zum Haus der Latchers, als wir daran vorbeifuhren. »Ihr Haus steht unter Wasser«, sagte mein Vater, obwohl wir nicht so weit sehen konnten. Ihre Ernte war jedenfalls ruiniert. In der Nähe der Stadt arbeiteten Mexikaner auf den Feldern, aber nicht mehr so viele wie früher. Wir parkten vor dem Coop und gingen hinein. Ganz hinten saßen ein paar Farmer mit grimmigen Gesichtern, tranken Kaffee und sprachen über ihre Probleme. Mein Vater gab mir fünf Cent für ein Coca-Cola, dann gesellte er sich zu den Männern.

»Pflückt ihr bei euch draußen?«, fragte ihn ein Mann.

»Ein bisschen.«

»Was ist mit dem Bach?«

»Gestern Abend über die Ufer getreten. Bis Sonnenaufgang war eine halbe Meile überschwemmt. Die tiefen Vierzig stehen unter Wasser.«

Sie schwiegen angesichts dieser schrecklichen Neuigkeit, starrten auf den Boden und bedauerten uns Chandlers. Ich hasste das Farmersdasein noch mehr.

»Der Fluss hält noch«, sagte ein anderer Mann.

»Bei uns wird's knapp«, sagte mein Vater. »Dauert nicht mehr lang.«

Alle nickten und schienen mit seiner Vorhersage einverstanden. »Ist noch jemand überschwemmt?«, fragte mein Vater.

»Hab gehört, dass die Triplets zwanzig Morgen an den Deer Creek verloren haben, aber ich hab's nicht selbst gesehen«, sagte ein Farmer.

»Alle Bäche sind voll«, sagte ein anderer. »Machen dem St. Francis ganz schön Druck.«

Wieder herrschte Schweigen, als sie über die Bäche und den Wasserdruck nachdachten.

»Braucht jemand Mexikaner?«, fragte mein Vater schließlich.

»Ich hab neun, die nichts zu tun haben. Sie wollen weg.«

»Was von Nummer zehn gehört?«

»Nein. Er ist längst über alle Berge, und wir haben keine Zeit, uns sonst wegen Sorgen zu machen.«

»Riggs kennt ein paar Farmer nördlich von Blytheville, die die Mexikaner nehmen werden.«

»Wo ist Riggs?«, fragte mein Vater.

»Wird gleich wieder da sein.«

Die Leute aus den Bergen kehrten scharenweise nach Hause zurück, und das Gespräch drehte sich um sie und die Mexikaner. Der Exodus der Arbeitskräfte war ein weiterer Beweis dafür, dass die Ernte zu Ende war. Die niedergeschlagene Stimmung im Co-op wurde noch düsterer, deswegen ging ich, um Pearl einen Besuch abzustatten und ihr vielleicht ein Tootsie Roll abzuluchsen.

Der Laden von Pop und Pearl war geschlossen, etwas noch nie Dagewesenes. Auf einem kleinen Schild standen die

Öffnungszeiten: von neun bis sechs, Montag bis Freitag, und samstags von neun bis neun. Am Sonntag war natürlich geschlossen. Mr Sparky Dillon, der Mechaniker von der Texaco-Tankstelle, kam vorbei und sagte: »Macht erst um neun auf, Sohn.«

»Wie viel Uhr ist es jetzt?«, fragte ich.

»Zwanzig nach acht.«

Nie zuvor war ich so früh in Black Oak gewesen. Ich sah mich in der Main Street um, unsicher, wohin ich mich als Nächstes wenden sollte. Ich entschied mich für den Drugstore und ging darauf zu, als ich Motorenlärm hörte. Zwei Pick-ups näherten sich aus südlicher Richtung, wo auch unsere Farm war.

Offensichtlich waren es Leute aus den Bergen, die nach Hause zurückkehrten, ihr Hab und Gut aufgestapelt und an die Karosserie gebunden. Die Familie im ersten Wagen hätten auch die Spruills sein können, Teenager saßen auf alten Matratzen und blickten traurig zu den Läden. Der zweite Pick-up war viel hübscher und sauberer. Auch er war mit Kisten und Säcken beladen, aber sie waren ordentlich gepackt. Der Mann saß am Steuer, die Frau neben ihm. Auf dem Schoß der Frau saß ein kleines Kind, das mir winkte. Ich winkte zurück. Gran behauptete immer, dass manche Leute aus den Bergen schönere Häuser hätten als wir. Ich begriff einfach nicht, warum sie aus den Ozarks herunterkamen, um Baumwolle zu pflücken.

Ich sah, wie mein Vater in die Eisenwarenhandlung ging, und folgte ihm. Er stand ganz hinten neben der Farbe und sprach mit dem Verkäufer. Vier Eimer Pittsburgh Paint standen auf der Theke. Ich dachte an die Pittsburgh Pirates. Sie waren das Schlusslicht der National League. Ihr einziger guter Spieler war Ralph Kiner, der siebenunddreißig Homeruns geschlagen hatte.

Eines Tages würde ich in Pittsburgh spielen. Ich würde stolz Cardinal-Rot tragen und die unbedeutenden Pirates niedermachen.

Am Tag zuvor hatten wir alle Farbe aufgebraucht, um die Rückseite des Hauses fertig zu streichen. Die Mexikaner wollten aufbrechen. Mir erschien es sinnvoll, mehr Farbe zu kaufen und von den kostenlosen Arbeitskräften auf unserer Farm zu profitieren. Sonst wären sie weg, und das ganze Vorhaben würde wieder auf meinen Schultern lasten.

»Das ist nicht genug Farbe«, flüsterte ich meinem Vater zu, während der Verkäufer die Rechnung aufstellte.

»Im Moment reicht's«, sagte er und runzelte die Stirn. Geld war das Problem.

»Zehn Dollar plus sechsenddreißig Cent Steuer«, sagte der Verkäufer. Mein Vater griff in seine Tasche und holte eine dünne Rolle Geldscheine heraus. Er zählte sie langsam, als wollte er sie nicht hergeben. Bei zehn hörte er auf - zehn Ein-Dollar-Scheine. Als schmerzhaft klar war, dass er nicht genügend Geld dabei hatte, lachte er gequält und sagte: »Sieht aus, als hätte ich nur zehn Dollar dabei. Die Steuer zahle ich das nächste Mal.«

»Klar, Mr Chandler«, sagte der Verkäufer.

Jeder nahm zwei Eimer und trug sie zu unserem Pick-up. Mr Riggs war jetzt im Co-op, und mein Vater ging zu ihm, um mit ihm über unsere Mexikaner zu sprechen. Ich betrat noch einmal die Eisenwarenhandlung und ging geradewegs zum Verkäufer.

»Wie viel kosten zwei Eimer?«, fragte ich.

»Zwei fünfzig einer, macht fünf Dollar.«

Ich griff in meine Tasche und holte mein Geld heraus. »Hier sind fünf«, sagte ich und gab ihm die Scheine. Zuerst wollte er

sie nicht nehmen.

»Hast du für das Geld Baumwolle gepflückt?«, fragte er.

»Ja, Sir.«

»Weiß dein Vater, dass du Farbe kaufst?«

»Noch nicht.«

»Was streicht ihr bei euch draußen?«

»Unser Haus.«

»Warum tut ihr das?«

»Weil es noch nie gestrichen wurde.«

Widerstrebend nahm er mein Geld. »Plus achtzehn Cent Steuer«, sagte er. Ich gab ihm noch einen Dollar und sagte:

»Wie viel schuldet Ihnen mein Vater für die Steuer?«

»Sechsenddreißig Cent.«

»Nehmen Sie die auch noch.«

»Gut.« Er gab mir das Wechselgeld und trug dann die zwei Eimer zu unserem Auto. Ich stellte mich auf den Gehsteig und passte auf unsere Farbe auf, als würde jemand versuchen, sie zu stehlen.

Neben dem Laden von Pop und Pearl sah ich Mr Lynch Thornton, den Postmeister, der die Tür des Postamts aufschloss. Ich ging zu ihm, blickte dabei immer wieder über die Schulter zum Pick-up.

Mr Thornton war häufig gereizt, und viele glaubten, dass das an seiner Frau lag, die ein Problem mit dem Whiskey hatte. In Black Oak runzelte man über jede Art von Alkohol die Stirn. In unserem Distrikt wurde nicht getrunken.

Der nächste Spirituosenladen war in Blytheville, und es gab ein paar Schwarzbrenner in der Gegend, die ganz gut verdienten. Ricky hatte es mir erzählt. Er selbst mochte keinen Whiskey, aber hin und wieder trank er ein Bier. Ich hatte so viele

Predigten über den Teufel Alkohol gehört, dass ich mir um Rickys Seele große Sorgen machte. Und wenn es sündig genug war, wenn Männer heimlich tranken, war es bei Frauen schlichtweg ein Skandal.

Ich wollte Mr Thornton fragen, wie ich Ricky meinen Brief schicken sollte, ohne dass jemand davon erfuhr. Der Brief war drei Seiten lang, und ich war stolz darauf. Er enthielt alle Einzelheiten über das Latcher-Baby, und ich war mir immer noch nicht sicher, ob ich ihn wirklich nach Korea schicken sollte.

»Hallo«, sagte ich zu Mr Thornton, der hinter dem Schalter stand, seinen Augenschirm aufsetzte und sich auf die Arbeit vorbereitete.

»Bist du der Chandler-Junge?«, sagte er und sah kurz auf.

»Ja, Sir.«

»Hab was für dich.« Er verschwand einen Augenblick und reichte mir dann zwei Briefe. Einer davon war von Ricky.

»Noch was?«, fragte er.

»Nein, Sir. Danke.«

»Wie geht's ihm?«

»Gut, schätze ich.«

Ich lief vom Postamt zu unserem Wagen, hielt dabei die Briefe fest. Der andere war von der John-Deere-Niederlassung in Jonesboro. Ich studierte Rickys Brief. Er war an uns alle adressiert: Eli Chandler und Familie, Route 4, Black Oak, Arkansas. In der oberen linken Ecke befand sich der Absender, eine verwirrende Ansammlung von Buchstaben und Zahlen, in der letzten Zeile stand »San Diego, Kalifornien«.

Ricky war am Leben und schrieb Briefe; nichts anderes war wirklich wichtig. Mein Vater kam auf mich zu. Ich lief ihm

mit dem Brief entgegen, und wir setzten uns in den Eingang des Textiliengeschäfts und lasen jedes Wort. Ricky hatte es mal wieder eilig gehabt, und sein Brief war nur eine Seite lang. Er schrieb, dass seine Einheit kaum in Kriegshandlungen verstrickt worden wäre, und auch wenn ihn das zu frustrieren schien, war es Musik in unseren Ohren. Außerdem seien Gerüchte über einen Waffenstillstand in Umlauf, und es würde sogar davon geredet, dass sie an Weihnachten wieder zu Hause wären.

Der letzte Absatz war traurig und erschreckend. Einer seiner Freunde, ein Junge aus Texas, war von einer Landmine getötet worden. Sie waren gleich alt und hatten gemeinsam die Grundausbildung absolviert. Wenn Ricky nach Hause käme, wollte er nach Fort Worth fahren und die Mutter seines Freundes besuchen.

Mein Vater faltete den Brief zusammen und steckte ihn in seinen Overall. Wir stiegen ein und fuhren los.

An Weihnachten wäre er zu Hause. Ich konnte mir kein schöneres Geschenk vorstellen.

Wir stellten den Pick-up unter der Sumpfeiche ab, und mein Vater ging um den Wagen, um die Farbeimer abzuladen. Er blieb stehen, zählte nach und sah mich dann an.

»Wieso haben wir sechs Eimer?«

»Ich habe zwei gekauft«, sagte ich. »Und die Steuer gezahlt.« Er schien nicht recht zu wissen, wie er reagieren sollte. »Hast du mit deinem Geld fürs Pflücken bezahlt?«, fragte er mich schließlich.

»Ja, Sir.«

»Das hättest du nicht tun sollen.«

»Ich will helfen.«

Er kratzte sich am Kopf und dachte eine Weile darüber nach, dann sagte er: »Das ist vermutlich nur fair.«

Wir schleppten die Farbe auf die Veranda hinter dem Haus, dann beschloss er, nach Pappy und den Mexikanern zu sehen. Wenn man pflücken konnte, würde er bei ihnen bleiben. Mir gab er die Erlaubnis, die Westseite des Hauses zu streichen. Ich wollte allein arbeiten. Es sollte aussehen, als wäre ich überwältigt und überfordert von der enormen Aufgabe, die ich vor mir hatte, damit ich den Mexikanern Leid täte, wenn sie zurückkehrten.

Sie kamen mittags, verschmutzt und müde und mit einer kleinen Ausbeute für ihre Mühe. »Die Baumwolle ist zu nass«, hörte ich Pappy zu Gran sagen. Wir aßen gebratene Okra und Brötchen, dann machte ich mich wieder an die Arbeit. Ich sah immer mal wieder zur Scheune, aber ich musste eine Ewigkeit schuften, ohne dass Hilfe in Sicht gewesen wäre. Was taten sie? Mittag war vorbei, die Tortillas waren längst gegessen. Ihre Siesta mussten sie doch auch schon gehalten haben. Sie wussten, dass das Haus nur zur Hälfte gestrichen war. Warum kamen sie mir nicht zu Hilfe?

Im Westen verdüsterte sich der Himmel, aber ich bemerkte es erst, als Pappy und Gran auf die Veranda kamen. »Könnte regnen, Luke«, sagte Pappy. »Du hörst besser auf zu streichen.« Ich säuberte den Pinsel und stellte die Farbe unter eine Bank auf der Veranda, als könnte das Gewitter ihr etwas anhaben. Dann setzte ich mich zwischen Pappy und Gran auf die Bank. Wieder einmal lauschten wir dem leisen Donnern im Südwesten und warteten auf den Regen.

Wir wiederholten unser neues Ritual am nächsten Tag nach

einem späten Frühstück. Wir gingen über das regennasse Gras zwischen unserem Haus und der Scheune, stellten uns an den Rand des Baumwollfelds, und unser Blick fiel auf Wasser, nicht Regenwasser, das sich während der Nacht angesammelt hatte, sondern das schlammige Stauwasser aus dem Bach. Es stand zehn Zentimeter hoch und schien bereit, sich über die Felder hinaus auszubreiten und sich langsam auf die Scheune, den Geräteschuppen, die Hühnerställe und womöglich das Haus zuzubewegen.

Die Sträucher waren nach Osten geneigt, auf Dauer gebeugt von dem Wind, der unsere Farm in der Nacht zuvor belagert hatte. Die Samenkapseln hingen herunter, voll gesogen mit Wasser. »Wird unser Haus auch überschwemmt, Pappy?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und legte den Arm um meine Schultern. »Nein, Luke, bis zum Haus ist es noch nie gekommen. Ein- oder zweimal war es nahe dran, aber das Haus steht einen Meter höher als wir hier. Mach dir keine Sorgen um das Haus.«

»Einmal ist es bis in die Scheune vorgedrungen«, sagte mein Vater. »In dem Jahr nach Lukes Geburt, oder?«

»Sechsendvierzig«, sagte Gran. Sie vergaß nie ein Datum. »Aber das war im Mai«, fügte sie hinzu. »Zwei Wochen, nachdem wir gesät hatten.«

Der Morgen war kühl und windig, über den Himmel zogen hohe fedrige Wolken, und es sah nicht nach Regen aus. Ein perfekter Tag, um das Haus anzustreichen, vorausgesetzt ich fand Hilfe. Die Mexikaner waren in der Nähe, aber nicht nahe genug, um mit ihnen zu sprechen.

Sie würden uns bald verlassen, vielleicht schon innerhalb der

nächsten Stunden. Wir würden sie zum Co-op fahren und warten, bis sie von einem Farmer abgeholt wurden, der trockeneres Land besaß. Ich hatte die Erwachsenen beim Frühstück vor Sonnenaufgang darüber reden gehört und wäre beinahe in Panik geraten. Neun Mexikaner brauchten nicht einmal einen Tag, um die Westseite unseres Hauses zu streichen. Ich würde einen Monat brauchen. Es war nicht an der Zeit, schüchtern zu sein.

Als wir uns abwandten, näherte ich mich den Mexikanern.

»Buenos dias«, sagte ich. »Como está?«

Alle neun erwiderten irgendetwas. Sie kehrten zur Scheune zurück, um einen weiteren Tag müßig zu verbringen. Ich ging mit ihnen, bis meine Eltern mich nicht mehr hören konnten.

»Wollt ihr noch ein bisschen streichen?«, fragte ich.

Miguel besorgte die Übersetzung, und alle lächelten.

Zehn Minuten später waren drei der sechs Eimer offen, und alle Mexikaner standen vor der Westseite des Hauses. Die einen stritten um die drei Pinsel. Andere bauten ein Gerüst. Ich deutete hierhin und dorthin und gab Anweisungen, die niemand zu hören schien. Miguel und Roberto gaben Instruktionen und Ratschläge in Spanisch zum Besten. Beide Sprachen wurden gleichermaßen ignoriert.

Meine Mutter und Gran spähten durch das Küchenfenster, während sie das Frühstücksgeschirr spülten. Pappy war im Geräteschuppen und fummelte am Traktor herum. Mein Vater war zu Fuß unterwegs, wahrscheinlich um die Ernteschäden zu besichtigen und darüber nachzudenken, was er als Nächstes tun sollte.

Der Anstrich erfolgte mit einiger Dringlichkeit. Die Mexikaner lachten, machten Witze und trieben einander an, und sie arbeiteten doppelt so schnell wie zwei Tage zuvor. Keine

Sekunde wurde verschwendet. Jede halbe Stunde wurden die Pinsel weitergegeben. Die neuen Kräfte gingen erfrischt an die Arbeit. Am Vormittag war die halbe Seite gestrichen. Unser Haus war nicht groß.

Ich hielt mich gern zurück und ging ihnen aus dem Weg. Die Mexikaner arbeiteten so schnell, dass es höchst ineffizient gewesen wäre, wenn ich einen Pinsel in die Hand genommen und sie behindert hätte. Außerdem standen uns die kostenlosen Arbeitskräfte nur noch kurze Zeit zur Verfügung. Bald müsste ich den Job allein zu Ende bringen.

Meine Mutter brachte Tee mit Eis und Kekse, aber die Arbeit wurde nicht unterbrochen. Die Mexikaner, die mit mir unter dem Baum saßen, aßen zuerst, dann tauschten drei von ihnen mit den Anstreichern die Plätze.

»Hast du genügend Farbe?«, fragte mich meine Mutter flüsternd.

»Nein, Ma'am.«

Sie ging zurück in die Küche.

Vor dem Mittagessen war die Westseite fertig, der dicke glänzende Anstrich schimmerte hin und wieder in der Sonne. Ein Eimer war übrig. Ich ging mit Miguel zur Ostseite, wo Trot vor einem Monat angefangen hatte, und zeigte ihm einen nicht gestrichenen Streifen, der zu hoch für mich gewesen war. Er erteilte Befehle, und die Mannschaft wechselte ihren Standort. Hier wurde eine neue Technik angewandt. Statt ein provisorisches Gerüst aufzustellen, stiegen die kleinsten Männer, Pepe und Luis, den kräftigsten, Pablo und Roberto, auf die Schultern und strichen den Streifen unter dem Dach. Das gab natürlich Anlass zu endlosen Kommentaren und Scherzen. Als die Farbe aufgebraucht war, war es an der Zeit zu essen. Ich schüttelte allen Mexikanern die Hand und dankte ihnen

mehrmals. Sie lachten und redeten ununterbrochen, als sie zur Scheune zurückkehrten. Es war Mittag, die Sonne schien, und die Temperatur stieg. Ich blickte ihnen nach und schaute dann zum Feld neben der Scheune. Ich sah das Wasser. Es schien mir merkwürdig, dass es stieg, während die Sonne schien.

Ich drehte mich um und inspizierte das Werk. Die Rückseite und die beiden Seitenwände unseres Hauses sahen aus wie neu. Nur die Vorderseite war noch nicht gestrichen, und da ich mittlerweile im Anstreichen ein alter Hase war, wusste ich, dass ich die Vorderseite auch ohne die Mexikaner schaffen würde.

Meine Mutter kam heraus und sagte: »Zum Mittagessen, Luke.« Ich zögerte, da ich noch immer unser Werk bewunderte, und sie stellte sich neben mich, und gemeinsam betrachteten wir das Haus. »Sehr gute Arbeit, Luke«, sagte sie.

»Danke.«

»Wie viel Farbe ist noch übrig?«

»Keine. Wir haben alle aufgebraucht.«

»Wie viel Farbe brauchst du für die Vorderseite?«

Die Front war nicht so lang wie die Ost- und Westseite, aber die Veranda stellte wie auf der Rückseite eine zusätzliche Herausforderung dar. »Ich schätze mal, vier oder fünf Eimer«, sagte ich, als hätte ich mein Leben lang Häuser angestrichen. »Ich möchte nicht, dass du dein Geld für Farbe ausgibst«, sagte sie.

»Es ist mein Geld. Ihr habt alle gesagt, dass ich es ausgeben kann, für was ich will.«

»Richtig, aber du solltest es nicht für so etwas ausgeben.«

»Es macht mir nichts aus. Ich möchte helfen.«

»Was ist mit deiner Jacke?«

Wegen meiner Cardinals-Jacke hatte ich schlaflose Nächte

verbracht, aber jetzt war sie nicht mehr wichtig. Außerdem war mir eine andere Möglichkeit eingefallen, wie ich eine bekommen könnte. »Vielleicht bringt sie mir der Weihnachtsmann.«

Sie lächelte und sagte: »Vielleicht. Jetzt gehen wir essen.« Nachdem Pappy dem Herrn für das Essen gedankt hatte, ohne das Wetter oder die Ernte zu erwähnen, verkündete mein Vater grimmig, dass das Wasser jetzt über den breitesten Feldweg in die hinteren Vierzig sickerte. Diese Entwicklung wurde kaum kommentiert. Schlechten Nachrichten gegenüber waren wir abgestumpft.

Die Mexikaner versammelten sich um den Pick-up und warteten auf Pappy. Jeder hatte eine kleine Tasche mit seinen Habseligkeiten dabei, die gleichen Dinge, mit denen sie vor sechs Wochen angekommen waren. Ich schüttelte allen die Hand und verabschiedete mich. Ich freute mich auf eine weitere Fahrt in die Stadt, auch wenn diese aus unerfreulichem Anlass stattfand.

»Luke, geh und hilf deiner Mutter im Gemüsegarten«, sagte mein Vater, als die Mexikaner auf die Ladefläche kletterten. Pappy ließ den Motor an.

»Ich dachte, ich fahre mit in die Stadt«, sagte ich.

»Ich will mich nicht wiederholen«, sagte er streng.

Ich sah ihnen nach. Alle neun Mexikaner winkten traurig, als sie einen letzten Blick auf unser Haus und unsere Farm warfen. Laut meinem Vater sollten sie auf eine zwei Stunden entfernte große Farm nördlich von Blytheville, wo sie, wenn das Wetter mitspielte, weitere drei oder vier Wochen arbeiten würden, bevor sie nach Mexiko zurückkehrten. Meine Mutter hatte sich erkundigt, wie sie nach Hause gebracht würden, mit

einem Viehtransporter oder mit einem Bus, aber sie hatte nicht auf diesem Thema beharrt. Wir hatten keinen Einfluss auf diese Dinge, und sie schienen auch nicht mehr so wichtig angesichts der Überschwemmung auf unseren Feldern.

Lebensmittel waren jedoch wichtig: Lebensmittel für einen langen Winter, in dem wir uns auf Grund der schlechten Ernte so gut wie ausschließlich von Produkten aus unserem Gemüsegarten ernähren würden. Daran war nichts Ungewöhnliches, nur dass wir kein Geld übrig hätten, um etwas anderes als Mehl, Zucker und Kaffee zu kaufen. Nach einer guten Ernte wurde ein bisschen Geld unter einer Matratze versteckt, ein paar zusammengerollte Geldscheine, die bisweilen für Luxusgüter wie Coca-Cola, Eis, Salzgebäck und Weißbrot ausgegeben wurden. Eine schlechte Ernte hieß, dass wir nichts zu essen hätten, wenn wir nicht selbst Gemüse anbauen.

Im Herbst ernteten wir Ruten-Kohl, Rüben und Erbsen, die späten Gemüse, die wir im Mai oder Juni gepflanzt hatten. Es gab noch ein paar Tomaten, aber nicht mehr viele.

Der Garten veränderte sich mit den Jahreszeiten, nur im Winter ruhte er und erholte sich für das nächste Jahr.

Gran war in der Küche und machte lila Erbsenschoten ein. Meine Mutter wartete im Gemüsegarten auf mich.

»Ich wollte in die Stadt«, sagte ich.

»Tut mir Leid, Luke. Wir müssen uns beeilen. Wenn noch mehr Regen fällt, verfault das Gemüse. Und was soll geschehen, wenn auch der Gemüsegarten überschwemmt wird?«

»Werden sie Farbe kaufen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Ich wollte Farbe kaufen.«

»Morgen vielleicht. Jetzt müssen wir diese Rüben aus dem Boden holen.«

Sie hatte ihr Kleid bis zu den Knien hochgezogen, war barfuß und stand bis zu den Knöcheln im Schlamm. Nie zuvor hatte ich meine Mutter so schmutzig gesehen. Ich warf mich auf die Erde und nahm die Rüben in Angriff. Kurz darauf war ich von Kopf bis Fuß verdreckt.

Ich zog und zerrte zwei Stunden lang Gemüse aus dem Boden, dann säuberte ich sie in unserem Waschzuber auf der hinteren Veranda. Gran trug sie in die Küche, wo sie gekocht und in Ein-Liter-Gläser abgefüllt wurden.

Auf der Farm war es ruhig - kein Donner, kein Wind, keine Spruills vor dem Haus, keine Mexikaner in der Scheune. Wir waren wieder allein, nur wir Chandlers, uns selbst überlassen, um gegen die Elemente zu kämpfen und nicht unterzugehen. Ich sagte mir immer wieder, dass das Leben wieder besser würde, wenn Ricky nach Hause käme, weil ich dann jemanden zum Spielen und zum Reden hätte.

Meine Mutter schleppte einen weiteren Korb mit Gemüse auf die Veranda. Sie war müde und schwitzte und wusch sich mit einem Tuch und einem Eimer Wasser. Sie konnte es nicht leiden, wenn sie schmutzig war, ein Charakterzug, den sie an mich weiterzugeben versuchte.

»Gehen wir in die Scheune«, sagte sie. Seit der Ankunft der Mexikaner vor sechs Wochen war ich nicht mehr auf dem Heuboden gewesen.

»Klar«, sagte ich, und wir gingen los.

Wir sprachen kurz mit Isabel, der Milchkuh, und stiegen dann die Leiter zum Heuboden hinauf. Meine Mutter hatte alles getan, um den Mexikanern eine saubere Unterkunft zu bieten.

Den letzten Winter über hatte sie alte Decken und Kissen für sie zum Schlafen gesammelt. Sie hatte den Ventilator, der jahrelang gute Dienste auf der vorderen Veranda geleistet hatte, genommen und auf den Heuboden getragen. Und sie hatte meinen Vater überredet, eine elektrische Leitung vom Haus zur Scheune zu spannen.

»Sie sind Menschen, gleichgültig was manche Leute hier denken«, hatte ich sie wiederholt sagen hören.

Der Heuboden war so sauber und ordentlich wie an dem Tag, als die Mexikaner angekommen waren. Die Kissen und Decken lagen aufgestapelt neben dem Ventilator. Der Boden war gekehrt. Kein Stückchen Abfall war zu sehen. Sie war stolz auf die Mexikaner. Sie hatte sie mit Respekt behandelt, und sie hatten ihr Gleiches mit Gleichem vergolten.

Wir stießen die Heubodenluke auf, durch die Luis den Kopf gesteckt hatte, als Hank die Mexikaner mit Steinen und Erdklumpen bombardierte, setzten uns und ließen die Beine baumeln. In zehn Meter Höhe hatten wir die beste Aussicht auf unsere Farm. Die Baumreihe weit im Westen säumte den St. Francis, und auf dem Feld direkt vor uns stand das Wasser aus dem Siler's Creek.

An manchen Stellen war das Wasser fast so hoch wie die Baumwollsträucher. Von hier oben konnten wir das Fortschreiten der Überschwemmung viel besser verfolgen. Wir sahen, wie sich das Wasser zwischen den vollkommen geraden Reihen der Scheune näherte und wie es über den breiten Feldweg in die rückwärtigen Vierzig lief.

Wenn der St. Francis über die Ufer trat, wäre unser Haus in Gefahr.

»Mit dem Pflücken sind wir fertig, schätze ich«, sagte ich.

»Sieht so aus«, sagte sie ein bisschen niedergeschlagen.
»Warum wird unser Land so schnell überschwemmt?«
»Weil es so tief liegt und so nah am Fluss. Es ist kein sehr gutes Land, Luke, und wird es auch nie sein. Das ist ein Grund, warum wir hier weggehen. Hier haben wir keine Zukunft.«
»Wohin gehen wir?«
»Nach Norden. Dort gibt es Arbeit.«
»Wie lange ...«
»Nicht lange. Wir bleiben, bis wir ein bisschen Geld gespart haben. Dein Vater wird mit Jimmy Dale im Buick-Werk arbeiten. Dort zahlen sie drei Dollar die Stunde. Wir werden sparsam leben, und du wirst dort in eine Schule gehen, in eine gute Schule.«
»Ich will nicht in eine neue Schule.«
»Das wird dir Spaß machen, Luke. Im Norden gibt es große schöne Schulen.«
Das hörte sich nicht nach Spaß an. Alle meine Freunde lebten in Black Oak. Abgesehen von Jimmy Dale und Stacy kannte ich keine Menschenseele im Norden. Meine Mutter legte die Hand auf mein Knie und rieb es, als würde ich mich dadurch besser fühlen.
»Veränderungen sind immer schwierig, Luke, aber sie sind auch aufregend. Betrachte es als Abenteurer. Du willst doch bei den Cardinals Baseball spielen, oder?«
»Ja, Ma'am.«
»Also, dafür musst du von zu Hause fort und nach Norden, in einem neuen Haus leben, neue Freunde finden, in eine neue Kirche gehen. Das hört sich doch nach Spaß an, oder?«
»Glaub schon.«
Unsere nackten Füße schwangen langsam hin und her. Eine Wolke hatte sich vor die Sonne geschoben, und eine Brise

wehte uns ins Gesicht. Die Bäume entlang den Feldern verfärbten sich, wurden gelb und rot, und die ersten Blätter fielen.

»Wir können nicht hier bleiben, Luke«, sagte sie leise, als wäre sie in Gedanken schon im Norden.

»Was tun wir, wenn wir zurückkommen?«

»Wir werden keine Farmer mehr sein. Wir werden Arbeit in Memphis oder Little Rock finden und ein neues Haus mit einem Fernseher und einem Telefon kaufen. Und ein hübsches Auto. Und du kannst Baseball in einer Mannschaft mit richtigen Trikots spielen. Wie klingt das?«

»Ziemlich gut.«

»Wir werden immer wieder herkommen und Pappy, Gran und Ricky besuchen. Es wird ein neues Leben werden, Luke, ein viel besseres als unser jetziges.« Sie machte eine Kopfbewegung in Richtung der Felder, auf denen die Baumwolle im Wasser versank.

Ich dachte an meine Cousins in Memphis, die Kinder der Schwestern meines Vaters. Sie kamen nur selten nach Black Oak, zu Beerdigungen und manchmal an Thanksgiving, und das war mir nur recht, weil sie Stadtkinder waren mit hübscheren Kleidern und schnelleren Zungen. Ich mochte sie nicht besonders, und gleichzeitig beneidete ich sie. Sie waren weder unhöflich noch hochnäsig, nur so anders, dass ich mich in ihrer Gegenwart unbehaglich fühlte. In diesem Augenblick beschloss ich, dass ich mich nie, unter keinen Umständen, verhalten würde, als wäre ich etwas Besseres, nur weil ich in Memphis oder Little Rock lebte.

»Ich habe ein Geheimnis, Luke«, sagte meine Mutter.

Nicht noch eins. Mein gequälter Geist ertrug nicht noch ein Geheimnis. »Was?«

»Ich werde ein Baby bekommen«, sagte sie und lächelte. Auch ich lächelte. Mir gefiel es, das einzige Kind zu sein, aber eigentlich wollte ich einen Spielgefährten.

»Wirklich?«

»Ja. Nächsten Sommer.«

»Wird es ein Junge?«

»Ich werd's versuchen, aber ich kann's nicht versprechen.«

»Wenn du eins kriegst, hätte ich gern einen kleinen Bruder.«

»Freust du dich?«

»Ja, Ma'am. Weiß es Daddy?«

»O ja, er weiß Bescheid.«

»Freut er sich auch?«

»Sehr sogar.«

»Das ist gut.« Ich brauchte eine Weile, um diese Nachricht zu verdauen, aber von Anfang an war mir klar, dass es eine gute Sache war. Alle meine Freunde hatten Geschwister.

Dann fiel mir etwas ein, was mir nicht mehr aus dem Kopf gehen wollte. Da wir schon über Babys sprachen, wurde ich überwältigt von dem Bedürfnis, eins meiner Geheimnisse abzuladen. Es schien mir jetzt ziemlich harmlos, und außerdem war es alt. So viel war passiert, seit Tally und ich zum Haus der Latchers geschlichen waren, dass mir die Episode jetzt irgendwie komisch erschien.

»Ich weiß, wie Babys geboren werden«, sagte ich ein bisschen zögernd.

»Wirklich?«

»Ja, Ma'am.«

»Wie kommt das?«

»Kannst du auch ein Geheimnis für dich behalten?«

»Natürlich.«

Ich begann zu erzählen, schob für alles, was mich in Schwierigkeiten bringen könnte, überwiegend Tally die Schuld in die Schuhe. Sie hatte es geplant. Sie hatte mich überredet, mitzukommen. Sie hatte mich herausgefordert. Sie hatte dies getan und das gemacht. Als meiner Mutter klar wurde, worauf die Sache hinauslief, begann ihr Blick zu tanzen und sie sagte immer wieder: »Nein, Luke, das darf nicht wahr sein!« Ich hatte sie geködert. Ich schmückte da und dort aus, um die Geschichte voranzutreiben und Spannung aufzubauen, aber meistens hielt ich mich an die Tatsachen. Sie hörte aufmerksam zu.

»Du hast mich im Fenster gesehen?«, fragte sie ungläubig. »Ja, Ma'am. Und auch Gran und Mrs Latcher.«

»Hast du Libby gesehen?«

»Nein, Ma'am, aber wir haben sie gehört. Tut es immer so weh?«

»Nicht immer. Erzähl weiter.«

Ich ließ kein Detail aus. Als Tally und ich zur Farm zurückkamen, verfolgt von den Scheinwerfern, fasste sie mich so fest am Ellbogen, dass sie ihn beinahe gebrochen hätte. »Und wir hatten keine Ahnung!«, sagte sie.

»Natürlich nicht. Ich hab's gerade noch vor euch ins Haus geschafft. Pappy hat geschnarcht, und ich hatte Angst, dass ihr nach mir sehen und merken würdet, dass ich schmutzig war und geschwitzt habe.«

»Wir waren zu müde.«

»Das war gut. Ich hab ungefähr zwei Stunden geschlafen, dann hat Pappy mich geweckt. Nie in meinem Leben war ich so müde.«

»Luke, ich kann nicht glauben, dass du das getan hast.« Sie

wollte mich ausschelten, war aber zu sehr an der Geschichte interessiert.

»Es hat Spaß gemacht.«

»Das hättest du nicht tun sollen.«

»Tally hat mich angestiftet.«

»Schieb die Schuld nicht auf Tally.«

»Wenn sie nicht gewesen wäre, hätte ich es nicht gemacht.«

»Ich kann immer noch nicht glauben, dass ihr beide das getan habt«, sagte sie, aber sie war von meiner Geschichte beeindruckt. Sie grinste und schüttelte verwundert den Kopf.

»Wie oft seid ihr nachts durch die Gegend gezogen?«

»Ich glaube nur das eine Mal.«

»Du mochtest Tally, nicht wahr?«

»Ja, Ma'am. Sie war meine Freundin.«

»Hoffentlich ist sie glücklich.«

»Das hoffe ich auch.« Ich vermisste sie, gestand es aber nur ungern ein. »Mom, glaubst du, dass wir Tally oben im Norden sehen werden?«

Sie lächelte und sagte: »Nein, das glaube ich nicht. In den Städten dort oben - St. Louis, Chicago, Cleveland, Cincinnati - leben Millionen Menschen. Wir werden sie nie Wiedersehen.« Ich dachte an die Cardinals, die Cubs und die Reds. Ich dachte an Stan Musial, wie er vor dreißigtausend Fans im Sportsman's Park von einer Base zur anderen rannte. Da die Teams alle aus dem Norden stammten, musste ich sowieso dorthin. Warum nicht ein paar Jahre früher als geplant weggehen?

»Ich komm mit«, sagte ich.

»Es wird dir Spaß machen, Luke«, sagte sie noch einmal.

* * *

Als Pappy und mein Vater aus der Stadt zurückkehrten, sahen sie aus, als wären sie geprügelt worden. Und in gewisser Weise

waren sie das auch. Ihre Arbeiter waren fort, ihre Baumwolle war patschnass. Wenn die Sonne schien und sich das Wasser zurückzog, hatten sie niemanden mehr, der ihnen auf den Feldern half. Und es war nicht sicher, ob die Baumwolle wieder trocknen würde. Im Augenblick war die Sonne nicht zu sehen, und das Wasser stieg noch immer.

Pappy ging ins Haus, mein Vater lud zwei Eimer Farbe ab und stellte sie auf die Veranda. Er sagte kein Wort, obwohl ich ihm zusah. Dann ging er zur Scheune.

Zwei Eimer würden für die Vorderseite nicht ausreichen. Das ärgerte mich, bis mir klar wurde, warum mein Vater nicht mehr Farbe gekauft hatte. Er hatte kein Geld mehr. Er und Pappy hatten die Mexikaner bezahlt, und es war nichts mehr übrig.

Ich fühlte mich plötzlich mies, weil ich nach Trots Weggang das Projekt am Leben erhalten hatte. Ich hatte es vorangetrieben und damit meinen Vater gezwungen, das wenige Geld auszugeben, das er hatte.

Ich starrte auf die zwei Eimer, und Tränen traten mir in die Augen. Mir war nicht klar gewesen, wie pleite wir waren.

Ein halbes Jahr lang hatte mein Vater sein Herzblut in die Erde gesteckt, und jetzt gab es nichts, was er dafür vorzeigen könnte. Und ich hatte, als es anfang zu regnen, aus irgendeinem Grund beschlossen, dass das Haus gestrichen werden sollte.

Meine Absichten waren gut gewesen, dachte ich. Warum also fühlte ich mich so elend?

Ich holte meinen Pinsel, öffnete einen Eimer und begann mit dem letzten Teil der Arbeit. Während ich mit der rechten Hand langsam die kurzen Pinselstriche zog, wischte ich mir mit der linken die Tränen ab.

Der erste Frost würde vernichten, was in unserem Gemüsegarten noch übrig war. Normalerweise war damit Mitte Oktober zu rechnen, aber der Bauernkalender, den mein Vater so gläubig las wie die Bibel, hatte sich schon zweimal im Datum getäuscht. Er blätterte jedoch unbeirrt jeden Morgen bei der ersten Tasse Kaffee darin. Der Kalender lieferte zahllose Gründe, um sich Sorgen zu machen.

Da wir nicht Baumwolle pflücken konnten, konzentrierte sich unsere Aufmerksamkeit auf den Gemüsegarten. Nach dem Frühstück marschierten wir alle fünf los, denn meine Mutter war überzeugt, dass der Frost in der nächsten Nacht zuschlagen würde, und wenn nicht in der nächsten, dann eben in der übernächsten. Und so weiter.

Eine grauenhafte Stunde lang erntete ich Schwarzaugenbohnen. Pappy, der Gartenarbeit noch mehr hasste als ich, stand in meiner Nähe und pflückte mit lobenswertem Eifer Wachsbohnen. Gran und meine Mutter ernteten die letzten Tomaten. Mein Vater trug unter der Aufsicht meiner Mutter die Körbe hin und her. Als er an mir vorbeikam, sagte ich: »Ich würde lieber streichen.«

»Frag deine Mutter«, sagte er.

Das tat ich, und sie sagte, dass ich streichen dürfte, nachdem ich noch einen Korb Erbsen gepflückt hätte. Im Garten wurde geerntet wie nie zuvor. Gegen Mittag würde nicht eine Bohne mehr zu finden sein.

Bald nahm ich den einsamen Job des Anstreichens wieder auf. Abgesehen vom Fahren einer Planiermaschine war das die Arbeit, die mir am liebsten war. Der Unterschied zwischen den beiden bestand darin, dass ich eine Planiermaschine nicht wirklich fahren konnte und es noch Jahre dauern würde, bis

ich dazu in der Lage wäre. Aber anstreichen konnte ich. Von den Mexikanern hatte ich viel gelernt und meine Technik verbessert. Ich trug die Farbe so dünn wie möglich auf und versuchte, so sparsam wie möglich damit umzugehen.

Am Vormittag war ein Eimer leer. Meine Mutter und Gran waren jetzt in der Küche, wuschen und machten das Gemüse ein.

Ich hörte nicht, wie der Mann in meinem Rücken auf mich zuing. Aber als er hustete, um mich auf ihn aufmerksam zu machen, wirbelte ich herum und ließ den Pinsel fallen.

Es war Mr Latcher, von der Hüfte an abwärts nass und schmutzig. Er war barfuß, und sein Hemd war zerrissen. Er war offensichtlich zu Fuß gekommen.

»Wo ist Mr Chandler?«, fragte er.

Ich wusste nicht, welchen Mr Chandler er meinte. Ich hob meinen Pinsel auf, lief auf die Ostseite des Hauses und rief nach meinem Vater, der den Kopf zwischen zwei Maisstauden hervorsteckte. Als er Mr Latcher neben mir stehen sah, richtete er sich auf. »Was gibt's?«, fragte er, als er rasch auf uns zukam. Gran hörte unsere Stimmen und stand plötzlich auf der Veranda vor dem Haus, meine Mutter ebenfalls. So wie Mr Latcher aussah, wussten wir, dass etwas Schlimmes passiert sein musste.

»Das Wasser steht bei uns im Haus«, sagte er, unfähig, meinem Vater in die Augen zu blicken. »Wir müssen raus.«

Mein Vater sah zu mir, dann zu den Frauen auf der Veranda. In ihren Köpfen waren die Rädchen bereits am Rattern.

»Können Sie uns helfen?«, fragte Mr Latcher. »Wir wissen nicht, wohin wir sollen.«

Ich dachte, er würde gleich in Tränen ausbrechen, und mir war auch danach zumute.

»Natürlich helfen wir Ihnen«, sagte Gran sofort und nahm die Sache in die Hand. Von nun an würde mein Vater tun, was seine Mutter von ihm verlangte. Und alle anderen auch. Sie hieß mich Pappy holen. Er war im Geräteschuppen und beschäftigte sich mit einer alten Traktorbatterie. Alle scharten sich um den Pick-up, um einen Plan auszuarbeiten.

»Können wir bis zum Haus fahren?«, fragte Pappy.

»Nein, Sir«, sagte Mr Latcher. »Auf unserer Straße steht das Wasser hüfthoch. Die Veranda ist überschwemmt, und im Haus sind es fünfzehn Zentimeter.«

Ich konnte mir die vielen Latcher-Kinder in dem überfluteten Haus nicht vorstellen.

»Wie geht es Libby und dem Baby?«, fragte Gran, die nicht länger an sich halten konnte.

»Libby geht's gut. Das Baby ist krank.«

»Wir brauchen ein Boot«, sagte mein Vater. »Jeter hat eins am Cockleburrr Slough.«

»Er wird nichts dagegen haben, wenn wir es ausleihen«, sagte Pappy.

Ein paar Minuten lang diskutierten die Männer über die Rettungsmaßnahmen - wie sie das Boot holen wollten, wie weit der Pick-up fahren konnte, wie viele Fahrten nötig wären. Unerwähnt blieb, wohin die Latchers gehen sollten, wenn sie erst einmal aus ihrem Haus gerettet waren.

Wieder übernahm Gran. »Ihr könnt zu uns kommen«, sagte sie zu Mr Latcher. »Unser Heuboden ist sauber - die Mexikaner sind gestern weg. Ihr habt einen warmen Platz zum Schlafen und genügend zum Essen.«

Ich sah sie an. Pappy sah sie an. Mein Vater blickte kurz zu ihr, betrachtete dann seine Füße. Eine Horde hungriger Latchers in

unserer Scheune! Ein krankes Baby, das die ganze Nacht schreien würde. Unsere Essensvorräte verschenkt. Ich war entsetzt und wütend auf Gran, weil sie dieses Angebot machte, ohne es vorher mit uns zu besprechen.

Dann schaute ich zu Mr Latcher. Seine Lippen zitterten, und seine Augen waren nass. Er klammerte sich mit beiden Händen an seinen Strohhut und schämte sich so sehr, dass er den Blick nicht vom Boden hob. Nie zuvor hatte ich einen ärmeren, schmutzigeren, gebrocheneren Mann gesehen.

Ich blickte zu meiner Mutter. Auch ihre Augen schwammen in Tränen. Dann schaute ich zu meinem Vater. Ich hatte ihn nie weinen sehen, und auch jetzt weinte er nicht, aber Mr Lachers Leiden ging ihm sichtlich nahe. Mein Herz schmolz augenblicklich.

»Also dann los«, sagte Gran voll Autorität. »Wir machen die Scheune fertig.«

Wir setzten uns in Bewegung, die Männer stiegen in den Pick-up, die Frauen gingen zur Scheune. Gran fasste Pappy noch schnell am Ellenbogen und flüsterte: »Holt Libby und das Baby zuerst.« Es war ein Befehl, und Pappy nickte.

Ich kletterte auf die Ladefläche des Pick-ups neben Mr Latcher, der auf seinen dünnen Beinen hockte und schwieg. An der Brücke hielten wir an, mein Vater stieg aus und begann, den Fluss entlangzugehen. Er sollte Mr Jeters Boot am Cockleburr Slough suchen und dann damit flussabwärts bis zur Brücke treiben, wo wir auf ihn warten würden. Wir fuhren über die Brücke und bogen in den Weg zu den Latchers, und keine dreißig Meter weiter stießen wir auf Morast. Vor uns war nur noch Wasser.

»Ich sag ihnen, dass Sie kommen«, sagte Mr Latcher und stapfte los durch den Schlamm und dann das Wasser. Bald reichte es

ihm bis zu den Knien. »Vorsicht vor den Schlangen!«, rief er über die Schulter. »Sie sind überall.« Er watete durch einen See, der zu beiden Seiten von überschwemmten Feldern gesäumt war.

Wir sahen ihm nach, bis er verschwunden war, dann kehrten wir zum Fluss zurück und warteten auf meinen Vater.

* * *

Wir setzten uns auf einen Baumstamm nahe der Brücke, das rauschende Wasser unter uns. Da wir sonst nichts zu bereden hatten, beschloss ich, dass es an der Zeit war, Pappy eine Geschichte zu erzählen. Zuerst ließ ich ihn jedoch Geheimhaltung schwören.

Ich fing mit dem Anfang an, mit den Stimmen spätabends im Hof vor dem Haus. Die Spruills stritten. Hank brach auf. Ich schlich ihm im Schatten der Felder nach, und noch bevor ich wusste, was eigentlich los war, verfolgte ich nicht nur Hank, sondern auch Cowboy. »Dort oben haben sie miteinander gekämpft«, sagte ich und zeigte auf die Mitte der Brücke. Pappy dachte nicht mehr an die Überschwemmung oder die Ernte oder die Rettung der Latchers. Er starrte mich an, glaubte mir jedes Wort, war jedoch ziemlich fassungslos.

Ich schilderte den Kampf in lebhaften Einzelheiten, dann zeigte ich wieder auf eine Stelle im Fluss. »Dort ist Hank reingefallen, mitten in den Fluss. Kam nie wieder hoch.« Pappy brummte, sagte jedoch nichts.

Ich stand jetzt vor ihm, sprach nervös und schnell. Als ich meine Begegnung mit Cowboy Minuten später auf der Straße vor unserem Haus beschrieb, fluchte Pappy leise. »Du hättest es mir gleich erzählen sollen«, sagte er.

»Ich konnte nicht. Ich hatte zu große Angst.«

Er stand auf und umrundete mehrmals den Baumstamm. »Er hat ihren Sohn umgebracht und ihnen die Tochter weggenommen«, murmelte er vor sich hin. »Mannomann.«
»Was werden wir jetzt tun, Pappy?«
»Darüber muss ich nachdenken.«

»Meinst du, dass Hank irgendwo wieder auftauchen wird?«
»Nein. Der Mexikaner hat ihn ausgeweidet. Seine Leiche ist direkt auf den Boden gesunken, wahrscheinlich haben ihn mittlerweile die Kanalwelse gefressen. Von ihm ist nichts mehr übrig.«

Das war zwar grauenhaft, trotzdem war ich ein bisschen erleichtert. Ich wollte Hank nie wieder sehen. Jedes Mal, wenn wir über die Brücke gefahren waren, hatte ich an ihn gedacht. Ich hatte von seiner aufgeschwemmten Leiche geträumt, die aus den Tiefen des Flusses nach oben stieg und mich in Angst und Schrecken versetzte.

»Hab ich was falsch gemacht?«, fragte ich.

»Nein.«

»Wirst du es weitererzählen?«

»Nein, glaub ich nicht. Wir behalten es für uns und reden später darüber.«

Wir setzten uns wieder auf den Baumstamm und schauten ins Wasser.

Pappy war in Gedanken versunken. Ich versuchte mich davon zu überzeugen, dass ich mich jetzt, da ich endlich einem Erwachsenen von Hanks Tod erzählt hatte, besser fühlen sollte. Nach einer Weile sagte Pappy: »Hank hat gekriegt, was er verdient hat. Wir erzählen es niemandem. Du bist der einzige Augenzeuge, und es hat keinen Sinn, dass du dir deswegen Sorgen machst. Es bleibt unser Geheimnis, und wir werden es

mit ins Grab nehmen.«

»Was ist mit Mr und Mrs Spruill?«

»Was sie nicht wissen, tut ihnen nicht weh.«

»Wirst du's Gran erzählen?«

»Nein. Niemandem. Nur du und ich wissen davon.«

Das war eine Partnerschaft, auf die ich bauen konnte. Ich fühlte mich tatsächlich besser. Ich hatte mein Geheimnis einem Freund anvertraut, der mir einen Teil der Last abnahm. Und wir hatten beschlossen, dass wir Hank und Cowboy für immer vergessen würden.

Endlich kam mein Vater mit Mr Jeters Kahn. Der Außenbordmotor fehlte, aber dank der starken Strömung ließ er sich leicht navigieren. Er benutzte ein Paddel als Ruder und steuerte das Boot neben der Brücke an Land, genau unterhalb von uns. Er und Pappy holten das Boot aus dem Fluss, zogen es das Ufer herauf und luden es auf den Pick-up. Dann fuhren wir erneut auf den Weg zu den Latchers, wo wir das Boot wieder abluden und ins Wasser schoben. Wir sprangen alle drei hinein, unsere Füße von Schlamm bedeckt. Die Erwachsenen paddelten den schmalen Weg entlang, an verrottenden Baumwollreihen vorbei. Das Wasser stand hier über einen halben Meter hoch. Je weiter wir kamen, umso tiefer wurde es. Der Wind frischte auf und trieb uns in die Baumwolle. Pappy und mein Vater blickten zum Himmel und schüttelten den Kopf.

Alle Latchers standen auf der Veranda, warteten ängstlich, ließen uns nicht aus den Augen, während das Boot über den See fuhr, der ihr Haus umgab. Die Treppe war nicht mehr zu sehen, die Veranda stand dreißig Zentimeter unter Wasser.

Wir manövierten das Boot zum Haus, wo Mr Latcher danach griff und es heranzog. Er stand bis zur Brust im Wasser. Ich sah zu den verängstigten, niedergeschlagenen Gesichtern

auf der Veranda. Die Kleidung der Lachers war noch zerlumpter als beim letzten Mal. Sie waren mager und ausgemergelt und litten wahrscheinlich Hunger. Ein paar der jüngeren Kinder lächelten, und ich kam mir plötzlich sehr wichtig vor. Aus der Menge trat Libby Latcher, die das in eine alte Decke gewickelte Baby trug. Ich hatte Libby nie zuvor gesehen und konnte gar nicht glauben, wie hübsch sie war. Sie hatte langes hellbraunes Haar, das sie zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte.

Ihre Augen waren hellblau und funkelten. Sie war groß und mager wie die anderen. Als sie das Boot bestieg, stützten Pappy und mein Vater sie. Sie setzte sich mit ihrem Baby neben mich, und plötzlich sah ich mich meinem jüngsten Cousin gegenüber.

»Ich bin Luke«, sagte ich, obwohl es ein merkwürdiger Zeitpunkt war, um sich vorzustellen. »Ich bin Libby«, sagte sie mit einem Lächeln, das mir Herzklopfen verursachte. Ihr Baby schlief. Der Kleine war nicht viel gewachsen, seitdem ich ihn in der Nacht seiner Geburt im Fenster gesehen hatte. Er war winzig und faltig und hatte wahrscheinlich Hunger, aber Gran wartete auf ihn.

Rayford Latcher kam als Nächster an Bord und setzte sich so weit weg von mir wie möglich. Er war einer der drei, die mich verprügelt hatten, als wir das letzte Mal bei ihnen gewesen waren. Percy, der älteste Junge und Anführer, versteckte sich irgendwo auf der Veranda. Zwei weitere Kinder wurden ins Boot gehoben, dann sprang Mr Latcher herein. »Wir sind in ein paar Minuten wieder da«, sagte er zu Mrs Latcher und den anderen, die noch auf der Veranda standen. Sie blickten drein, als hätte man sie dem sicheren Tod überlassen.

Es regnete heftig, und der Wind wehte ständig aus einer anderen Richtung. Pappy und mein Vater paddelten so gut sie konnten, aber das Boot bewegte sich kaum von der Stelle. Mr Latcher sprang ins Wasser, und einen Augenblick lang war er verschwunden. Dann hatte er Boden unter den Füßen, das Wasser reichte ihm bis zur Brust. Er griff nach dem Seil, das am Bug befestigt war, und begann uns den Weg entlangzuziehen.

Der Wind trieb uns immer wieder in die Baumwolle, und auch mein Vater verließ das Boot und schob es von hinten an.

»Vorsicht vor den Schlangen«, warnte ihn Mr Latcher noch einmal. Beide Männer waren patschnass.

»Percy wäre beinahe von einer gebissen worden«, sagte Libby zu mir. »Sie wurde auf die Veranda geschwemmt.« Sie beugte sich über das Baby, damit es nicht nass wurde.

»Wie heißt er?«, fragte ich.

»Er hat noch keinen Namen.«

So einen Unsinn hatte ich noch nie gehört. Ein namenloses Baby. Die meisten Kinder von Baptisten hatten zwei oder drei Namen, noch bevor sie geboren wurden.

»Wann kommt Ricky nach Hause?«, flüsterte sie.

»Weiß ich nicht.«

»Geht's ihm gut?«

»Ja.«

Sie schien ganz versessen auf Neuigkeiten von Ricky, und mir wurde unbehaglich zumute. Andererseits war es nicht unangenehm, neben einem so hübschen Mädchen zu sitzen, das mit mir flüstern wollte. Ihre jüngeren Geschwister hatten die Augen weit aufgerissen angesichts dieses Abenteuers. Als wir uns der Straße näherten, wurde das Wasser seichter, und schließlich blieb das Boot im Schlamm stecken. Wir

stiegen alle aus, und die Lachers wurden in den Pick-up verladen. Pappy setzte sich ans Steuer.

»Luke, du bleibst bei mir«, sagte mein Vater. Als der Pick-up davonfuhr, wendeten Mr Latcher und mein Vater den Kahn und zogen und schoben ihn zurück zum Haus. Der Wind wehte so stark, dass sie sich dagegen lehnen mussten. Ich saß mit gesenktem Kopf im Boot und versuchte trocken zu bleiben. Der Regen fiel in kalten Tropfen, die immer härter wurden. Der See um das Haus war aufgewühlt, als wir uns näherten. Mr Latcher zog das Boot zur Veranda und schrie seiner Frau Anweisungen zu. Ein kleiner Latcher wurde heruntergereicht und fiel fast ins Wasser, als eine Bö das Boot traf und abtrieb. Percy streckte einen Besenstiel herunter, und ich griff danach und half, das Boot zurück zur Veranda zu ziehen.

Mein Vater brüllte dies und das, Mr Latcher ebenfalls. Es waren noch vier Kinder übrig, und alle wollten gleichzeitig ins Boot. Ich half ihnen, einem nach dem anderen. »Vorsichtig, Luke!«, rief mein Vater mindestens ein Dutzend Mal. Als die Kinder im Boot waren, warf Mrs Latcher einen Sack herein, der anscheinend mit Kleidern voll gestopft war. Ich vermutete, dass es sich dabei um ihren ganzen Besitz handelte. Er landete zu meinen Füßen, und ich hielt ihn fest, als wäre er ungeheuer wertvoll. Neben mir saß ein schuhloses kleines Mädchen - kein Kind hatte Schuhe. Sie trug eine Bluse ohne Ärmel, fror und hielt sich an meinen Beinen fest, als würde der Wind sie sonst forttragen. Sie hatte Tränen in den Augen, aber als ich sie ansah, sagte sie: »Danke.« Mrs Latcher stieg ein, trat zwischen ihre Kinder, schrie ihren Mann an, weil er sie anschrie. Nachdem das Boot jetzt voll beladen war und alle Lachers in Sicherheit, wendeten wir und steuerten es zurück zur Straße.

Wir an Bord duckten uns, damit es uns nicht ins Gesicht regnete.

Mein Vater und Mr Latcher strengten sich fürchterlich an, um das Boot gegen den Wind vorwärts zu bewegen. An manchen Stellen war das Wasser nur knietief, aber nach ein paar Schritten reichte es den Männern wieder bis zur Brust, und dann konnten sie kaum mehr schieben oder ziehen. Sie mühten sich ab, damit wir in der Mitte des Wegs blieben und nicht in die Baumwolle trieben. Der Rückweg dauerte viel länger.

Pappy war nicht da. Er hatte noch nicht genügend Zeit gehabt, um die erste Ladung abzusetzen und für die zweite zurückzukehren. Als wir auf Schlamm stießen, band mein Vater Mr Jeters Boot an einen Pfosten und sagte: »Zwecklos, hier zu warten.« Wir wateten durch den Schlick und kämpften gegen den Wind und den Regen an, bis wir den Fluss erreichten. Die Latcher-Kinder fürchteten sich vor der Brücke. Nie zuvor war ich unter solchem Gebrüll über die Brücke gegangen. Sie klammerten sich an ihre Eltern. Mr Latcher trug mittlerweile den Sack, Auf halber Strecke über die Brücke blickte ich auf die Planken vor mir und sah, dass Mrs Latcher wie ihre Kinder keine Schuhe anhatte.

Als wir sicher auf der anderen Seite waren, sahen wir Pappy auf uns zukommen.

Gran und meine Mutter warteten auf der hinteren Veranda, wo sie eine Art Fließband installiert hatten. Sie hießen die zweite Latcher-Gruppe willkommen und dirigierten sie auf die Seite der Veranda, wo ein Haufen Kleider lag. Die Latchers zogen sich aus, manche verschämt, andere nicht, und zogen alte Chandler-Sachen an, die sich seit Jahrzehnten in der Familie befanden. Kaum trugen sie trockene warme Sachen, wurden sie in die Küche gebeten, wo genügend Essen für mehrere

Mahlzeiten aufgetragen war. Gran hatte Würstchen und Schinken aufgeschnitten und zwei Bleche mit Brötchen gebacken. Auf dem Tisch standen große Schüsseln mit allen Sorten Gemüse, die meine Mutter im letzten halben Jahr gezogen hatte.

Die Latchers setzten sich an den Tisch, alle zehn - das Baby schlief irgendwo. Die meiste Zeit schwiegen sie, vielleicht weil sie sich schämten oder weil sie erleichtert waren oder weil sie einfach nur Hunger hatten. Sie reichten einander die Schüsseln und bedankten sich gelegentlich. Meine Mutter und Gran schenkten Tee aus und kümmerten sich um alles. Ich beobachtete sie von der Tür aus. Pappy und mein Vater saßen auf der vorderen Veranda, tranken Kaffee und sahen zu, wie der Regen allmählich nachließ.

Als für alles gesorgt war, gingen wir ins Wohnzimmer, wo Gran im Kamin ein Feuer gemacht hatte. Wir setzten uns alle fünf davor und horchten lange Zeit auf die Latchers in der Küche. Ihre Stimmen klangen gedämpft, aber ihre Messer und Gabeln klapperten. Sie hatten es warm, waren in Sicherheit und nicht mehr hungrig. Wie konnten Menschen nur so arm sein?

Mir war es nicht möglich, die Latchers länger zu hassen. Sie waren Menschen wie wir, die jedoch das Pech gehabt hatten, als arme Farmpächter geboren zu sein. Es war falsch von mir, sie zu verachten. Außerdem gefiel mir Libby.

Ich hoffte bereits, dass sie mich mochte.

Wir genossen zufrieden das Gefühl unserer Herzensgüte, als irgendwo im Haus das Baby zu plärren anfang. Gran sprang auf und war blitzschnell verschwunden. »Ich werde nach ihm sehen«, hörte ich sie in der Küche sagen. »Ihr esst zu Ende.«

Kein einziger Latcher war aufgestanden. Das Baby schrie seit der Nacht seiner Geburt, und sie waren daran gewöhnt. Wir Chandlers jedoch nicht. Es weinte während des restlichen Mittagessens. Gran trug es eine Stunde lang herum, während meine Eltern und Pappy die Latcher in die Scheune brachten. Libby kam mit ihnen zurück, um nach dem Kleinen zu sehen, der noch immer schrie. Es regnete nicht mehr, deswegen trug meine Mutter ihn um das Haus, aber auch im Freien beruhigte er sich nicht. Nie zuvor hatte ich etwas so heftig und lange weinen gehört.

Am Nachmittag waren alle mit den Nerven fertig. Gran versuchte es mit mehreren ihrer hausgemachten Arzneien, milde Mischungen, die alles noch schlimmer machten. Libby wiegte das Baby auf der Hollywoodschaukel, erfolglos. Gran sang ihm etwas vor, während sie mit ihm durchs Haus tanzte; mehr Geschrei, lauterer Geschrei. Meine Mutter trug es herum. Pappy und mein Vater waren seit langem verschwunden. Ich wäre am liebsten hinausgelaufen und hätte mich im Silo versteckt.

»Der schlimmste Fall von Kolik, den ich je erlebt hab«, hörte ich Gran sagen.

Später, als Libby das Baby wieder auf der Schaukel wiegte, bekam ich ein Gespräch mit. Auch ich schien als Baby unter Koliken gelitten zu haben. Die Mutter meiner Mutter, meine Großmutter, die bereits gestorben war und in der Stadt in einem gestrichenen Haus gelebt hatte, flößte mir ein paar Löffel Vanilleeis ein. Ich hörte sofort auf zu weinen, und nach ein paar Tagen hatte ich keine Koliken mehr.

Später litt ich noch einmal an Koliken. Da Gran normalerweise kein gekauftes Eis im Gefrierfach vorrätig hatte, luden meine Eltern mich in den Pick-up und fuhren in die Stadt. Unterwegs

beruhigte ich mich und schlief ein. Sie meinten, dass das Schaukeln des fahrenden Wagens dafür verantwortlich war. Meine Mutter schickte mich auf die Suche nach meinem Vater. Sie nahm Libby das Baby ab, die es gern abgab, und bald darauf gingen wir zum Pick-up.

»Fahren wir in die Stadt?«, fragte ich.

»Ja«, sagte meine Mutter.

»Und was ist mit ihm?«, sagte mein Vater und deutete auf das Baby. »Er ist doch angeblich ein Geheimnis.«

Das hatte meine Mutter vergessen. Sollten wir in der Stadt mit einem geheimnisvollen Baby gesehen werden, würden die Leute so viel klatschen, dass der Verkehr zusammenbräche.

»Darum machen wir uns Sorgen, wenn wir dort sind«, sagte sie und schlug die Tür zu. »Fahren wir.«

Mein Vater ließ den Motor an und legte den Rückwärtsgang ein. Ich saß in der Mitte, das Baby nur Zentimeter von meiner Schulter entfernt. Nach einer kurzen Pause plärrte es wieder los. Als wir zum Fluss kamen, hätte ich das verdammte Ding am liebsten aus dem Fenster geworfen.

Kaum waren wir über der Brücke, geschah jedoch etwas Merkwürdiges. Das Baby beruhigte sich allmählich und hörte auf zu schreien. Es schloss Mund und Augen und schlief ein.

Meine Mutter lächelte meinen Vater an, als wollte sie sagen:

»Siehst du?«

Als wir uns der Stadt näherten, flüsterten meine Eltern miteinander. Es wurde beschlossen, dass meine Mutter an unserer Kirche aussteigen und schnell zu Pop und Pearl gehen und Vanilleeis kaufen würde. Sie waren besorgt, dass Pearl würde wissen wollen, warum sie Eis und nur Eis kaufte, da wir im Augenblick nichts anderes brauchten, und warum meine Mutter an einem Mittwochnachmittag in der Stadt war. Sie

kamen überein, dass Pearls Wissensdurst unter keinen Umständen befriedigt werden durfte und dass es durchaus amüsant wäre, sie unter ihrer eigenen Neugier leiden zu lassen. So schlau sie war, Pearl käme nie darauf, dass das Eis für ein uneheliches Kind bestimmt war, das wir in unserem Pick-up versteckten.

Wir hielten neben unserer Kirche. Da uns niemand beobachtete, reichte mir meine Mutter das Baby mit strikten Anweisungen, wie ich ein solches Geschöpf zu halten hätte. Kaum hatte sie die Tür zugemacht, stand sein Mund weit offen, seine Augen glühten, seine Lunge war von Zorn erfüllt. Es brüllte laut und erschreckte mich zu Tode, aber mein Vater trat auf die Kupplung, und wir fuhren durch die Straßen von Black Oak. Das Baby sah mich an und hörte auf zu weinen.

»Bleib bloß nicht stehen«, sagte ich zu meinem Vater.

Wir kamen an der Entkörnungsanlage vorbei, ein deprimierender Anblick, weil sie stillstand. Wir fuhren hinter der Methodistenkirche und der Schule vorbei, wandten uns dann nach Süden auf die Main Street. Meine Mutter kam mit einer kleinen Papiertüte aus dem Laden, und natürlich folgte ihr Pearl plappernd auf den Gehsteig. Sie plauderten miteinander, als wir an ihnen vorbeifuhren. Mein Vater winkte, als wäre alles wie sonst.

Ich wusste, dass wir nahe daran waren, mit dem Latcher-Baby erwischt zu werden. Ein lauter Schrei, und die ganze Stadt erführe von unserem Geheimnis.

Wir umrundeten noch einmal die Entkörnungsanlage, und als wir uns der Kirche näherten, wartete meine Mutter auf uns. Kaum hielten wir, damit sie einsteigen konnte, schlug das Baby die Augen auf. Seine Unterlippe zitterte. Es wollte losschreien, als ich es ihr in den Arm drückte und sagte: »Da, nimm ihn.«

Ich kletterte aus dem Pick-up, bevor sie einsteigen konnte. Meine Schnelligkeit überraschte sie. »Wo willst du hin, Luke?«, fragte mein Vater.

»Fahrt noch ein bisschen herum. Ich muss Farbe kaufen.«

»Steig sofort wieder ein!«, sagte er.

Das Baby stieß einen Schrei aus, und meine Mutter stieg rasch ein. Ich lief hinten um den Pick-up herum und rannte so schnell wie möglich zur Straße.

In meinem Rücken hörte ich einen weiteren, wesentlich leiseren Schrei, dann fuhr der Wagen los.

Ich rannte zur Eisenwarenhandlung, blieb vor der Ladentheke stehen und bat den Verkäufer um drei Eimer weißer Farbe.

»Hab nur noch zwei«, sagte er.

Ich war zu überrascht, um zu reagieren. Wie konnte einer Eisenwarenhandlung die Farbe ausgehen? »Nächsten Montag kommt die nächste Lieferung«, sagte er.

»Dann nimm ich zwei«, sagte ich.

Die zwei Eimer würden für die Vorderseite des Hauses keinesfalls genügen. Ich reichte ihm sechs Ein-Dollar-Scheine, und er gab mir das Wechselgeld. »Ich trag sie dir raus«, sagte er.

»Nein, das schaff ich schon«, sagte ich und griff nach den beiden Eimern. Ich hob sie unter Mühen an und watschelte dann den Gang entlang, stolperte dabei fast über meine eigenen Beine. Ich hievte sie aus dem Laden auf den Gehsteig, sah mich in beiden Richtungen um und horchte auf das Plärren eines kranken Babys. Dankenswerterweise war es ruhig in der Stadt. Pearl trat wieder auf den Gehsteig, ihre Blicke schossen in alle Richtungen. Ich versteckte mich hinter einem geparkten Auto. Dann sah ich unseren Pick-up verdächtig langsam aus Süden kommen. Mein Vater bemerkte mich und hielt mitten auf der Straße an. Mit meiner ganzen Kraft hob ich

die beiden Eimer an und lief zu unserem Wagen. Er sprang heraus, um mir zu helfen. Ich kletterte auf die Ladefläche, und er reichte mir die Farbeimer. Ich wollte hinten bleiben, ein Stück entfernt vom jüngsten Latcher. Kaum saß mein Vater hinter dem Lenkrad, stieß das Baby wieder einen Schrei aus. Der Pick-up fuhr an, und das Baby verstummte. Ich brüllte: »Hallo, Pearl!«, als wir an ihr vorbeirast.

Libby saß mit Gran auf der Treppe vor dem Haus und wartete auf uns. Als der Pick-up stehen blieb, begann das Baby zu plärren. Die Frauen brachten es eilig in die Küche, wo sie es mit Eis voll stopften.

»In ganz Craighead County gibt es nicht genug Benzin, um den Kerl ruhig zu stellen«, sagte mein Vater.

Das Eis beruhigte ihn glücklicherweise. Der kleine Latcher schlief in den Armen seiner Mutter ein.

Weil Vanilleeis geholfen hatte, als ich unter Koliken litt, galt diese wundersame Heilung als weiterer Beweis dafür, dass das Baby ein halber Chandler war. Ich empfand das nicht gerade als tröstlich.

Wir hatten gewiss nicht damit gerechnet, die Scheune voller Latchers zu haben. Und während wir uns zuerst mit unserer christlichen Nächstenliebe und unserem gut nachbarschaftlichen Verhalten trösteten, begannen wir uns bald dafür zu interessieren, wie lange sie bleiben würden. Ich sprach das Thema beim Abendessen an, nachdem wir ausführlich über die Ereignisse des Tages geredet hatten. »Wie lange werden die Latchers wohl bleiben?«, sagte ich. Pappy war der Ansicht, dass sie wieder gehen würden, sobald sich das Wasser zurückgezogen hätte. In der Scheune eines

anderen Farmers zu wohnen war unter den schlimmsten Umständen erträglich, aber niemand, der über einen Funken Selbstachtung verfügte, würde einen Tag länger als unbedingt nötig bleiben.

»Was sollen sie essen, wenn sie zurückkehren?«, fragte Gran.

»In dem Haus gibt es nichts mehr zu essen.« Ihrer Meinung nach würden sie bis zum Frühjahr bei uns bleiben.

Mein Vater spekulierte, dass ihr baufälliges Haus dem Wasser nicht standhalten würde und es bald kein Haus mehr gäbe, in das sie zurückkehren könnten. Außerdem hatten sie keinen Pick-up, kein Transportmittel. Sie waren auf ihrem Land während der letzten zehn Jahre nahezu verhungert. Wohin also sollten sie gehen? Pappy schien diese Ansicht ein bisschen zu deprimieren.

Meine Mutter hörte überwiegend zu und schaltete sich nur einmal mit der Bemerkung ein, dass die Latchers nicht die Sorte Leute sei, denen es peinlich ist, in einer fremden Scheune zu leben. Und sie sorgte sich um die Kinder, nicht nur wegen der offensichtlichen Probleme hinsichtlich ihrer Gesundheit und Ernährung, sondern auch wegen ihrer Erziehung und geistigen Entwicklung.

Pappys Vorhersage eines schnellen Aufbruchs wurde am Tisch auseinander genommen und niedergestimmt. Drei gegen eins. Vier, wenn man mich mitzählte.

»Wir werden überleben«, sagte Gran. »Wir haben genug zu essen, damit wir und sie den Winter über satt werden. Sie sind hier, sie können nirgendwo anders hin, und wir werden uns um sie kümmern.« Niemand wollte sich deswegen mit ihr anlegen.

»Gott hat uns nicht ohne Grund einen prächtigen Gemüsegarten gegeben«, fügte sie hinzu und nickte meiner Mutter zu. »Bei Lukas steht, dass Jesus gesagt hat: >So lade

Arme, Verkrüppelte, Lahme und Blinde ein, dann wirst du selig sein.<«

»Wir werden zwei Schweine schlachten statt einem«, sagte Pappy. »Dann haben wir genug Fleisch für den Winter.« Geschlachtet wurde immer Anfang Dezember, wenn die Kälte alle Bakterien abgetötet hatte. Jedes Jahr wurde ein Schwein in den Kopf geschossen, dann wurde es in kochendes Wasser getaucht und an einem Baum neben dem Geräteschuppen aufgehängt, anschließend ausgenommen und in tausend Stücke zerlegt. Wir hatten Schinken, Speck, Lendenstücke, Würste und Koteletts. Alles wurde gegessen - die Zunge, das Hirn, die Füße. »Alles außer dem Quieken«, lautete ein Satz, den ich immer wieder hörte. Mr Jeter von der anderen Straßenseite war ein fairer Schlachter. Er überwachte das Ausweiden und übernahm das heikle Zerlegen. Für die Zeit, die er bei uns verbrachte, nahm er ein Viertel der besten Stücke. Meine früheste Erinnerung an das Schlachten war, dass ich hinters Haus lief und mich übergab. Im Lauf der Zeit begann ich mich darauf zu freuen. Wenn man Speck und Schinken essen wollte, musste man ein Schwein schlachten. Um die Latchers bis zum Frühjahr zu ernähren, würden zwei Schweine nicht reichen. Sie waren zu elft, einschließlich des Babys, das im Augenblick von Vanilleeis lebte. Als wir über sie sprachen, begann ich davon zu träumen, nach Norden zu gehen. Das Vorhaben erschien mir jetzt erstrebenswerter. Die Latchers taten mir Leid, und ich war stolz darauf, dass wir sie gerettet hatten. Ich wusste, dass von uns als Christen erwartet wurde, den Armen zu helfen. Das alles begriff ich, aber ich konnte mir nicht vorstellen, den ganzen Winter über mit den vielen kleinen Kindern zu leben, die über unsere Farm rannten.

Bald müsste ich wieder in die Schule. Würden die Latcher-Kinder mit mir kommen? Da sie bislang noch nicht in die Schule gegangen waren, wurde von mir erwartet, dass ich ihnen alles zeigte? Was würden meine Freunde denken? Mir stünden schwere Demütigungen bevor.

Und da sie jetzt bei uns wohnten, war es nur eine Frage der Zeit, bis das große Geheimnis herauskam. Ricky würde als Vater identifiziert. Pearl würde herausfinden, für wen das viele Vanilleeis bestimmt war. Irgendetwas sickerte bestimmt durch und wir wären ruiniert.

»Luke, bist du fertig?«, fragte mein Vater und riss mich aus meinen Gedanken.

Mein Teller war sauber. Alle blickten darauf. Die Erwachsenen hatten etwas zu besprechen. Es war die übliche Aufforderung, mir eine Beschäftigung zu suchen.

»Das Essen war gut. Darf ich aufstehen?«, sagte ich meine Standardsätze für diesen Fall auf.

Gran nickte, und ich stieß die Fliegengittertür weit auf, damit sie laut zuschlug. Im Dunkeln schlüpfte ich zurück auf die Bank neben der Küchentür. Von hier konnte ich alles hören. Sie machten sich Sorgen um das Geld. Das Erntedarlehen würde bis zum nächsten Frühjahr verlängert, sie müssten sich erst dann darum kümmern. Auch andere Rechnungen konnten angeschrieben werden, obwohl Pappy es hasste, seine Kreditgeber zu strapazieren.

Den Winter zu überstehen war das drängendste Problem. Lebensmittel waren kein Anlass zur Sorge. Aber wir brauchten Geld für Dinge wie Strom, Benzin und Öl für den Pick-up und für Nahrungsmittel wie Kaffee, Mehl und Zucker. Was, wenn jemand krank wurde und einen Arzt oder Medikamente

benötigte? Was, wenn der Wagen zusammenbrach und wir Ersatzteile kaufen mussten?

»Der Kirche haben wir dieses Jahr auch noch nichts gespendet«, sagte Gran.

Pappy schätzte, dass noch dreißig Prozent der Ernte auf den überschwemmten Feldern standen. Wenn das Wetter besser wurde und alles trocknete, könnten wir einen Teil davon retten. Das wäre ein kleines Einkommen, von dem jedoch die Entkörnungsanlage das meiste einbehalten würde. Aber weder er noch mein Vater waren optimistisch, dass sie 1952 noch einmal Baumwolle pflücken würden.

Das Problem war Bargeld. Sie hatten fast keins mehr, und es bestand keine Hoffnung auf weitere Einkünfte. Sie hatten kaum mehr genug, um bis Weihnachten Strom und Benzin zu bezahlen.

»Jimmy Dale hat einen Job für mich im Buick-Werk«, sagte mein Vater. »Aber er kann nicht mehr lange warten. Es gibt nur wenige Stellen. Wir müssen bald rauffahren.«

Laut Jimmy Dale wurden derzeit drei Dollar die Stunde gezahlt, vierzig Stunden die Woche, und es war möglich, Überstunden zu machen. »Er meint, dass ich an die zweihundert Dollar pro Woche verdienen kann«, sagte mein Vater.

»Wir werden so viel wie möglich nach Hause schicken«, fügte meine Mutter hinzu.

Pappy und Gran protestierten, aber alle wussten, dass es beschlossene Sache war. In der Ferne hörte ich Lärm, ein vage vertrautes Geräusch. Als es näher kam, zuckte ich zusammen und wünschte, ich hätte mich auf der vorderen Veranda versteckt.

Das Baby war wieder da, zornig und zweifellos versessen auf Vanilleeis. Ich schlich von der Veranda und ging ein paar Schritte Richtung Scheune. In den Schatten sah ich Libby und Mrs Latcher, die auf das Haus zusteuerten. Ich kauerte mich neben den Hühnerstall und horchte. Das ununterbrochene Plärren hallte auf unserer Farm wider.

Gran und meine Mutter erwarteten sie auf der Veranda. Ein Licht wurde angeschaltet, und ich beobachtete, wie sie sich um das kleine Ungeheuer scharten und es dann ins Haus trugen. Durch das Fenster sah ich, wie mein Vater und Pappy auf die vordere Veranda flüchteten.

Da sich vier Frauen um ihn kümmerten, dauerte es nur ein paar Minuten, bis er aufhörte zu weinen. Kaum war alles wieder ruhig, kam Libby aus der Küche und setzte sich an der Stelle auf die Veranda, an der auch Cowboy gesessen und mir sein Klappmesser gezeigt hatte. Ich ging zum Haus, und als ich nur noch ein paar Meter entfernt war, sagte ich: »Hallo, Libby.« Sie erschrak, beruhigte sich jedoch gleich wieder. Die Nerven des armen Mädchens waren dank der Koliken des Babys gereizt. »Luke«, sagte sie. »Was machst du da?«

»Nichts.«

»Komm, setz dich zu mir«, sagte sie und klopfte auf den Platz neben sich. Ich tat, wie mir geheißen.

»Schreit das Baby immer?«, fragte ich.

»Meistens. Aber das macht mir nichts aus.«

»Nein?«

»Nein. Er erinnert mich an Ricky.«

»Wirklich?«

»Ja. Wann kommt er nach Hause? Weißt du das, Luke?«

»Nein. In seinem letzten Brief stand, dass er vielleicht an Weihnachten kommt.«

»In zwei Monaten.«

»Ja, aber ich bin nicht sicher. Gran sagt, alle Soldaten behaupten, dass sie an Weihnachten nach Hause kommen.«

»Ich kann's gar nicht erwarten«, sagte sie, erkennbar aufgeregt von dieser Aussicht.

»Was soll werden, wenn er nach Hause kommt?«, fragte ich, nicht sicher, ob ich ihre Antwort überhaupt hören wollte.

»Dann werden wir heiraten«, sagte sie mit einem breiten hübschen Lächeln. In ihren Augen spiegelten sich Staunen und Freude.

»Wirklich?«

»Ja, das hat er mir versprochen.«

Ich wollte keinesfalls, dass Ricky heiratete. Er gehörte mir. Wir würden angeln und Baseball spielen, und er würde Kriegsgeschichten erzählen. Er wäre mein großer Bruder und nicht Libbys Mann.

»Er ist so süß«, sagte sie und blickte zum Himmel empor. Ricky war vieles, aber süß hätte ich ihn nie genannt. Andererseits wusste ich nicht, was er getan hatte, um sie so zu beeindrucken.

»Das darfst du niemandem erzählen, Luke«, sagte sie plötzlich wieder ernst. »Es ist unser Geheimnis.«
Geheimnisse sind meine Spezialität, hätte ich am liebsten gesagt.

»Mach dir keine Sorgen. Bei mir ist es sicher«, sagte ich stattdessen.

»Kannst du lesen und schreiben, Luke?«

»Klar kann ich das. Du?«

»Ziemlich gut.«

»Aber du gehst doch nicht in die Schule.«

»Ich habe vier Klassen gemacht, dann hat meine Mutter die vielen Kinder gekriegt, und ich musste aufhören. Ich habe Ricky einen Brief geschrieben und ihm von dem Baby erzählt. Hast du seine Adresse?«

Ich war mir nicht sicher, ob Ricky ihren Brief überhaupt wollte, und einen Augenblick dachte ich daran, mich dumm zu stellen. Aber ich mochte Libby einfach. Sie war so verrückt nach Ricky, dass es falsch gewesen wäre, ihr seine Adresse vorzuenthalten. »Ja, die hab ich.«

»Hast du einen Umschlag?«

»Klar.«

»Könntest du den Brief für mich abschicken? Bitte, Luke. Ich glaub nicht, dass Ricky von unserem Baby weiß.«

Etwas riet mir, mich ihnen nicht in den Weg zu stellen. Die Sache ging nur die beiden etwas an. »Ich denk schon«, sagte ich.

»Danke, Luke«, sagte sie und quiekte fast vor Freude. Dann umarmte sie mich fest. »Ich gebe dir morgen den Brief«, sagte sie. »Und du versprichst mir, dass du ihn abschicken wirst?«

»Ich verspreche es.« Ich dachte an Mr Thornton im Postamt und wie neugierig er wäre, wenn er einen Brief von Libby Latcher an Ricky in Korea sähe. Irgendwie würde ich es schon hinkriegen. Vielleicht sollte ich meine Mutter fragen. Die Frauen trugen das schlafende Latcher-Baby auf die Veranda, wo Gran es in den Armen wiegte. Meine Mutter und Mrs Latcher sprachen darüber, wie müde das kleine Kerlchen war - das ununterbrochene Schreien hatte es erschöpft -, sodass es tief und fest schlief, wenn es denn schlief. Das viele Gerede über das Baby langweilte mich bald.

* * *

Gleich nach Sonnenaufgang weckte mich meine Mutter, aber sie warf mich nicht aus dem Bett, sondern setzte sich zu mir

und sprach mit mir. »Wir fahren morgen früh, Luke. Ich werde heute packen. Dein Vater wird dir dabei helfen, die Vorderseite des Hauses zu streichen, deswegen stehst du jetzt besser auf.«

»Regnet es?«, fragte ich und setzte mich auf.

»Nein. Es ist bewölkt, aber du kannst streichen.«

»Warum fahren wir morgen?«

»Weil es Zeit ist, dass wir aufbrechen.«

»Wann kommen wir zurück?«

»Ich weiß es nicht. Geh frühstücken. Wir haben viel zu tun.«

Ich fing vor sieben an zu streichen, die Sonne stand knapp über den Baumwipfeln im Osten. Das Gras war nass, das Haus auch, aber ich hatte keine andere Wahl. Bald waren die Bretter jedoch getrocknet, und ich kam gut voran. Mein Vater gesellte sich zu mir und wir versetzten das Gerüst, so dass er unter dem Dach streichen konnte. Dann fand uns Mr Latcher, und nachdem er uns eine Weile zugesehen hatte, sagte er: »Ich möchte mithelfen.«

»Das müssen Sie nicht«, sagte mein Vater aus zweieinhalb Meter Höhe.

»Ich möchte mir meinen Aufenthalt verdienen«, sagte Mr Latcher. Er hatte nichts anderes zu tun.

»Na gut. Luke, hol den anderen Pinsel.«

Ich lief in den Geräteschuppen, hocherfreut, dass sich erneut eine kostenlose Arbeitskraft eingefunden hatte. Mr Latcher strich mit großem Elan, als wollte er seinen Wert unter Beweis stellen.

Eine kleine Schar versammelte sich und sah uns zu. Ich zählte sieben Latchers, die in unserem Rücken mit ausdruckslosen Mienen auf der Erde saßen, alle Kinder außer Libby und dem Baby.

Wahrscheinlich warteten sie auf das Frühstück. Ich ignorierte sie und arbeitete weiter.

Das Anstreichen gestaltete sich jedoch schwierig. Pappy kam mich holen. Er sagte, er wolle mit mir zum Bach fahren, um die Überschwemmungen zu besichtigen. Ich erwiderte, dass ich eigentlich streichen müsse. Mein Vater sagte: »Nur zu, Luke«, und damit war mein Protest vom Tisch.

Wir fuhren mit dem Traktor durch die überschwemmten Felder, bis die Vorderreifen fast ganz im Wasser versanken. Dann stellte Pappy den Motor ab und wir saßen lange Zeit auf dem Traktor, umgeben von der nassen Baumwolle, für die wir so hart gearbeitet hatten.

»Ihr fahrt morgen«, sagte Pappy schließlich.

»Ja, Sir.«

»Aber ihr kommt bald zurück.«

»Ja, Sir.« Meine Mutter, nicht Pappy würde bestimmen, wann wir zurückkehrten. Und wenn Pappy glaubte, dass wir eines Tages auf die Farm zurückkommen und wieder Baumwolle anpflanzen würden, irrte er sich. Er tat mir Leid, und ich vermisste ihn jetzt schon.

»Hab noch mal über Hank und Cowboy nachgedacht«, sagte er, ohne den Blick vom Wasser vor dem Traktor zu nehmen.

»Lassen wir es so, wie es ist. Es kann nichts Gutes daraus entstehen, wenn wir es weitererzählen. Dieses Geheimnis werden wir mit ins Grab nehmen.« Er hielt mir seine rechte Hand hin. »Abgemacht?«

»Abgemacht«, wiederholte ich und drückte seine dicke schwielige Hand.

»Vergiss dort oben deinen Pappy nicht, hörst du?«

»Werd ich nicht.«

Er ließ den Traktor an, legte den Rückwärtsgang ein, und wir kehrten über die nassen Felder zurück.

Als ich vor dem Haus ankam, sah ich, dass Percy Latcher meinen Pinsel genommen hatte und fleißig strich. Wortlos reichte er ihn mir und setzte sich unter einen Baum. Ich arbeitete ungefähr zehn Minuten, als Gran auf die Veranda kam und sagte: »Luke, komm mit. Ich muss dir was zeigen.« Sie führte mich ums Haus in Richtung des Silos. Überall waren Schlammputzen, und das Wasser hatte sich bis auf zehn Meter der Scheune genähert. Sie wollte einen kleinen Spaziergang machen und plaudern, aber überall waren Wasser und Schlamm. Wir setzten uns auf den Anhänger des Traktors. »Was wolltest du mir zeigen?«, fragte ich nach einer Weile. »Ach, nichts. Ich wollte ein paar Minuten mit dir allein sein. Du gehst morgen weg. Ich habe gerade überlegt, ob du schon einmal woanders übernachtet hast.«

»Kann mich nicht erinnern«, sagte ich. Ich wusste, dass ich im Schlafzimmer meiner Eltern geboren war. Ich wusste, dass Grans Hände die ersten gewesen waren, die mich berührten, dass sie mich auf die Welt gebracht und sich um meine Mutter gekümmert hatte. Nein, ich hatte unser Haus nie verlassen, nicht einmal für eine Nacht.

»Im Norden wird es dir gefallen«, sagte sie nicht gerade überzeugt. »Viele Leute von hier suchen dort oben Arbeit. Und ihnen gefällt's dort, und sie kehren immer zurück. Du wirst wieder hier sein, noch bevor du richtig weg warst.« Ich liebte meine Großmutter, wie ein Kind seine Großmutter nur lieben kann, aber ich wusste, dass ich nie wieder in ihrem Haus leben und nie wieder auf ihren Feldern arbeiten würde. Wir redeten eine Weile über Ricky, dann über die Latchers. Sie

legte den Arm um meine Schultern und zog mich an sich, und sie ließ sich mehrmals von mir versprechen, dass ich ihr Briefe schreiben würde. Außerdem musste ich ihr versprechen, fleißig zu lernen, meinen Eltern zu gehorchen, in die Kirche zu gehen, in der Bibel zu lesen und auf meine Sprache zu achten, damit ich nicht wie ein Yankee klang.

Nachdem sie mir diese vielen Versprechen abgerungen hatte, war ich erschöpft. Wir kehrten unter Umgehung der vielen Pfützen zum Haus zurück.

Der Vormittag zog sich dahin. Nach dem Frühstück war die Latcher-Horde verschwunden, aber rechtzeitig zum Mittagessen waren sie wieder da. Sie sahen zu, wie mein Vater und ihr Vater auf der Vorderseite unseres Hauses ein Wettstreichen veranstalteten.

Sie aßen auf der hinteren Veranda. Anschließend zog mich Libby auf die Seite und gab mir ihren Brief an Ricky. Ich hatte bereits einen der schlichten weißen Umschläge, die wir am Ende des Küchentisches aufbewahrten, entwendet, an Ricky via San Diego adressiert und eine Briefmarke darauf geklebt. Sie war beeindruckt. Vorsichtig tat sie ihren Brief hinein und klebte ihn zu.

»Danke, Luke«, sagte sie und küsste mich auf die Stirn.

Ich steckte den Umschlag unter mein Hemd, damit niemand ihn sah. Ich wollte meiner Mutter davon erzählen, hatte aber noch keine Gelegenheit dazu gefunden.

Der Tag verging schnell. Meine Mutter und Gran wuschen und bügelten am Nachmittag die Kleider, die wir mitnehmen würden. Mein Vater und Mr Latcher strichen, bis die Eimer leer waren. Ich wünschte, dass die Zeit langsamer vergehen würde, aber aus irgendeinem Grund verging sie immer schneller.

Es folgte ein weiteres stilles Abendessen, alle machten wir uns Sorgen wegen der Fahrt in den Norden, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Ich war so traurig, dass ich keinen Appetit hatte.

»Das wird dein letztes Abendessen hier sein für eine Weile, Luke«, sagte Pappy. Ich wusste nicht, warum er es sagte, denn es heiterte uns nicht gerade auf.

»Im Norden soll das Essen ziemlich schlecht sein«, sagte Gran in dem Versuch, die Stimmung zu heben. Aber auch das ging daneben.

Es war zu kühl, um auf der Veranda zu sitzen. Wir versammelten uns im Wohnzimmer und versuchten zu plaudern, als ob alles beim Alten wäre. Aber kein Thema interessierte uns wirklich. Kirchenangelegenheiten waren langweilig. Die Baseballsaison war vorbei. Niemand wollte Ricky erwähnen. Nicht einmal das Wetter war noch von Belang.

Schließlich gaben wir es auf und gingen ins Bett. Meine Mutter deckte mich zu und gab mir einen Gutenachtkuss. Dann kam Gran und tat das Gleiche. Pappy schaute auf ein paar Worte vorbei, was er noch nie zuvor getan hatte.

Als ich endlich allein war, betete ich. Dann starrte ich auf die dunkle Decke und versuchte zu glauben, dass es meine letzte Nacht auf der Farm sein würde.

Mein Vater war 1944 in Italien verwundet worden. Er wurde zuerst dort ärztlich behandelt, dann auf einem Krankenhausschiff, anschließend war er eine Weile in einem Rehabilitationszentrum in Boston. Als er im Busbahnhof von Memphis ankam, hatte er zwei Seesäcke der amerikanischen Armee dabei, die Kleidung und ein paar Souvenirs enthielten. Zwei Monate später heiratete er meine Mutter. Zehn Monate

später trat ich auf den Plan.

Ich hatte die Seesäcke noch nie gesehen. Soweit ich wusste, waren sie seit dem Krieg nicht mehr benutzt worden. Als ich am nächsten Morgen das Wohnzimmer betrat, standen sie beide da, halb gefüllt mit Kleidung. Meine Mutter suchte die Dinge zusammen, die noch gepackt werden mussten. Auf dem Sofa lagen ihre Kleider, Decken und ein paar Hemden, die sie am Vortag gebügelt hatte. Ich fragte sie nach den Seesäcken, und sie sagte, dass sie die letzten acht Jahre im Speicher über dem Geräteschuppen gelagert hätten.

»Jetzt beeil dich und geh frühstücken«, sagte sie und legte ein Handtuch zusammen.

Gran sparte nicht an unserem letzten Frühstück. Es gab Eier, Würste, Schinken, Hafergrütze, Bratkartoffeln, gebratene Tomaten und frische Brötchen. »Es ist eine lange Busfahrt«, sagte sie.

»Wie lang?«, fragte ich. Ich saß am Tisch und wartete auf meine erste Tasse Kaffee. Die Männer waren irgendwo draußen.

»Dein Vater hat achtzehn Stunden gesagt. Weiß der Himmel, wann du die nächste anständige Mahlzeit kriegen wirst.« Sie stellte vorsichtig den Kaffee an meinen Platz und küsste mich auf den Kopf. Nur ein in ihrer Küche mit Zutaten von der Farm gekochtes Essen war in Grans Augen ein anständiges Essen.

Die Männer hatten bereits gefrühstückt. Gran saß neben mir mit ihrer Tasse Kaffee und sah mir zu, während ich mir das Festmahl einverleibte, das sie aufgetischt hatte. Wir gingen noch einmal die Versprechen durch - Briefe zu schreiben, meinen Eltern zu gehorchen, in der Bibel zu lesen, zu beten, aufzupassen, dass ich kein Yankee wurde. Es war ein richtiger

Abruf von Geboten. Ich kaute und nickte in den entscheidenden Momenten.

Sie erklärte, dass meine Mutter Hilfe brauchen würde, wenn das neue Baby geboren wäre. In Flint wären noch andere Leute aus Arkansas, gute Baptistenseelen, auf die Verlass war, aber ich müsste bei der Hausarbeit helfen.

»Was für Hausarbeit?«, fragte ich mit vollem Mund. Ich dachte, meine Hilfe wäre nur auf der Farm vonnöten gewesen. Ich dachte, das hätte ich endlich hinter mir.

»Dinge im Haus«, sagte sie plötzlich vage. Gran hatte nicht eine Nacht ihres Lebens in einer Stadt verbracht. Sie hatte keine Ahnung, wo wir wohnen würden, und wir wussten es auch nicht. »Du hilfst einfach, wenn das Baby da ist«, sagte sie.

»Was ist, wenn es schreit wie das Latcher-Baby?«, fragte ich.

»Das wird es nicht. Noch nie hat ein Baby so Geschrien.« Meine Mutter ging mit einem Arm voller Kleidung durch die Küche. Sie bewegte sich schnell. Seit Jahren hatte sie von diesem Tag geträumt. Pappy und Gran und vielleicht sogar mein Vater glaubten, dass wir bald zurückkehren würden. Für meine Mutter war unser Aufbruch dagegen ein Meilenstein. Der Tag war ein Wendepunkt nicht nur in ihrem Leben, sondern auch und vor allem in meinem. Sie hatte mich früh überzeugt, kein Farmer werden zu wollen, und indem wir jetzt gingen, durchtrennten wir Bande.

Pappy kam in die Küche und schenkte sich eine Tasse Kaffee ein. Er saß auf dem Stuhl am Ende des Tisches neben Gran und sah mir beim Essen zu. Begrüßungen lagen ihm nicht, Abschied nehmen war ihm noch unangenehmer. Je weniger geredet wurde, umso besser für ihn.

Nachdem ich mich so voll gestopft hatte, dass ich mich schon

nicht mehr wohl fühlte, gingen Pappy und ich auf die Veranda vor dem Haus. Mein Vater lud die Seesäcke auf den Pick-up. Er trug eine gestärkte khakifarbene Arbeitshose, ein gestärktes weißes Hemd, keinen Overall. Meine Mutter hatte ein hübsches Sonntagskleid an. Wir wollten nicht aussehen wie Flüchtlinge von den Baumwollfeldern Arkansas'.

Pappy führte mich zu der Stelle im Hof, wo einst die zweite Base gewesen war, dort drehten wir uns um und sahen zum Haus. Es glühte im klaren Licht der morgendlichen Sonne.

»Gute Arbeit, Luke«, sagte er. »Du hast gute Arbeit geleistet.«

»Mir wär's lieber, wenn wir fertig geworden wären«, sagte ich. Ganz rechts, an der Ecke, an der Trot angefangen hatte, war ein Teil nicht gestrichen. Wir hatten die letzten Eimer so weit wie möglich gestreckt, trotzdem hatte es nicht ganz gereicht.

»Vermutlich zwei Liter«, sagte Pappy.

»Ja, Sir. Das wird hinkommen.«

»Ich werd's im Winter machen«, sagte er.

»Danke, Pappy.«

»Wenn ihr nach Hause kommt, ist es fertig.«

»Das wär schön.«

Wir gingen alle zum Pick-up und umarmten Gran zum letzten Mal. Einen Augenblick dachte ich, sie würde noch einmal die Liste der Versprechen durchgehen, aber ihre Kehle war zugeschnürt. Wir stiegen ein - Pappy saß am Steuer, ich neben ihm in der Mitte, meine Mutter am Fenster, mein Vater auf der Ladefläche bei den Seesäcken - und setzten zurück auf unsere Schotterstraße.

Als wir wegfuhrten, saß Gran auf der Treppe und wischte sich das Gesicht. Mein Vater hatte mir gesagt, ich solle nicht weinen, aber ich konnte nicht anders. Ich hielt mich am Arm

meiner Mutter fest und versteckte mein Gesicht.

In Black Oak hielten wir an. Mein Vater musste noch eine Kleinigkeit im Co-op erledigen. Ich wollte mich von Pearl verabschieden. Meine Mutter ging mit Libbys Brief an Ricky zum Postamt und schickte ihn ab. Sie und ich hatten lange darüber geredet, und auch sie meinte, dass es uns nichts anginge. Wenn Libby Ricky einen Brief schreiben und ihm von dem Baby erzählen wollte, dann sollten wir sie nicht daran hindern.

Pearl wusste natürlich, dass wir weggingen. Sie umarmte mich, bis ich glaubte, mein Hals würde brechen, dann gab sie mir eine kleine Papiertüte mit Bonbons. »Die wirst du unterwegs brauchen«, sagte sie. Ich glotzte auf den endlosen Vorrat an Schokoladen-, Minz- und Karamelbonbons. Unsere Reise war bereits ein Erfolg. Pop kam herein, schüttelte mir die Hand wie einem Erwachsenen und wünschte mir Glück.

Ich eilte mit meinen Bonbons zum Pick-up zurück und zeigte sie Pappy, der noch immer hinter dem Steuer saß. Bald darauf kamen meine Eltern. Wir waren nicht in der Stimmung für einen großen Abschied. Unser Aufbruch verdankte sich Frustration und einer Missernte. Wir wollten nicht die ganze Stadt wissen lassen, dass wir nach Norden flüchteten. Es war früher Vormittag, und in der Stadt war es noch ruhig. Ich betrachtete die Felder entlang der Landstraße nach Jonesboro. Sie waren so nass wie unsere. Das braune Wasser in den Straßengräben lief über. Bäche und Flüsse waren über die Ufer getreten.

Wir kamen an dem Kiesweg vorbei, wo Pappy und ich auf Leute aus den Bergen gewartet hatten. Wir hatten die Spruills kennen gelernt, und ich hatte Hank und Tally und Trot zum ersten Mal gesehen. Wenn ein anderer Farmer vor uns da

gewesen wäre, oder wenn wir später gekommen wären, dann wären die Spruills jetzt mit allen Familienmitgliedern zurück in Eureka Springs.

Mit Cowboy am Steuer war Tally in unserem Pick-up die gleiche Strecke gefahren, mitten in der Nacht während eines Gewitters. Sie lief weg in der Hoffnung auf ein besseres Leben im Norden, genau wie wir. Es war noch immer schwer zu glauben, dass sie einfach so verschwunden war.

Ich sah nicht einen Menschen Baumwolle pflücken, bis wir nach Nettleton kamen, eine Kleinstadt in der Nähe von Jonesboro. Hier waren die Gräben nicht so voll, der Boden nicht so nass. Ein paar Mexikaner arbeiteten hart.

Am Stadtrand wurden wir aufgrund des Verkehrs langsamer. Ich richtete mich auf, um alles zu sehen: die Geschäfte und die hübschen Häuser, die sauberen Autos und die Menschen, die herumschlenderten. An meinen letzten Besuch in Jonesboro konnte ich mich nicht erinnern. Wenn ein Farmersjunge in die nächste größere Stadt fuhr, sprach er eine Woche darüber. Wenn er bis nach Memphis kam, dann redete er einen Monat lang über nichts anderes.

Pappy wurde im Verkehr sichtlich nervös. Er klammerte sich ans Lenkrad, trat auf die Bremse und brummte vor sich hin. Wir bogen ab, und da war die Greyhound Station, ein geschäftiger Ort; links von uns standen drei glänzende Busse. Wir hielten am Bordstein neben einem Abfahrt-Schild und stiegen rasch aus. Pappy hatte nichts übrig für Umarmungen, und so hatten wir uns schnell verabschiedet. Aber als er mich in die Backe zwickte, sah ich, dass seine Augen feucht waren. Deswegen stieg er schnell wieder ein und fuhr eilig davon. Wir winkten, bis wir ihn nicht mehr sahen. Mir tat das Herz weh, als sein alter Pick-up um die Ecke fuhr und verschwand. Er

fuhr zurück zur Farm, zu den Überschwemmungen, zu den Latchers und zu einem langen Winter. Aber gleichzeitig war ich erleichtert, nicht mit ihm zurückkehren zu müssen.

Wir wandten uns um und betraten den Busbahnhof. Jetzt begann unser Abenteuer. Mein Vater stellte die Seesäcke neben einer Reihe mit Sitzen ab, dann gingen er und ich zum Fahrkartenschalter.

»Drei Fahrkarten nach St. Louis«, sagte er.

Mein Mund klappte auf, und ich starrte ihn vollkommen baff an. »St. Louis?«, sagte ich.

Er grinste und schwieg.

»Der Bus fährt um zwölf Uhr mittags ab«, sagte der Mann hinter dem Schalter.

Mein Vater bezahlte die Fahrkarten, und wir setzten uns neben meine Mutter. »Mom, wir fahren nach St. Louis!«, sagte ich.

»Das ist nur ein Zwischenstopp, Luke«, sagte mein Vater.

»Dort nehmen wir einen Bus nach Chicago und dann nach Flint.«

»Meinst du, dass wir Stan Musial sehen?«

»Das bezweifle ich.«

»Können wir uns Sportsman's Park ansehen?«

»Auf dieser Fahrt nicht. Vielleicht beim nächsten Mal.«

Nach ein paar Minuten durfte ich im Bahnhof herumlaufen und alles inspizieren. Es gab ein kleines Cafe, in dem zwei junge Soldaten Kaffee tranken. Ich dachte an Ricky, und mir wurde klar, dass ich nicht da wäre, wenn er nach Hause kam. Ich sah eine Negerfamilie, ein seltener Anblick in unserem Teil von Arkansas. Sie hielten ihre Taschen fest und wirkten so verloren wie wir. Ich entdeckte zwei weitere Farmersfamilien, die die Überschwemmungen in die Flucht geschlagen hatten.

Als ich zu meinen Eltern zurückkehrte, hielten sie sich bei den Händen und waren in ein Gespräch vertieft. Wir warteten, wie es schien, eine Ewigkeit, dann wurde endlich unser Bus ausgerufen. Die Seesäcke kamen in das Gepäckfach unter dem Passagierraum, und wir stiegen ein.

Meine Mutter und ich hatten Sitze nebeneinander, mein Vater hatte einen Platz direkt hinter uns. Ich saß am Fenster und starrte mit großen Augen hinaus, als wir durch Jonesboro fuhren und dann auf den Highway Richtung Norden. Noch immer waren wir von nassen Baumwollfeldern umgeben. Als ich endlich den Blick vom Fenster wenden konnte, sah ich zu meiner Mutter. Sie hatte den Kopf auf den Sitz zurückgelegt. Ihre Augen waren geschlossen, und langsam zeichnete sich in ihren Mundwinkeln ein Lächeln ab.



Der Nr. 1 Bestseller

Arkansas, Anfang der Fünfziger: Der siebenjährige Luke Chandler lebt mit seinen Eltern und Großeltern auf einer kleinen Farm inmitten von Baumwollfeldern.

Während der Erntezeit pflücken sie wie jedes Jahr Baumwolle, kämpfen sechs lange Wochen gegen Hitze, Regen und Erschöpfung an.

Doch in diesem Sommer brechen Ereignisse über Lukes Leben herein, er erfährt Geheimnisse, die ihn tief erschüttern: verbotene Liebesaffären, Streitigkeiten zwischen Arm und Reich und – ein kaltblütiger Mord ...

»John Grisham ist der beste Erzähler der Gegenwart.«

The New York Times

Deutsche Erstausgabe

00621 3

